

Esther Verhoef
Der Geliebte

Buch

Das Leben ist ein Traum, denkt die 34-jährige Simone, als sie gemeinsam mit ihrem Mann Eric und den beiden Kindern den großen Schritt wagt: Im Südwesten Frankreichs, in der Dordogne, wollen sie ein neues Leben beginnen. Ein Grundstück samt darauf stehendem Landhaus ist bereits gekauft, nun müssen die beiden nur noch das baufällige Gebäude wieder auf Vordermann bringen, um schon bald darin wohnen und Fremdenzimmer vermieten zu können. So jedenfalls sieht der Plan aus, doch das ambitionierte Vorhaben wird schon bald von der Wirklichkeit eingeholt. Wie etwa kommt man an gute Arbeiter, wenn man gerade erst in ein fremdes Dorf gezogen ist und noch nicht einmal weiß, wo sich die Bäckerei befindet? Wie beruhigt man die Kinder, die die fremde Sprache noch nicht beherrschen und all ihre Freunde zurücklassen mussten? Wie schützt man die Beziehung zum Partner vor dem immer größer werdenden Stress, den die Baustelle mit sich bringt? Als schließlich der charismatische Bauunternehmer Peter Vandamme mit seinem Arbeitstrupp ans Werk geht, erfährt nicht nur das Haus eine Veränderung, sondern auch Simones Leben. Denn dann kommt es zu einem Mord - und Simone ist die Hauptverdächtige ...

Autorin

Esther Verhoef, 1968 geboren, ist eine der erfolgreichsten Autorinnen der Niederlande. Sie wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Niederländischen Thrillerpreis (den sie als erste Einheimische nach Autoren wie Nicci French, Dan Brown und Henning Mankell gewann) sowie dem Niederländischen Krimipreis. Mehr unter www.esterverhoef.nl

Esther Verhoef

Der Geliebte

Roman

*Aus dem Niederländischen
von Ilja Braun*

btb

Die niederländische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel »Rendez-vous« bei Anthos/Amsterdam.

Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2009

Copyright © 2006 by Esther Verhoef

Copyright © der deutschen Ausgabe 2009 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagmotiv: plainpicture/Callsen, T.

RK · Herstellung: BB

Printed in Germany

eISBN : 978-3-641-04427-5

www.btb-verlag.de

www.randomhouse.de

Welcome to the other side

ERSTER TEIL

Ich stütze mich mit den Unterarmen auf der stählernen Kloschüssel ab. Mein Magen zieht sich zusammen, und der Schmerz, der mich dabei durchfährt, ist unbeschreiblich. Er klingt auch nicht wieder ab. Ein immer stärker werdender Schmerz, der die Übelkeit und die totale Zerrüttung vorübergehend in den Hintergrund drängt.

Alles in mir fühlt sich rau an, als wäre mein Körper ein großes biologisches Alarmsystem, das gerade verrücktspielt. Als hätte mein letztes Stündlein geschlagen.

Ich stemme mich hoch und wanke von der Toilette zum Bett. Stumpf starre ich die Wand an, in Anstaltsgrün gestrichen, voller chaotischer Kratzer und unlesbarer Kritzeleien. Eingekerbte Schreie, Abschiedsnachrichten, Hirngespinnste, stille Zeugnisse meiner Vorgänger.

Meine Nerven liegen blank. Ich keuche, atme tief durch, bekomme trotzdem nicht genügend Luft. Eine Panikattacke. In den letzten Monaten hatte ich öfter welche. Aber nie so extrem.

Ganz ruhig, Simone, nicht hyperventilieren.

Ich halte mir die Hände vor den Mund und versuche, so ruhig wie möglich ein- und auszuatmen. Bis drei zählen. Ausatmen. Einatmen. Eins, zwei, drei. Ausatmen. Und nochmal.

Jemand hämmert an die Tür. Meine überreizten Sinne nehmen das Geräusch kaum wahr. Die kleine Luke wird geöffnet. »*Madame?*«

»*J'arrive*«, rufe ich, so wie im Laufe des letzten Jahres unzählige Male, wenn der Bäcker, der Postbote oder sonst wer an der Tür stand und ich nicht schnell genug aufmachen konnte. Ich komme.

Gleichzeitig wird mir klar, dass dieser Ausruf völlig fehl am Platz ist. Ich bin gerade noch geistesgegenwärtig genug, um mir eine nasse Haarsträhne hinters Ohr zu streichen. Meine Hände zittern.

Das Schloss wird entriegelt, und in der Türöffnung erscheint ein Polizist: dunkles Haar, etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Er kaut auf irgendetwas herum. An seinem Ledergürtel hängen ein Pistolenhalter, Handschellen und ein Walkie-Talkie.

Er mustert mich mit einem Blick, irgendwo zwischen Tadel und Belustigung.

Ich richte mich auf, und vor lauter Ekel läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Mit der Hand stütze ich mich an der Wand ab.

Der Polizist kommt zu mir herein. Er scheint zu schweben, übernatürlich, unwirklich, wie es auch etwas Unwirkliches an sich hat, dass ich überhaupt hier bin. Ein unheimlicher Traum, aus dem ich nicht erwachen kann.

Das darf alles nicht wahr sein, so was würde mir nie passieren. Nicht mir.

Ich hebe den Blick und versuche, in seinen Augen zu lesen. Was er vor sich sieht, ist nicht die Mutter zweier Kinder, nicht die ehemalige Vorlesemutter und Eigentümerin stilvoller *chambres d'hôtes*. Sondern eine Frau mit wirrem, schweißnassem Haar, roten Flecken im Gesicht und einem T-Shirt, das ihr am Körper klebt. Er riecht meine Panik.

Vor Scham würde ich am liebsten im Erdboden versinken. Ich habe mein Leben weggeworfen, schießt es mir durch den Kopf. Vollständig. Es ist aus und vorbei. Ich bin vierunddreißig, ich hatte alles, was ich mir nur wünschen konnte, und ich habe es weggeworfen. Mein Leben, Erics, das meiner Kinder. Und wofür?

Oder besser: für wen?

Ich habe ein Faible für alte Gebäude. Abbröckelnde Mauern, einstürzende Dächer, Skelette aus Holz und Stein, ohne Fenster und Türen. So etwas berührt mich. Kahl und nackt, anspruchslos.

Während ich meine Runde mache, lasse ich die Atmosphäre auf mich wirken. Ich würde mich gern hinlegen, flach auf den Rücken, mit ausgebreiteten Armen. Ein Kind, das im warmen Sommersand wie ein Schmetterling die Flügel ausbreitet. Einatmen. Die Stimmung auf mich wirken lassen.

Ich tue es nicht.

Warum tun wir nie das, was wir wirklich wollen?

Die Reste von Putz auf den Außenwänden hatten dieselbe Farbe wie der Himmel, der sich träge und schwer an die Gipfel der Hügel lehnte. Feuchtigkeit hatte das Material aufgebläht, die Oberfläche war von Moos bedeckt und wies Risse auf. Einzelne Teile waren abgebröckelt, sodass darunter das rötlichgelbe Mauerwerk zu sehen war. Feuchte Stellen in Form dunkler Rechtecke ließen erkennen, wo früher die Fenster und Türen gewesen waren. Efeu und Prunkwinden schlängelten sich ungehindert von außen nach innen und wieder zurück.

Ich ging die Steintreppe hinauf zu einem Loch an der Frontseite, zwischen Brennesseln und Unkraut hindurch, das in den Fugen Wurzeln geschlagen hatte und mir stellenweise bis zu den Schultern reichte. Meine Schuhe waren durchweicht.

Draußen war es kälter als drinnen. Als Erstes schlug mir der Geruch von nassem Mauerwerk und modrigem Holz entgegen. Auf dem Boden lagen Dielen. Von der Wand blätterte olivgrüne Farbe, und an einigen Stellen hatte sich die Tapete abgelöst, die braune Schimmelflecken aufwies.

Von der geräumigen dunklen Diele aus führte eine breite Holztreppe zu einer Balustrade im ersten Stock. Es war noch deutlich zu erkennen, dass dies einmal ein stattliches Haus gewesen war. Früher hatte hier wahrscheinlich ein Kronleuchter von der Decke gehangen und ein sanftes, funkelndes Licht verbreitet. Schon klangen mir die gedämpften Gespräche im Ohr. Klaviermusik, der helle Klang von Gläsern beim Anstoßen.

Ich fröstelte und zog den Mantel enger um mich, hielt den Aufschlag mit der Hand fest und hob den Blick. Zwei Stockwerke über mir war das Schieferdach. Durch die undichten Stellen plätscherte Regenwasser, die Tropfen kamen vor meinen Füßen auf.

Ich hatte dieses Haus anders in Erinnerung.

Vielleicht hatte ich es mir schöner gedacht, seit wir zum ersten - und letzten - Mal hier gewesen waren. Im Mai, vor beinahe vier Monaten, hatten wir es aus einer spontanen Anwendung heraus von einem englischen Makler gekauft.

Sanierungsbedürftiges charmantes und stilvolles Wohnensemble auf Hügelkamm, XVIII. Jahrhundert. Gesamtwohnfläche 500 m². Hauptgebäude (ca. 300 m²), teils mit ursprünglichen Bauelementen (*cheminée*, Eichendielen), Weinkeller und Turm. Eigene Quelle mit Brunnen sowie diverse Nebengebäude, u. a. ein Taubenschlag, ein Kornspeicher und ein gleichfalls sanierungsbedürftiges Steinhaus von 60 m². Mindestens 8 Hektar Grund, davon 3,5 Hektar Wald, sowie ein kleiner Fischteich. Panoramablick über die Hügel. Einsame Lage mit viel Privatsphäre (nächste Nachbarn in 1 km Entfernung), 20 min. Autofahrt zu lebhafter Stadt mit guten Einkaufsmöglichkeiten. Vielfältige Nutzungsmöglichkeiten, für Ruhebedürftige ebenso geeignet wie für *gîtes*, *chambres d'hôtes* oder als

Hotel.

Im Mai hatten die Bäume und Felder noch in voller Blüte gestanden. Weiße Blüten von Birnbäumen, das überschwängliche Lila von wildem Flieder und gelbe Rapsfelder. Strahlende Sonne vor leuchtend blauem Himmel. Von Wolken keine Spur. Bis zum Horizont erstreckte sich ein Meer von Hügeln in allen denkbaren Violett- und Blauschattierungen. Schwalbenschwärme tauchten im Sinkflug hinter das Haus ab und schwangen sich wieder in die Höhe, auf der Suche nach Insekten oder einem Nistplatz. Die Düfte von Kräutern und Blumen, süß und überwältigend, herangetragen von einer sanften Brise und begleitet vom Gequake der Frösche in dem tiefer gelegenen kleinen See, unten im Tal am Rand des Waldes.

Eric hatte eine Flasche Bordeaux aufgemacht, die wir auf dem verwachsenen Hof bis auf den letzten Tropfen leerten.

Wir hatten uns genau so benommen, wie man das in einer solchen Situation eben tut. Glückstrunken, berauscht. Hier war das Paradies, ein Ort, wo sich Märchen ereigneten. Hier würde unser neues Leben beginnen.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Eric neben mir. Er strich über die Wand und rieb mit dem Daumen über die grünlichbraune Substanz, die ihm danach an den Fingern klebte. »Aber es wird schon gut gehen, wirklich. Es wird fantastisch, Simone. Super wird es.«

Ich wusste nicht so recht, was ich sagen sollte. Mir ging auf einmal so viel durch den Kopf.

Schweigend durchquerten wir die Diele. Unsere Fußtritte auf dem Eichenholzboden wurden von fernem Donnergrollen übertönt. Eric betrat den linken Flügel. Ich blickte ihm nach, bis er nicht mehr zu sehen war.

Direkt unter der Balustrade, rechts von der Treppe, befand sich ein Raum mit gelben Kacheln. Darin stand ein alter weißer Spülschrank, über dem ein Durchlauferhitzer hing. Ein Wirrwarr von Bleileitungen mit weißem Oxidationsbelag zog sich kreuz und quer über die braun angelaufene Wand. Auf den Bodenfliesen hatten sich kleine Pfützen gebildet. Ich ging in die Hocke und strich mit den Fingerspitzen hindurch. Kalt und glibberig.

Ein Gedanke drängte sich mir auf, den ich vergeblich wegzuschieben versuchte. Ich sah meine Mutter vor mir. Ihr unergründlicher Blick ruhte erst auf den von Schimmel überzogenen Wänden, wanderte dann zu den Löchern im Dach und den desolaten Wasserleitungen. Während sie mit ihren hohen Absätzen ängstlich um die Pfützen herumstolzierte, hielt sie ständig ihren Rock hoch, damit der feine Stoff am allgegenwärtigen Schmutz des Hauses keinen Schaden nahm. Sie sagte nichts, meine Mutter. Überhaupt nichts. Wie immer, wenn sie mit mir uneins war. Und das war oft der Fall. Indem ich ihrem Schweigen zuhörte, lernte ich dessen unterschiedliche Arten zu interpretieren.

Ich sah vor mir, wie sie dastand und einen Strich unter die Aufzählung aller Unzulänglichkeiten dieses Hauses machte. Was dabei herauskam, war deutlich an ihrer Miene abzulesen.

Komfort hatte meiner Mutter schon immer viel bedeutet. Jener Komfort, den sie selbst hatte entbehren müssen und den sie ihrer einzigen Tochter deshalb so sehr wünschte. Früher steckte sie mich immer in Kleider, in denen ich mich unwohl fühlte, und schleppte mich zu Tennisclubs und auf Hockeyplätze, wo sie wichtige Leute mit Söhnen in meinem Alter vermutete. Jener schweigende Groll, ein Zeichen ihrer Missbilligung, traf mich seit der Pubertät immer häufiger und länger. Endlose, stille Tage gab es viele in meinen Jugendjahren, die der Ehe mit Eric vorausgingen. Eric, der kein Prinz oder Immobilienmakler war, sondern die höhere Handelsschule besuchte und in einer Studentenbude wohnte. Ein altes Fahrrad, ein Ohrring und BAföG-Schulden. Erst ein Jahr, bevor wir heirateten, wurde mir klar, dass ich genau das tat, was meine Mutter von mir erwartete. Gerade noch rechtzeitig. Kurz vor ihrem Tod.

Meine Finger strichen weiter durch die Wasserpfüten. »Du würdest es furchtbar finden, Mama«, flüsterte ich. »Du würdest es nicht begreifen.«

Begriff ich es denn selbst?

Eric näherte sich nun ebenfalls der Küche. Als ich seine Schritte auf dem Boden in der Diele hörte, richtete ich mich auf und vergrub die nassen Hände in den Taschen meines Trenchcoats.

Ich drehte mich zu ihm um.

»Ich hab mir gedacht«, sagte er, »dass wir vielleicht Ellen mal fragen sollten, ob die Kinder nicht noch ein paar Wochen bei ihr bleiben können.«

Ellen war Erics ältere Schwester. Wir hatten die Kinder diese Woche bei ihr und ihrem Mann Ben untergebracht, um die Hände frei zu haben und die ersten Maßnahmen in die Wege leiten zu können.

»Es wird noch Monate dauern, bis dieses Haus wieder bewohnbar ist«, antwortete ich mechanisch. »Ob sie nun gleich kommen oder erst in ein paar Wochen, macht auch nicht mehr viel aus. Weißt du, ich glaube, die werden hier richtig ihren Spaß haben. Die langen Flure, die vielen Zimmer, ein spannender Keller, die Turmkammer, der Froschteich - das muss doch ein richtiges Traumschloss für sie sein, ein Abenteuer. Tag für Tag können sie auf Entdeckungsreise gehen.«

»Dann müssen wir aber zusehen, dass wir einen Wohnwagen bekommen. Ich glaube, ich habe noch kein einziges Zimmer gesehen, das trocken wäre. Das ganze Dach muss neu gemacht werden.«

»Wir können doch in ein Hotel gehen.«

»Simone, bitte, das dauert hier bestimmt ein halbes Jahr. Ich verspreche dir, ich kaufe einen Wohnwagen, der so groß ist, dass du gar nicht merkst, dass es einer ist.«

Sechs Meter lang, zweieinhalb Meter breit. Cremefarben mit grünen Streifen an den Seiten, die hinter dem letzten Fenster einen Bogen machten und nach oben liefen. Innen eine U-förmige Sitzbank mit einem kleinen Tisch sowie eine Zwergendusche mit marmoriertem Linoleum auf dem Boden und an den Wänden. Eine Chemietoilette mit kaputtem Schloss, ein Spülbecken, ein Gaskocher mit zwei Flammen und vier Schlafgelegenheiten. Direkt daneben eine Satellitenschüssel auf einem Ständer.

Ein richtiger Zirkuswagen.

Es stand da und grinste mich mit seinen rauchfarbenen Plastikfenstern an, vom Dach bis zum Fahrgestell ein hässliches Monstrum. Es lachte mich aus, mit seinen mickrigen Wasserhähnen und schmalen Betten. Feixend stand es auf dem platt gedrückten Unkraut hinter dem Hauptgebäude. Es ist eine vorübergehende Lösung, sagte mir mein Verstand, und ich wollte vor allem nicht so schwierig sein. Schon gar nicht jetzt, wo die Sonne das Weite gesucht hatte und der anhaltende Regen mir deutlich zu machen versuchte, dass der Weg, den wir eingeschlagen hatten, steinig sein würde, nicht gepflastert oder asphaltiert. Ermutigungen aller Art, so klein sie auch sein mochten, konnten wir gut gebrauchen, wenn wir diese Sache als Familie unbeschadet überstehen wollten.

Von dem zentralen überirdisch verlegten Kabelnetz führte eine Abzweigung zu jener Ecke unseres Hauses, die der Straße am nächsten lag, und verschwand dort in einem geheimnisvollen grauen Kunststoffkasten. Wenn ich die Schalter in der Diele und in der Küche betätigte, ging nun das Licht an. Von einer Trommel rollte Eric ein langes Stromkabel ab, das bis zu unserer provisorischen Wohnstätte reichte: endlich Elektrizität. Unser Haus war versichert, und wir hatten einen Telefon-Festnetzanschluss. Vorne an der Straße, am Ende der vierhundert Meter langen Wagenspur, die unsere Zufahrt markierte, stand ein Briefkasten mit unserem Namen. Und das alles hatten wir selbst arrangiert.

»Es regnet«, stellte Eric fest und sah dabei verwundert aus. Er schaute schräg nach oben, als käme ihm dieser Umstand erst jetzt zu Bewusstsein.

»Ja, es regnet. Schon wieder. Oder immer noch.«

Eric schaute auf die Uhr. »Wann wollten sie eigentlich hier sein?«

»Zwischen fünf und sechs, hat Ellen geschätzt.«

»Und wann sind sie losgefahren?«

»So gegen acht.«

»Dann wird es bestimmt zwei Stunden später.«

Ben war sechzig, fünfzehn Jahre älter als meine Schwägerin Ellen. Er arbeitete schon sein ganzes Leben lang zwischen allen möglichen Maschinen. Ben hatte ein besonderes Talent, das in gewisser Weise charakteristisch für ihn war. Mein Schwager brauchte nicht auf irgendwelche kleinen Zeiger zu achten, um beurteilen zu können, ob eine Maschine optimal lief. Er hatte ein Gehör dafür. Der Toyota der beiden lief bei 90 km/h optimal. Also fuhr Ben 90 km/h. Grundsätzlich.

»Dann können wir im Dorf noch etwas essen gehen«, hörte ich Eric sagen. »Und uns nochmal nach Handwerkern erkundigen. Ich fange hier echt nicht alleine an. Das hat überhaupt keinen Zweck. Übrigens sind im Dach auch ein paar von den Balken morsch, glaube ich.«

Ich streckte den Rücken durch. »Wollen wir nicht lieber Leute aus den Niederlanden holen? Vielleicht haben ja die beiden Polen Zeit, die zwei Brüder, die letztes Jahr bei Henk und Marga die Dachgaube gemacht haben. Das ist offenbar sehr gut geworden. Vielleicht haben sie ...«

Er schüttelte den Kopf. »Keine Polen. Das läuft hier anders. Andere Maße, anderes Material. Wenn

die Arbeiter von hier kommen, wissen sie, was es wo zu kaufen gibt und was genau sie brauchen, dann geht auch alles schneller. Außerdem macht es einen guten Eindruck, wenn wir mit Franzosen arbeiten. Wenn wir Ausländer herholen, die ihnen die Arbeit wegnehmen, werden sie davon nicht begeistert sein. Ich will hier etwas aufbauen, nichts kaputt machen.«

»Eric, von der Straße aus ist das Haus nicht mal zu sehen, hier kommt nie jemand her!« In meiner Stimme klang Verzweiflung mit. »Und in drei Monaten bricht der Winter an. Ich darf gar nicht daran denken, dann immer noch in diesem Wohnwagen zu hocken.«

»An den Gedanken solltest du dich aber allmählich gewöhnen, denn selbst wenn hier zehn Mann Tag und Nacht durcharbeiten, wird das vor Februar nicht fertig. Ich konnte nicht voraussehen, dass das Haus in so schlechtem Zustand ist. Das Dach, die Sparren, die Balken, die Dielen, die Strom- und Wasserleitungen. Es ist ein sehr altes Haus, und es steht schon seit dreißig Jahren leer. Das kannst du nicht schnell mal in ein paar Monaten herrichten. Mach dir keinen Stress, Schatz. Wir werden schon sehen, was auf uns zukommt.«

»Aber«, sagte ich schon etwas weniger streitlustig, »wenn wir Leute holen, geht wenigstens mal was voran. Wir sind jetzt schon eine Woche hier, und wir haben nichts außer einem Wohnwagen, einer Satellitenschüssel und Strom. Ich weiß ja, dass es länger dauern kann, als wir ursprünglich dachten, und ich will auch nicht so schwierig sein, aber wenn wir wenigstens einen Anfang machen könnten, wäre das doch schon mal was. Wenn zumindest das Dach mal gemacht würde und man im rechten Flügel Fenster hätte und eine Eingangstür, dann könnten wir wenigstens rein. Unsere Sachen auspacken.«

Ich meinte den weißen Überseecontainer, der rechts neben der Zufahrt im Regen stand und unseren Hausrat enthielt. Ich machte mir ein bisschen Sorgen, ob nicht die Perserteppiche und unsere Winterklamotten von Schimmel befallen oder der Computer und die Stereoanlage zu rosten anfangen würden. Ob das Ding aus Metall überhaupt wasserdicht war, hatte ich bislang nicht mal zu eruieren gewagt.

An Erics Miene war deutlich abzulesen, dass er nicht mit sich verhandeln lassen würde. »Simone, wir sind erst seit einer Woche hier. Was hast du denn plötzlich?«

Ich rieb mir mit den Händen übers Gesicht. »Tut mir leid. Das kommt von der Anspannung. Und ich bin so müde. So viele neue Eindrücke, der Abschied von zu Hause ... Das vergeht schon wieder.«

Eric nahm mich in den Arm. »Hörst du die Frösche?«, flüsterte er. »Schau mal, da hinten, der weiße Kirchturm. Ist das nicht wundervoll? Die paar Monate, die es jetzt länger dauert, was machen die schon aus, im Verhältnis zum Rest unseres Lebens? Dieses Fleckchen Erde hier ist wirklich klasse, Simone! Hab doch ein bisschen Geduld. Es wird schon alles gut, bestimmt.«

In den letzten Tagen hatte Eric seinen ganzen Ehrgeiz darauf verwandt, einen Bauunternehmer aufzutreiben oder irgendwie eine Truppe von Handwerkern zusammenzustellen. Denn unser Haus, unser Landgut, auf dem luxuriöse *chambres d'hôtes* entstehen sollten, war erst der Anfang. Die Instandsetzung dieses im Werden begriffenen Paradieses sollte eine Art Zuchtbecken für die Talente werden, die Eric in den nächsten Jahren an seine noch zu gründende Firma binden wollte. Eric wollte nicht die Natur, den Rotwein und das milde Klima genießen, sondern er wollte einen Ferienpark aufbauen. Das war sein Ziel in unserem Paradies. Die *chambres d'hôtes* würden in meine Zuständigkeit fallen, und im Mai war mir das noch vorgekommen, als ginge ein Traum in Erfüllung.

Eric's Begeisterung und seinen Sprachkenntnissen zum Trotz waren wir bislang aber noch nicht sehr weit gekommen. Hunderte von Kilometern fuhren wir durch die Hügel zu abgelegenen Weilern mit unaussprechlichen Namen, zu denen sonst nie jemand kam, außer den Bewohnern und dem Briefträger - auf der Suche nach einem Neffen von Monsieur Deneuille, der noch bei seiner Mutter wohnte und Klärgruben anlegte. Von dort aus weiter zu einem Sohn des Bürgermeisters, der von einem ehemaligen

Weinberg aus ein Bauunternehmen führte. Wälder, Felder, Äcker, Weiden mit triefnassen Limousin-Rindern, dann wieder Wald und gestapelte Baumstämme. Von einem Weiler zum nächsten. Ohne Erfolg.

»Was meinst du«, kicherte Eric mir ins Ohr, »sollen wir nicht mal etwas Dampf ablassen? Diesen wundervollen Wohnwagen gebühlich einweihen und hinterher was essen gehen?«

»Haben wir den nicht schon eingeweicht? Zignal sogar.«

»Psst. Kann doch sein, dass es vorläufig das letzte Mal ist. Wenn die Kids erst hier sind, ist der Spaß vorbei.«

Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht. Ein Wohnwagen. Die Kinder.

Schluss mit Privatsphäre.

Eric saß mir am Tisch im Dorfstaurant gegenüber. Die Flasche Rosé zwischen uns war beinahe leer und das Essen immer noch nicht serviert.

Sein Handy lag neben den schmuddeligen *Pages Jaunes* vom letzten Jahr, die er sich von der Bedienung hatte geben lassen. Sechs Bauunternehmer und Handwerker rief er an. Ja, sie nahmen immer gern Aufträge an, aber nein, dieses Jahr würde es nicht mehr klappen, nicht ein Projekt dieses Umfangs. Frühestens nächstes Jahr im Juni wären wir dran.

»Fehler Nummer eins«, dachte ich laut vor mich hin. »Das hätten wir vorhersehen können, wir hätten uns schon darum kümmern sollen, als wir noch in den Nie-«

»Unsinn. Du weißt genauso gut wie ich, dass man so was vom Ausland aus nicht regeln kann. Das hätte überhaupt nichts gebracht. Wir hatten auch schlichtweg keine Zeit dafür.« Kurz hatte es den Anschein, als hätte der Panzer der Begeisterung, mit dem Eric sich umgab, ein paar Risse bekommen.

Ich selbst hatte mir mittlerweile eingestanden, dass wir den Schritt in unser neues Leben nicht gerade gründlich vorbereitet hatten. Dass wir keinen Auswanderungsplan hatten. Oder überhaupt irgendeinen Plan. Natürlich gab es dafür auch Gründe. Es gab für alles irgendwelche Gründe.

Vier Monate waren uns geblieben. Und vier Monate waren, wie sich herausstellte, schlichtweg zu kurz, um einen Haufen Angelegenheiten zu einem vernünftigen Abschluss zu bringen und uns auf den vielleicht größten Schritt, den wir je unternommen hatten, gründlich vorzubereiten. Zu kurz nicht nur im praktischen, sondern auch im geistigen Sinne.

Vor unserem Aufbruch nach Frankreich hatte Eric alle Hände voll damit zu tun gehabt, seine laufenden Projekte zu beenden und seinen Nachfolger einzuarbeiten. Er war selten vor zehn Uhr abends nach Hause gekommen. Und ich war in den letzten Monaten fast nur noch mit Einpacken beschäftigt gewesen. Unglaublich, wie viel Kram ein Mensch im Laufe seines Lebens anhäuft, und vor allem, wie viel davon man tatsächlich täglich benötigt. Wie oft ich in der Waschküche gestanden und mich an der Mauer aus ordentlich übereinander gestapelten Kartons mit Geschirr und Winterklamotten zu schaffen gemacht hatte, um irgendeinen ganz bestimmten Mickey-Mouse-Trinkbecher zu finden, den Isabelle unbedingt auf Klassenfahrt mitnehmen wollte, oder eine von Bastians Jacken, weil es für Anfang Juli doch noch ziemlich kalt war, kann ich gar nicht mehr sagen. Wir mussten Abonnements kündigen, Adressänderungen verschicken, einen Nachsendeantrag stellen. Zwischendurch erreichten uns E-Mails und Anrufe von niederländischen und französischen Maklern und Notaren, und potenzielle Käufer wollten unser altes Haus besichtigen, das den Kartonstapeln in allen Zimmern zum Trotz in letzter Minute doch noch verkauft wurde. Bekannte und Freunde, die Abschied nehmen wollten, rannten uns plötzlich die Tür ein, weil ihnen bewusst geworden war, dass wir in Kürze nicht mehr greifbar wären. Erics Brüder und seine Schwester, deren Ehepartner und Kinder, unsere Eltern, Onkel und Tanten, kurz, die gesamte Verwandtschaft kam zu der Überraschungsparty, die Miranda organisiert hatte. Die Lehrer von Bastian und Isabelle hatten in der

Schule einen Frankreich-Tag mit gemeinsamem Abschiedsabend organisiert. Die Mitschüler hatten ein Bild gemalt und einen Brief geschrieben, und Isabelles Lehrerin hatte beides in ein Album eingeklebt, dessen Umschlag ein Klassenfoto zierte.

Die Nachbarn, der Postbote, die Kassiererin vom Supermarkt, sogar Leute, die wir kaum kannten, wirklich alle sprachen mich auf unsere bevorstehende Abreise an. Erst in diesen letzten Wochen wurde mir klar, wie viele Menschen wir zurückließen, wie viele Freunde, Verwandte und Bekannte immer für uns da gewesen waren.

In unserem neuen Leben würden wir allein zurechtkommen müssen. Im Umkreis von hundert Kilometern rund um unseren neuen Wohnort kannten wir niemanden, nicht mal oberflächlich. Ich hatte versucht, mir darüber nicht allzu viele Gedanken zu machen. Es erschien mir am besten, in die Zukunft zu schauen, auf unser neues Leben. Unser *besseres* Leben.

In der Zeit zwischen dem Ankauf und dem eigentlichen Umzug kam ich auch gar nicht zum Nachdenken. Es ging alles viel zu schnell. Das Menschenmögliche hatten wir getan, dann waren wir losgefahren.

Eric schenkte mir den letzten Rest Roséwein ein. Eine magere Bedienung mit blassem Gesicht und strähnigem Haar brachte uns geräucherte Putenbruststreifen mit einem dünnen Fettrand, überbackenen Ziegenkäse und knackigen Salat.

Ich stocherte lustlos darin herum und schaute nach draußen. Regen. »Willkommen in Südfrankreich«, rutschte es mir heraus.

»Es ist hier nicht umsonst so grün. Letztes Jahr in de Gers war alles gelb, weißt du noch? Da war es dir viel zu trocken.«

»Ja, ich weiß. Aber ich hasse Regen. Allmählich könnte es wirklich mal aufhören.« Ich sah Eric an, um seine Reaktion abzuschätzen, aber er war schon wieder von den *Pages Jaunes* in Beschlag genommen und machte sich Notizen auf der Rückseite eines Reklamezettels.

Ich spießte den letzten Rest Putenfleisch auf die Gabel und schaute nach draußen, zur gegenüberliegenden Straßenseite, wo gerade eine alte Frau mit einem Pudel aus der Boulangerie trat. Aus ihrer Einkaufstasche ragte eine Baguette. Sie schlurfte über das Trottoir davon, und ihr kleiner Hund lief tapfer neben ihr her.

»Entspann dich doch endlich mal, Simone.« Erics Stimme schien von ganz weit weg zu kommen. »Wir sind in Frankreich, zum Teufel noch mal. Laissez-faire. Warum hast du so wenig Vertrauen zu mir? Hab ich mich etwa jemals verschätzt bei solchen Sachen?«

Ich schüttelte bloß den Kopf und trank den letzten Schluck Wein.

Er meinte es ernst. Eric glaubte an die ganze Sache, das musste ich zugeben. Er lief nicht bloß einem Traum hinterher, sondern er glaubte tatsächlich daran.

Und ich stand ganz und gar hinter ihm. Warum? Ich weiß es nicht. Meine Freundinnen fanden es mutig, dass ich diesen Schritt wagte. Mumm, Courage, Mut, solche Worte fanden sie dafür. Ich selbst kam mir weit weniger heldenhaft vor. Eigentlich hatte ich kaum darüber nachgedacht. Eine unbesonnene Entscheidung, getroffen unter einer warmen Maisonnette, auf einem Bett aus Gras und Blumen, und abgelöscht mit einer halben Flasche gutem Bordeaux.

Eine durchdachte Entscheidung? Nein. Eine mutige? Erst recht nicht. Ich bin aus Feigheit mitgegangen, vielleicht sogar aus Faulheit. Für Frauen wie mich ist die Ehe eine extrem praktische Angelegenheit.

Eric war fürs Denken zuständig, in diese Rolle war er hineingewachsen. Außerdem waren bei ihm Gehirn und Mundwerk perfekt koordiniert. Er sprach vier Sprachen fließend. Er war umgänglich, freundlich, optimistisch, und vor allem war er liebevoll. Das waren aber längst noch nicht alle positiven Eigenschaften, die er besaß. Er hatte so viele, dass er einen Großhandel damit hätte aufmachen können.

Ich wüsste nicht zu sagen, welches wesentliche Element dagegen ich in unsere Beziehung eingebracht hätte. Stabilität vielleicht. Langeweile.

Ehre, wem Ehre gebührt.

Isabelles schulterlanges Haar hing ihr in Form zweier in Auflösung begriffener Zöpfe über die Schultern. Bastian musste auch dringend mal wieder zum Friseur. Sein dunkles, strubbeliges Haar reichte ihm schon bis über die Ohren.

Ich hatte erwartet, dass sie sich an mir festklammern würden, ganz beeindruckt von unserem neuen Haus, von der Umgebung und dem vielen Platz, aber weit gefehlt. Kaum hatten sie sich von den Autogurten befreit, stoben sie schon johlend durch die Flure. Bastian machte Gespenstergeräusche, und Isabelle stieß kleine Schreie aus. Sie waren völlig aus dem Häuschen.

»Wir sind in Frankreich!«, hörte ich Isabelle rufen. »Frankreich, Frankreich, Frankreich!«

»Voll cool.«

»Das wird mein Zimmer!«

»Nein, meins!«

»Wo ist denn das Schwimmbad?«

»Das gibt's noch gar nicht, du Dumpfbacke, das muss Papa doch erst bauen.«

Ben, mein hochgeschätzter Schwager, der immer aussah wie ein pensionierter Hausmeister, stand da, kratzte sich an seinem immer kahler werdenden Hinterkopf und sagte nun schon zum dreißigsten Mal: »Meine Güte, da hast du aber noch ganz schön was vor, Eric.« Er drehte sich zu mir um: »Und du auch, Simone. Ganz schön tapfer. Mein Ding wäre das nicht.«

Ellen stand neben ihm. Sie sah erschöpft aus. Die Reise hatte fast dreizehn statt zehn Stunden gedauert, weil Ben irgendwo in Belgien falsch abgebogen war und das erst nach hundert Kilometern zugegeben hatte. Ein Teil des Autobahnringes um Paris war wegen Straßenarbeiten gesperrt gewesen, und so waren sie im Zentrum gelandet, wo der Verkehr geradezu hoffnungslos gewesen war. Kurz, die Reise war nicht gerade reibungslos verlaufen.

»Schön ist es hier ja schon«, bemerkte Ellen. »Mit so viel Natur. Aber auch schwer zu finden. Die Straßen sehen alle gleich aus. Und nirgends gibt es Schilder.«

»Bist du sicher, dass du nicht doch noch einen Kaffee willst?«, fragte ich.

»Nein, Simone, vielen Dank«, sagte Ben. »Wir lassen euch schön allein hier. Ich habe auf dem Weg ein Hotel gesehen, ziemlich nahe an der Stadt, da fahren wir jetzt hin. Morgen früh geht's ja schon wieder zurück, und ich will möglichst ausgeruht sein, wenn ich mich hinters Steuer setze.«

Wir gingen mit den beiden über das Grundstück. Sanft fiel der Regen in das Unkraut und sickerte durch den beigefarbenen Schotter in den Boden.

»Und was für ein schönes Haus!«, beeilte Ellen sich zu versichern, als sie pro forma noch schnell einen Blick darauf warf. »Wirklich wundervoll, mit den Steinen und der Treppe. Und dann dieser Turm, herrlich! Wir kommen bestimmt noch mal wieder, wenn es nächstes Jahr fertig ist, aber ...«

»Ihr habt noch ganz schön was vor«, eilte Ben ihr zu Hilfe.

Ich rang mir ein Lächeln ab.

Keine Stunde war seit ihrer Ankunft vergangen, da standen wir schon wieder bei der Wagenspur, die zur Straße führte, und winkten Ben und Ellen in ihrem grünen Toyota nach, bis sie außer Sicht waren.

Die Dämmerung war angebrochen. Der Himmel nahm diverse Orangetöne an, und überall waren zirpende Grillen zu hören. Überwältigend.

Vom Haus wehten die Kinderstimmen herüber, fröhliches Gelächter. Dann kamen Bastian und Isabelle übermütig und voller Tatendrang nach draußen gerannt.

»Kommt mal her«, sagte ich, ging in die Hocke und drückte links und rechts je ein Kind kräftig an mich. »Hat's euch gefallen bei Onkel Ben und Tante Ellen?«

»Ja, super«, antwortete Bastian, »wir durften selbst entscheiden, was wir essen wollten.«

»Und wann wir ins Bett wollten!«

»Und was habt ihr gegessen?«, fragte ich.

»Pfannkuchen mit Marmelade, Pommes frites ...«

»Schokolade!«, warf Isabelle ein.

»Freut ihr euch denn auch, dass ihr jetzt wieder bei uns seid?«

»Doch, natürlich«, sagte Bastian plötzlich ganz ernst. Er sah zum Haus hinüber, ich folgte seinem Blick. Mit dem hohen Turm auf der rechten Seite hob sich das Gebäude immens groß und dunkel von dem nunmehr purpurfarbenen Himmel ab.

Es hatte den Anschein, als hielten die Grillen kurz in ihrem Zirpen inne.

»Bleiben wir hier wohnen, Mama?«, fragte Isabelle schüchtern.

»Ja, mein Schatz. Hier bleiben wir wohnen. Das hier wird unser neues Haus. Gefällt es dir? Ein richtiges Schloss, was?«

Isabelle hörte nicht zu. »Müssen wir dann Französisch reden? *Fleur* und *soleil*?«

»Französisch ist doof«, sagte Bastian.

»Ja, Schatz, wir müssen Französisch sprechen. Aber nicht zu Hause, das ist nicht nötig. Zu Hause sprechen wir schön weiter Niederländisch, wie wir es gewohnt sind. Papa hat sogar eine Satellitenschüssel aufgebaut, damit ihr niederländisches Fernsehen gucken könnt. *Zoop* und *SpongeBob*.«

»Wann müssen wir in die Schule?«

»Ab Donnerstag, ihr könnt noch viermal ausschlafen.«

»So bald schon?«, rief Bastian.

»Und sprechen da alle ... anders als wir?«, fragte Isabelle.

»In der Schule sprechen sie alle Französisch. Die anderen Kinder und die Lehrerin auch. Aber das lernt ihr bestimmt ganz schnell, und dann könnt ihr noch vor Weihnachten besser Französisch sprechen als Papa und Mama. Das geht ganz fix, sag ich euch.« Ich spulte die Weisheiten ab, die ich in irgendwelchen Internetforen gelesen hatte.

Isabelle fasste nach meiner Hand und schmiegte sich an mich.

Ich hatte einen Kloß im Hals.

»*Madame*?«, spricht der Polizist mich noch einmal an, als wäre er sich nicht sicher, ob ich ihn auch wirklich sehe und höre.

Verwirrt schaue ich ihm in die Augen, suche darin Wärme, vielleicht auch Verbundenheit, zumindest aber Menschlichkeit. Routiniert schaut er zurück. Von seiner klammheimlichen Freude, oder was immer es war, ist nichts mehr übrig. Kein Mitleid, keine Wärme.

»Ich will meinen Mann anrufen«, sage ich.

Eric muss zutiefst beunruhigt sein. Heute Morgen hat er mit ansehen müssen, wie ich abgeführt wurde. Mit Handschellen über den Hof, flankiert von zwei bewaffneten Polizisten. Während das Polizeiauto die Zufahrt hinaufrückelte und ich durch die Heckscheibe verzweifelt zu Eric zurückblickte, sah ich die zunehmende Bestürzung in seinem Gesicht.

Zum Glück waren Isabelle und Bastian noch im Bett. »Das geht nicht«, entgegnet er. »Sie dürfen drei Tage lang keinen Kontakt zur Außenwelt haben. So ist es vorgeschrieben.«

Ich kneife die Augen zusammen, versuche, Ruhe zu bewahren.

»Aber mein Mann ...«

»*Je suis désolé* - tut mir leid. Ich kann Ihnen nicht helfen.«

Ein Anwalt, schießt es mir durch den Kopf. Eine Vertrauensperson, mit der ich reden kann und die hier frei ein und aus gehen darf. Jemand, den ich bitten könnte, Eric zu beruhigen und ihm zu sagen, dass ich ihn liebe, ihn und die Kinder.

Ich blicke auf. »Ich will einen Anwalt.« Es klingt genauso verzweifelt, wie ich auch tatsächlich bin.

Der Polizist schüttelt den Kopf. »Das geht erst nach dem Verhör, *madame*.«

Ich schaue oft in den Himmel. Tagsüber, wenn er von Flugzeugen durchkreuzt wird, wenn Wolken übers Land ziehen. Aber noch lieber nachts, wenn dort oben die zahllosen kleinen Lichter angehen, unfassbar, unerreichbar. Dann stelle ich mir vor, ein Teil von ihnen zu sein. Aufzusteigen und in den unendlichen Sphären millionenfach zu zerspringen. Es ist ein unerfüllbarer Wunsch, eine Sehnsucht.

Wenn die eigenen Erwartungen zu hoch sind, ist man von allem enttäuscht.

Der große Lichtblick des Tages bestand darin, dass die Kinder an ihrem ersten Schultag beim Abschied nicht zu heulen anfangen. Tapfer winkten sie mir, bevor sie in das Schulgebäude hineingingen, wo die Erwachsenen und die anderen Kinder sich in einer Sprache verständigten, die sie nicht beherrschten.

Der absolute Tiefpunkt des Tages war mein eigener Heulanfall, den ich auf dem Rückweg im Auto bekam. Ich wusste nicht einmal, warum ich eigentlich heulte. Weil ich so stolz auf sie war? Weil sie mir so leidtaten? Oder beides?

Die ganze erste Schulwoche über fand ich keine Ruhe. Ich musste quasi ständig an die beiden denken. Isabelle und Bastian in einer neuen Klasse mit einer fremden Lehrerin und fremden Kindern, von denen sie als wandelnde Sehenswürdigkeiten betrachtet wurden. Während sie ihrerseits kein Wort verstanden. Sie waren bestimmt unsicher und ängstlich. Diese Gedanken gingen mir den ganzen Tag über nicht aus dem Kopf, sodass ich mich keinen Augenblick lang entspannen konnte. Ich versuchte, immer in der Nähe des Telefons zu bleiben, für den Fall, dass der Schulleiter anriefe. Aber das Telefon blieb stumm. Auch in den nächsten Tagen und Wochen schlugen Bastian und Isabelle sich wacker. Obwohl Bastian gestern, als ich ihn in seine Jacke steckte, noch sagte, dass er seine Freunde so vermisste und bestimmt nie lernen würde, so zu reden wie die anderen Kinder in der Schule. Dafür hatten sie in der Pause auf dem Schulhof Fußball gespielt, was an seiner alten Schule in den Niederlanden nicht erlaubt gewesen war, und das hatte ihm gefallen. Außerdem hatte er mit anderen Kindern zusammen Eidechsen gefangen, von denen es im Mauerwerk der Schule unzählige gab.

Isabelle schien mit der neuen Situation so leicht zurechtzukommen, dass es fast schon unheimlich war. Die Schulbuntstifte waren genau richtig, meinte sie, und dazu gab es Hefte, in denen man Sachen einkringeln musste. Es gab sogar einen Computer. Und was die Lehrerin von ihr wollte, begriff sie auch so ungefähr. Sie machte einfach das nach, was die anderen Kinder auch machten.

Das Mittagessen, das es in der Schule gab, war eklig, darüber waren sie sich einig. Püriertes warmes Gemüse, ganz komisch, so eine Art Babykost, und die Spaghetti klebten ohne Ketchup aneinander. Mama konnte besser kochen als der Schulkoch.

Vor allem hatten sie ihre Schwierigkeiten damit, dass die französischen Schultage so lange dauerten, von neun bis halb fünf. Lediglich am Mittwoch hatten sie nachmittags frei.

Eric war jetzt jeden Tag am Haus beschäftigt. Ich sah, wie er sich mit Kabeln und Holz herumschlug und keine Ahnung hatte, was er genau damit anstellen sollte. Ich hatte mir alle Mühe gegeben mitzudenken, ja sogar ihm zu helfen, aber wie man Fensterrahmen ausmaß oder Balken ersetzte, die hoch oben im Dachfirst von einer Seite des Hauses zur anderen verliefen, wusste ich genauso wenig wie er. Und beide trauten wir uns nicht aufs Dach, um die Ziegel zurechtzurücken.

Zu zweit schafften wir es nicht. Wir taten unser Bestes, aber es ging einfach nicht.

Ich gab mir Mühe, trotzdem nicht ganz untätig zu bleiben. Ich hatte versucht, den Wohnwagen ein bisschen nett einzurichten, für ein wenig Gemütlichkeit zu sorgen. Wir hatten die Tiefkühltruhe und den

Kühlschrank aus dem Überseecontainer heraus und in die trockene Hälfte der Küche geschleppt. Eric hatte einen Gaskocher mit vier Flammen und eine Metallplatte gekauft, und beides befand sich jetzt auf einem alten Tisch, den wir im Keller gefunden hatten. Daneben stand eine grüne, schwere Gasflasche auf dem Boden, von der aus ein Schlauch zu dem Gaskocher führte. Schräg gegenüber stand die Waschmaschine, daneben der Trockner. Unser Wasser, das hier so stark nach Chlor roch und so kalkhaltig war, dass die kleine Warnlampe der Kaffeemaschine tagtäglich zu blinken anfang, holte ich aus dem Hahn auf der anderen Seite des Raums. Dort befand sich ein tiefes Spülbecken von den Ausmaßen eines kleinen Sitzbads, in dem ich den Abwasch erledigte.

Das Badezimmer im ersten Stock benutzten wir so gut wie gar nicht. Warmes Wasser gab es dort noch keines. Es stand ein Boiler im Keller, aber Eric traute sich nicht, ihn in Betrieb zu nehmen. Ein Mann, mit dem er am Morgen in der Bäckerei kurz gesprochen hatte, kannte einen Monteur, der etwas von Heizkesseln verstand. Den würde er bei uns vorbeischicken, um zu kontrollieren, ob unser Boiler - wie wir vermuteten - eine tickende Zeitbombe war oder doch noch ganz brauchbar.

Ich sehnte mich wirklich über alle Maßen nach einem Bad oder zumindest einer Dusche. Es war heiß in dieser ersten Septemberwoche, der Schweiß klebte mir am Körper.

Und ich fragte mich immer öfter, was ich hier eigentlich tat und ob ich nicht allmählich masochistische Züge entwickelte.

Die Stimmung in unserem Haushalt hatte sich verändert, seit Eric gestern in dem großen Supermarkt in der Stadt jemanden kennengelernt hatte. Einen Belgier namens Peter, der vor sieben Jahren seinem Heimatland Ade gesagt hatte und hierhergezogen war. Genau wie wir hatte er sich von der Natur, der Weitläufigkeit, den bezahlbaren Preisen der Landhäuser und dem Klima angezogen gefühlt, und genau wie wir war er bei den Bauunternehmern und Handwerkern auf eine Mauer aus Desinteresse oder auf übervolle Terminkalender gestoßen.

Peter hatte die Marktlücke erkannt und füllte sie nun bereits seit fünf Jahren selbst. Nicht ohne Erfolg, wie Eric berichtete. Peter hatte vierzig Leute, die für ihn arbeiteten und nichts anderes taten als Höfe, Landhäuser und Schlösser für Ausländer wie uns in Schuss zu bringen. Belgier, gelegentlich auch Deutsche sowie sehr viele Briten und Niederländer mit einem Traum vor Augen und zwei linken Händen.

Er besaß inzwischen einen ziemlich neuen Landrover und wohnte in ganz fantastischer Lage, hatte er Eric erzählt, zwanzig Kilometer von uns entfernt, zusammen mit seiner Freundin.

Morgen würde er bei uns vorbeikommen. Und er ging davon aus, dass er in Kürze irgendwo anders Leute abziehen könnte, um bei uns zumindest einen Anfang zu machen, damit wir wenigstens schon einziehen konnten.

Es war gut zu wissen, dass endlich etwas passieren würde, dass unser Haus in Kürze nicht mehr nur unser Problem wäre, sondern dass auch andere Leute sich dafür verantwortlich fühlen würden. Sehnsüchtig wartete ich auf diesen Peter.

Weil der Boiler immer noch nicht funktionierte, waren wir gestern Abend zu einer Autobahn-Raststätte duschen gegangen. Für ein paar Euro konnte man dort minutenlang unter dem warmen Wasserstrahl stehen.

Das hatte uns allen gutgetan.

Als wir zurückkamen, erwartete uns der Monteur, den man Eric in der Bäckerei empfohlen hatte. Ein blauer Peugeot 407 stand vor dem Torbogen geparkt. Nach einer Stunde Herumgefrielerei hatte der Mann unseren Boiler in Gang gebracht. Die befürchteten Explosionen waren ausgeblieben. Das Ding tuckerte zwar laut vor sich hin, und es stand eine leere Konservenbüchse darunter, um das Wasser aufzufangen, das heraustropfte. Aber zumindest mussten wir nicht mehr zur Autobahnraststätte, sondern konnten in dem alten Bad in der ersten Etage duschen.

Damit sah alles schon viel besser aus.

Ich ging durch die Diele nach draußen und reckte mich. Die Septembersonne war durchgebrochen und erwärmte nach und nach die feuchte Landschaft. Eric hatte das Unkraut im Hof abgemäht, nur vereinzelt lugten noch junge Grashalme hervor. Vögel und Grillen waren zu hören, sonst war alles ganz still und friedlich.

Ich ging auf den leeren Torbogen zu, eine Konstruktion aus großen, beigefärbten Kalksteinen, durch die man auf den Hof gelangte. Eidechsen, die sich an der rauen Oberfläche festklammerten, streckten die Köpfe vor und wärmten sich in der Sonne. Als ich durch den Bogen hindurchging, verschwanden sie blitzschnell in den Mauerritzen.

Das Schönste an unserem neuen Zuhause war nicht einmal das Haus selbst, sondern das, was in den Maklerblättchen als *vue panoramique* angepriesen wurde. Es gab mehr kleine Gipfel, als ich zählen konnte. Ich ließ den Blick darüber schweifen, während ich vom Hof zu dem kleinen See hinunterging. Irgendwo in der Ferne tauchte inmitten von all dem Grün ein weißer Kirchturm auf. Noch etwas weiter entfernt sah ich verschwommen die Konturen eines Schlosses. Hoch über mir glitten große Raubvögel

durch die Luft.

Ich drehte mich zum Haus um. Von der Sonne beschienen sah es jetzt freundlicher aus als zuvor. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es wohl mit Fenstern und fröhlichen blauen Fensterläden aussehen würde. Mit Blumentöpfen voller rosa und roter Hängegeranien. Wenn der Hof nicht krumm und schief wäre wie jetzt, von Gras und Unkraut überwuchert, sondern schön ebenerdig, mit breiten Außentreppen, beigefarbenem Schotter, blau lackierten Blumenkübeln und einem Springbrunnen oder einer Wasserpumpe. Nicht zu vergessen einer steinernen Bank, auf der sich Gäste, die in der hiesigen Stille den Stress von sich abfallen lassen wollten, niederlassen konnten, um den Blick auf die Hügel zu genießen.

Zum ersten Mal seit Mai war ich wieder in der Lage, mir das bildlich vorzustellen.

Das Haus fing wieder an zu leben.

Von Korsen heißt es, dass sie, wenn sie einen Weg anlegen möchten, einen Esel vorangehen lassen. Die Hände in den Hosentaschen vergraben geht der Bauer hinter seinem Lasttier her. Auf der Strecke, die der Esel sich aussucht, wird der Weg angelegt. Es ist eine wenig schmeichelhafte Geschichte, die die angebliche Faulheit und Passivität der Inselbewohner zum Ausdruck bringen soll.

Er hieß Peter Vandamme, war sprachgewandt und wirkte auf den ersten Blick wie Anfang vierzig, war aber wohl doch ein bisschen älter. Er hatte braune Augen, genau wie Eric, und leicht lockiges, ergrauendes, kurz geschnittenes Haar. Dazu ein ovales Gesicht mit markanten Zügen. Peter garnierte seine Monologe mit französischen Ausdrücken, zwinkerte uns zu, gestikulierte viel und machte überhaupt den Eindruck, als käme er überall zurecht und hätte sich auch in Frankreich schon ziemlich gut eingelebt.

Peter war genau der rettende Engel, auf den ich gewartet hatte. Jemand, der Ahnung von Holz, Steinen und Zement hatte.

Unser Haus war anscheinend in gar nicht so schlechtem Zustand.

»Ein Haus mit Charme«, sagte er immer wieder. »Mit einer Menge Charme. Da habt ihr einen guten Fang gemacht. Es gibt nicht mehr viele davon, und es werden immer weniger.«

Wir gingen zusammen durchs Haus, und er kritzelte alles Mögliche auf einen Ringblock. Eine Einkaufsliste für den örtlichen Baumarkt und den Sandlieferanten. Die Sachen zu besorgen, überließ er Eric. Gerüste und sonstiges Arbeitsmaterial würde er selbst mitbringen. Und Arbeiter, vielleicht sechs, sieben Mann.

»Am Montag fangen wir an«, sagte Peter. »Wir arbeiten bis acht Uhr durch. Mit einer Pause zwischen zwölf und zwei.« Er wandte sich an mich. »Kannst du kochen?«

Stammelnd brachte ich eine Art von Bestätigung heraus.

»Meine Jungs sind gutes Essen gewöhnt. Darauf bestehe ich auch. Abwechslungsreich, gesund, mit viel Eiweiß und vor allem Kohlehydraten. Sie arbeiten hart. Sie brauchen gutes Essen, und sie verdienen es.«

Kurz wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Darauf war ich nicht vorbereitet. Für meine Karriere als Küchenfee hatte ich bislang noch nicht sonderlich viel getan. Das hatte ich mir aufgespart für später, wenn ich alle Zeit der Welt hätte. Und eine Luxusküche.

Ich wurde von leichter Panik ergriffen. Fing an nachzurechnen. Acht hungrige Männer, zusammen mit Eric und mir also zehn erwachsene Menschen. Ein Gaskocher mit vier Flammen, ein Minikühlschrank und eine Tiefkühltruhe.

Ich musste einkaufen. Einen Plan machen. Rezepte zusammensuchen.

Und das alles vor Montag.

»Bis zum Winter haben wir das dicht«, sagte Peter nun wieder zu Eric. »Zwei Monate, höchstens drei, dann könnt ihr rein.«

»Und der Teil mit dem Hotel?«

»Das ist noch die wenigste Arbeit. Erst müssen das Dach, die Balken und die Böden in Ordnung gebracht werden, und natürlich die Elektro- und Wasserleitungen. Der Rest geht dann ganz schnell. Fenster und Innenwände sind keine große Sache.«

So, wie Peter redete, hörte es sich ganz einfach an. Peter sagte genau das, was man selbst hören wollte, fiel mir auf. Das war wahrscheinlich seine Stärke. Vielleicht hatte er Recht, und es war tatsächlich alles ganz einfach.

Wir winkten ihm nach, als er in seinem dunkelgrünen Landrover davonfuhr. Eric stand neben mir, eine Hand auf meiner Schulter. »Siehst du?«, meinte er. »Ich hab doch gesagt, dass alles gut wird. Schon verrückt, was? Dass man so jemanden einfach an der Käsetheke im Supermarkt trifft.«

Während Eric zum Haus ging, hob ich den Blick. Der Himmel war blau und wolkenlos. Ein Flugzeug durchkreuzte das Blau. Hören konnte ich es nicht, nur sehen. Ein glänzender Silberpunkt mit weißem, schnurgeradem Schweif, der immer mehr zerfaserte und sich schließlich auflöste. Am liebsten hätte ich mich auf den Rücken gelegt. Flach auf den Boden, ins Gras. Nur noch den weißen Streifen am Himmel anstarren und im Unkraut die Arme ausbreiten wie ein Schmetterling.

Stattdessen folgte ich Eric.

Eigentlich tat ich genau das, was ich schon seit dreizehn Jahren tat. Dem sicheren Weg folgen, den Eric mir wies.

Eric war mein Esel.

Montagsmorgen, halb zehn. Ich hatte die Kinder zur Schule gebracht und stieg aus dem Auto. Direkt hinter dem Torbogen standen drei weiße Lieferwagen auf dem Hof. Sie waren voller Kratzer und Beulen. Die seitlichen Schiebetüren standen offen, sodass man hineinschauen konnte: Geräte, Seile und Werkzeugkisten. Überall liefen Leute herum. Sie hatten Arbeitskleidung an, T-Shirts mit Reklameslogans, ausgewaschene Jeans oder durchlöchernte Trainingshosen. Um die Hüften trugen sie Ledergurte mit Hämmern, Schraubenziehern und Maßbändern. Irgendwo lief ein Radio, das sich große Mühe gab, den ganzen Lärm zu übertönen. Sowohl draußen als auch drinnen wurden Gerüste aufgebaut, die bis unters Dach reichten.

Peter gab seine Anweisungen. Es vermittelte mir ein gutes Gefühl, dass nun wirklich etwas passierte, und Peters energische Art, seine Leute, die auf seine Anweisungen prompt reagierten, zu koordinieren, flößte mir Zutrauen ein. Eric und er standen da und besprachen etwas, wobei sie mit den Fingern aufs Dach zeigten.

Ich hatte hier nichts weiter zu tun und beschloss, mich lieber nützlich zu machen, indem ich frische Baguettes und Salat besorgte. Ich stieg in den Volvo, kontrollierte, ob ich mein Portemonnaie dabei hatte, und schnallte mich an.

Gerade wollte ich den Wagen anlassen, als mich ein lauter Knall erschreckte: Eric. Er stand neben dem Auto und hatte mit der flachen Hand auf das Dach geschlagen.

Ich ließ das Fenster herunter.

»Simone, das geht nicht.«

»Was geht nicht?«

»Dass du dich einfach davonschleichst, ohne dich vorgestellt zu haben.«

Davonschleichen?

»Ich schleiche mich nicht davon, ich fahre einkaufen.«

»Die Jungs haben mich gerade gefragt, wo denn meine Frau ist. Ich hab gesagt, ich würde dich mit ihnen bekannt machen, wenn du aus dem Dorf zurück bist. Aber kaum sehe ich dich aus dem Augenwinkel ankommen, da willst du schon wieder los. Benimm dich doch mal ein bisschen sozial, stell dich vor!«

Ich spähte an Eric vorbei in den Hof. Ein paar Männer schauten neugierig zu uns herüber.

»Oh. Tut mir leid.«

Ich stieg aus und ging mit Eric zusammen auf den Hof, woraufhin sie plötzlich aus allen Himmelsrichtungen auf uns zukamen. Sie waren unterschiedlich alt. Manche bekamen schon graue Haare, andere waren noch jung, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre. Sie lächelten freundlich. Ich schüttelte Hände, nannte meinen Namen, fand mich selbst ziemlich lächerlich, weil ich immer wieder dasselbe sagte, und kam mir als einzige Frau zwischen lauter Männern etwas komisch vor. Ich arbeitete mich reihum vor. Ein Mann mit zerfurchtem Gesicht, der an der einen Hand bloß drei Finger hatte und Louis hieß. Ein blonder Typ von etwa zwanzig mit einem Piercing in der Augenbraue und einem Tattoo auf der rechten Schulter, Bruno. Dann Antoine, um die fünfunddreißig, mit dunklen, fröhlichen Augen, femininen Gesichtszügen und ebensolcher Gestik. Arnaud, der am ältesten aussah, bereits grau war, einen Schnurrbart trug und Hornhaut an den Händen hatte. Ich hatte noch nie ein gutes Namensgedächtnis besessen, es ging alles zu schnell. Ich hoffte nur, dass ich sie mir im Laufe der Zeit noch einprägen würde. Nummer Fünf hieß Pierre-Antoine: ein dunkler, spanischer Typ mit pechschwarzem Haar.

Der Letzte war etwas größer als ich und trug eine verschlissene Trainingshose, die so weit abgesackt

war, dass man den Rand seines Slips sehen konnte. Flacher Bauch, junge, glatte Haut, breite Schultern. Als ich ihm die Hand gab, fiel mir sofort der verwegene Blick auf, mit dem er mich zu durchbohren schien. Schlagartig wurde mir seine körperliche Nähe bewusst, diese ungenierte Männlichkeit seines nackten Oberkörpers. Er stellte sich als Michel vor.

Ein Vakuum entstand.

Einer von den anderen löste die Spannung, indem er laut zu lachen anfang und Michel freundschaftlich in die Seite stieß. Dieser ließ meine Hand los und sagte schnell irgendetwas, das ich nicht verstand, ihm aber den Beifall seiner Kollegen eintrug. Ein paar von ihnen grinsten.

Peter kam zu uns. Bevor ich noch durchschaut hatte, was vor sich ging, küsste er mich auf beide Wangen, knuffte mich in die Schulter und gebot den Männern mit einer Geste, wieder an ihre Arbeit zurückzukehren. Kurz kam er mir vor wie ein Zirkusdompteur, die Männer gehorchten noch dem kleinsten seiner Winke. Sie waren offensichtlich gut aufeinander eingespielt, Peter und seine Mannschaft. Ein beispielhafter Gruppenzusammenhalt.

»Das sind deine Kostgänger«, sagte Peter mit breitem Grinsen, aber auch mit einem belehrenden Unterton, der mir nicht entging. »Simone, Mädchen, nicht vergessen: Arbeitskräfte werden hier überall gesucht, und wir gehen immer am liebsten dorthin, wo das Essen und die Atmosphäre am besten sind.«

Ich rang mir ein Lächeln ab und murmelte: »Könnt ihr ... ich meine, ist das mit dem Essen wirklich so wichtig?«

Peter grinste mich breit an. »Wir sind hier in Frankreich, nicht in den Niederlanden. Hier wird hart gearbeitet, aber man versteht auch zu leben. Eine reichhaltige Mahlzeit, Zeit für gute Gespräche, das ist nicht nur Beiwerk, sondern eine Notwendigkeit.« Peter deutete mit dem Kinn auf seine Leute. »Vergiss nicht, ihnen jeden Tag die Hand zu geben, morgens, wenn sie kommen, aber auch abends, wenn sie nach Hause gehen. Höflichkeit steht hier hoch im Kurs. Zeig Interesse, bereite ihnen ein ordentliches Essen. Das wissen sie zu schätzen. Ich übrigens auch. Wir alle hier. Wenn du aus den Niederlanden kommst, ist das schon mal gar nicht gut: rücksichtslos, unhöflich, zu direkt, zu laut und kulinarisch minderbemittelt. Wenn du es schaffst, den Leuten zu beweisen, dass für dich das Gegenteil gilt, kommst du hier gut durch. Dann tragen sie dich innerhalb einer Woche auf Händen.«

Ich starrte ihn an, und mir wurde klar, dass ich jetzt irgendetwas erwidern musste. Etwas Intelligentes. Mir fiel nichts ein.

Mit einem Nicken verabschiedete sich Peter und ging ins Haus.

Ich sah mich nach Eric um, aber er war nirgends zu entdecken. Ich wollte jetzt nur noch weg hier, ins Auto steigen.

Im Vorbeigehen sah ich Michel auf einem Gerüst stehen. Sein von der Sonne leicht gebräunter Körper sah kräftig und muskulös aus. Ein Bild von einem Mann.

Unerhört schön.

Er sah mir direkt in die Augen. Ich nickte ihm kurz zu, rang mir ein Lächeln ab und ging schnell weiter, in der Hoffnung, nicht allzu viel von meinen Gedanken verraten zu haben.

Menschen lernen genauso wie Tiere. Das Grundprinzip ist einfach, eigentlich sogar sehr einfach. Was positive Gefühle auslöst, wird wiederholt, fortgeführt oder sogar verstärkt. Andersherum gilt dasselbe: Was negative Gefühle auslöst, wird nach Möglichkeit vermieden, man unterlässt es ganz oder schwächt es ab.

Theoretisch habe ich alles verstanden.

»Und, gefällt es dir dort?« Miranda hatte einen Mann mit Bierbauch, zwei Kinder und ein immer schön ordentlich aufgeräumtes Haus.

Ihre Stimme klang so nahe, als stünde sie direkt neben mir.

»Es ist noch ein bisschen gewöhnungsbedürftig«, sagte ich, während ich die Pasta umrührte, das Telefon zwischen Ohr und Schulter geklemmt. »In das Haus selbst konnten wir noch nicht einziehen. Aber die Gegend ist sehr schön.«

»Ich habe eine Neuigkeit für dich«, unterbrach sie mich. »Hannah hat beschlossen, ihren Mann zu verlassen. Sie hat ihn gegen einen Typen mit einem Strumpfladen eingetauscht. Els hat das heute Morgen erzählt, als wir vor der Schule standen. Sie lässt ihre Kinder immer bei Fred, und jetzt hat er ein Problem, denn er muss ja schließlich zur Arbeit. Das ist gerade das große Thema, über das alle reden.«

Vergeblich versuchte ich, aus dem kochenden Wasser einen Spaghettifaden herauszufischen, der immer wieder von der Gabel glitt.

»... und dann ist er um drei Uhr nachts nach Hause gekommen. Na, du kannst dir ja wohl vorstellen, was sie daraufhin gemacht hat ...«

Geschrei im Hintergrund. In dem Lärm lag etwas Forderndes. Mirandas Kinder, ein Junge von fünf und ein Mädchen von sieben Jahren, waren mal wieder in einen Kleinkrieg verwickelt. Kurz blitzte Mirandas Wohnzimmer vor meinem geistigen Auge auf. Eine Wohnung mit viel Tageslicht und schöner Sonne im Zimmer, in einem Neubauviertel mit noch jungen Bäumen am Rand der breiten Straße, die zu beiden Seiten von Garagenauffahrten gesäumt war. Möbel aus dem Wehkamp-Katalog, weil man die abbezahlen konnte. Mit Magneten am Kühlschrank befestigte Kinderzeichnungen. Auf dem Couchtisch ein frischer Blumenstrauß, aus den Sonderangeboten der Woche im Supermarkt.

Vor gar nicht so langer Zeit hatte meine eigene Welt noch genauso ausgesehen. Ich schaute von der Küche durch die Diele nach draußen, wo eine grelle Sonne schien und die Arbeiter hin und her liefen, und mir wurde bewusst, wie sehr sich mein tägliches Leben schon allein dadurch geändert hatte, dass wir in ein anderes Land gezogen waren. Aus dem linken Flügel des Hauses kamen ein ohrenbetäubendes Gehämmer und Bohrergeräusche, teils noch übertönt vom Geplärr des Radios. Französischer Pop, Soul-Balladen, Rockmusik. Irgendjemand sang aus voller Brust mit.

»... also habe ich ihr gesagt, dass sie doch mal Jan anrufen soll. Das hat sie dann auch getan. Und rate mal, was der gesagt hat? Pass auf, er hat gesagt ...«

Endlich war es mir gelungen, einen Spaghettifaden um die Gabel zu wickeln. Ich pustete auf das Ende und biss ein Stück mit den Zähnen ab. Perfekt. Ein klein wenig weicher als *al dente*.

»Ich muss auflegen«, unterbrach ich Mirandas Monolog. »Ich rufe später noch mal an.«

Für eine große Gruppe von Menschen zu kochen war um einiges schwieriger, als ich es mir vorgestellt hatte.

Ich goss die Pasta in ein Abtropfsieb, tat ein bisschen grobkörniges Meersalz dazu und schüttelte das

Ganze noch einmal durch, um das Salz unterzumischen. Eine Schale mit Salat - Eichblattsalat, Feldsalat, Cocktailtomaten und klein geschnittene Schalotten mit einem Dressing aus Olivenöl, Essig und Basilikum - stand bereits fertig im Kühlschrank. Ich ließ die glibberigen Pastafäden in zwei Tonschalen gleiten und sprenkelte etwas Olivenöl darüber. Verteilte dann noch ein Pfund gebratener Speckwürfel, ein paar kleingehackte Basilikumblätter und geröstete Pinienkerne darüber.

Auf dem Tisch neben dem Gaskocher lagen Baguettes, die ich beim Bäcker hier vor Ort gekauft hatte. Ich nahm einen Port Salut, einen Camembert und ein Päckchen Butter mit Meersalz aus dem Kühlschrank und legte diese auf ein Extra-Tablett.

Heiße Pasta, gesunder Salat, Käse und Brot. Es sah festlich aus. Hoffentlich reichte es auch für alle.

Die Jungs, wie Eric sie inzwischen immer nannte, waren nun schon vier Tage bei der Arbeit und hatten wahrlich Berge versetzt. Michel war weder gestern noch heute dabei gewesen. Sonderbarerweise reagierte ich darauf mit zwiespältigen Gefühlen, enttäuscht und erleichtert zugleich. Seine Abwesenheit ließ mich etwas freier atmen, denn in den letzten Tagen war mir schmerzhaft bewusst geworden, dass ich mich in seiner Gegenwart nur mit Mühe normal benehmen konnte.

Michel schien seinem Gegenüber stets direkt in die Augen zu sehen. Die Verwegenheit, die dabei in seinem Blick lag, machte mich nervös, genau wie seine ebenmäßigen Gesichtszüge und sein imposanter Körper. Vor dreizehn Jahren, vor meiner Ehe mit Eric, hätte ich sehr stark auf solche Anziehungskräfte in meiner unmittelbaren Umgebung reagiert, hätte das Entdeckte weiter erkunden und vertiefen wollen. Aber jetzt, in dieser Situation, wirkte es verstörend. Provozierend. Insofern traf es sich gut, dass er heute nicht da war, und vermutlich wäre es für alle am besten, wenn er überhaupt nicht mehr auftauchte.

Ich stellte die Teller auf ein Tablett, legte Messer und Gabeln dazu und ging nach draußen.

Die Sonne brannte vom Himmel, und die Hitze senkte sich wie eine Decke auf mich. Den Tisch hatten Eric und Peter direkt vor dem Tor aufgestellt - weitab von dem Schlachtfeld, das unser Haus derzeit war, ein Ort, wo aus heiterem Himmel Steine herunterfallen konnten und wo überall enorm viel Staub in der Luft war. Das Holz, aus dem die Jungs diesen zweieinhalb Meter langen und anderthalb Meter breiten Tisch zusammengezimmert hatten, stammte aus dem Haus. Drumherum standen unsere Gartenstühle, sechs teakhölzerne Klappstühle und ein paar einfache grüne aus Plastik, die man stapeln konnte.

Ich verteilte die Teller, legte das Besteck daneben und ging wieder in die Küche, um Brot, Käse und Gläser zu holen.

Ich konnte mich weder über zu viel noch über zu wenig Routine beklagen. Als Peter mir letzten Montag eingeschärft hatte, wie wichtig gutes Essen sei, hatte sich zunächst alles in mir gesträubt, aber weil es mit dem Haus so gut voranging und alle so nett waren, machte es mir immer mehr Spaß, die Jungs ein bisschen zu verwöhnen. Nicht so sehr wegen Peter, sondern eher, weil ich ein gutes Gefühl dabei hatte: Sie waren in den letzten Tagen alle so nett und charmant gewesen. Außerdem war es eine gute Gelegenheit, schon mal auszuprobieren, wie es sein würde, wenn wir nächstes Jahr Gäste hätten.

Während ich zum Esstisch zurückkehrte, ging mir noch einmal das Telefonat mit Miranda durch den Kopf. Ich hatte mitten im Satz aufgelegt. Nicht absichtlich, aber trotzdem würde Miranda mich vorläufig nicht mehr anrufen.

Vielleicht wollte ich genau das: dass sie nicht mehr anrief. »Was möchten Sie essen?«, fragt der Polizist.

Essen. Ich spüre, wie die Galle mir hochkommt, mir die raue Speiseröhre hinaufsteigt und in der Kehle brennt. Ich hebe das Kinn und verziehe das Gesicht. Plötzlich muss ich gähnen. Ich halte mir die Hände vor den Mund, und von dem schlechten Geruch, der mir aus dem Rachen strömt, wird mir übel. Galle, Magensäure.

»Ich habe keinen Hunger«, sage ich schließlich und versuche zu schlucken. »Ich brauche wirklich

nichts. Ich will nur meinen Mann sprechen.«

Der Polizist schaut mich unbeirrt an. Er kennt das alles schon, entnehme ich seinem Blick, Hunderte wie ich waren vor mir hier. Und er weiß, dass auch nach mir noch viele kommen werden. Eine endlose Reihe von Menschen, die sich in den Strudel der Kriminalität hineinziehen lassen und schließlich in diesem Abfluss des Rechtsstaats landen. In dieser Zelle, auf diesem Bett, auf dem ich nun sitze. Männer oder Frauen, alt oder jung, schuldig oder unschuldig, jammernd oder stumm. Manche haben ihren Kummer und ihre Gedanken in die Zellenwand eingeritzt. Die oberflächlichen Kerben flüstern mir zu, dass ich nichts Besonderes bin. Was immer ich mir eingebildet habe.

»Sie müssen es natürlich selbst wissen«, antwortet er, »aber Sie haben ein Recht darauf.«

Ich sehe zu ihm auf. Es ist nicht Mitleid, was er empfindet. Er ist nicht um meine Gesundheit oder meine Ernährung besorgt. Es ist schlichtweg Routine. Er macht seinen Job, ich bin für ihn ein Arbeitsvorgang. Nicht mehr, nicht weniger. Nein, ich bin nicht einzigartig. Ich bin nicht einmal ein Mensch, sondern nur ein Rädchen einer Maschine, mit der etwas nicht stimmt, ein fehlerbehaftetes Produkt.

»Wir holen es für Sie. Sie können Pizza bekommen, Spaghetti, McDonald's ... oder irgendwas anderes vom Take-away. Was immer Sie möchten.«

Abwehrend hebe ich die Hand. »Nein, *merci* ... Ich ... ich würde wirklich gern meinen Mann anrufen.«

»*Je suis désolé, madame.*«

Er nickt mir zu, geht hinaus und schließt die Tür hinter sich. Beim Knarren des Schlosses erzittere ich. Ich krieche auf das Bett an der Wand, ziehe die Beine an und schotte mich ab.

Neun Uhr abends. Ich hatte die Kinder im Wohnwagen ins »Bett« gebracht, nachdem ich zuvor eine gute halbe Stunde lang nach Isabelles Ninchen gesucht hatte (es lag unter dem Wohnwagen im Unkraut). Außerdem hatte ich Bastian zugehört, dem plötzlich aufgegangen war, dass dieses Abenteuer nicht einfach irgendwann wieder vorbei wäre. Er vermisste sein altes Zimmer, seine PlayStation 2, für die im Wohnwagen kein Platz war, und seine alte Schule, wo er sich nicht immer erst den Kopf hatte zerbrechen müssen, bevor er etwas von sich gab. Aber vor allem vermisste er seine Freunde und besonders unseren Nachbarsjungen, der genauso alt war wie er und mit dem er quasi täglich losgezogen war.

Hier gab es keine anderen Kinder zum Spielen.

Dafür gab es viel Platz, aber auch der wurde immer weiter eingeschränkt. Eric hatte das Haus zum verbotenen Territorium erklärt, weil dort zu viele Gerüste standen, zu viele Kabel und Werkzeuge herumlagen, kurz, weil es zu gefährlich war, zwei Kinder von acht und fünf Jahren unbeaufsichtigt dort herumlaufen zu lassen.

Ich nahm mir vor, die beiden morgen nach der Schule zu der kleinen Ruine am Meer mitzunehmen, wo ich sie alleine nicht hinließ. Ich selbst war jeden Tag dort, meistens nur kurz, früh am Morgen, nachdem ich die Kinder weggebracht hatte, manchmal aber auch gegen Abend, wenn sie schon im Bett lagen und Eric noch mit den Vorbereitungen für den nächsten Tag beschäftigt war und bloß Augen für seinen Notizblock und den Taschenrechner hatte.

Er war dann immer meilenweit weg. Unerreichbar.

Und das saß mir wie ein Stachel im Fleisch. Gerade jetzt. Weil ich so zweifelte, an allem. Bastians Heulanfall von vorhin hatte mich tief berührt. Und dass die Frau hinter dem Schalter der *préfecture* in der Stadt mich heute Nachmittag angeschnauzt hatte, weil ich nicht die richtigen Formulare für die Ummeldung unseres Autos auf ein französisches Nummernschild dabei hatte, all das hatte mehr Einfluss auf meine Laune, als ich zugeben wollte.

Außerdem vermisste ich sonderbarerweise Michel. Er war jetzt schon eine Woche lang nicht mehr hier gewesen.

Peter hatte mir heute Nachmittag beim Essen erzählt, warum: Er brauchte ihn auf einer anderen Baustelle, ebenfalls bei Niederländern, am anderen Ende der Stadt. Zwei von den Männern, die Peter dort drüben eingesetzt hatte, saßen gerade mit Rückenbeschwerden zu Hause. Michel war jung und kräftig, er konnte ein bisschen mehr aushalten als die über Dreißigjährigen. Also arbeitete er jetzt da, bei mir unbekannten Landsleuten.

Irgendwie war ich eifersüchtig. Und am liebsten hätte ich alles darüber erfahren, bis ins kleinste Detail. Aber ich tat, als ob es mich nicht interessierte. Aus Angst, dass mein Interesse zu auffällig wäre.

Eric entging das. Er war so in Beschlag genommen von dem Haus, dem Fortschritt der Bauarbeiten, den Planungen und den Gesprächen mit Peter - die beiden verstanden sich prächtig -, dass ich manchmal das Gefühl bekam, ich könnte auch einfach verschwinden, und er würde es erst bemerken, wenn er eines Mittags kein Essen serviert bekäme.

Vielleicht war es auch völlig normal, dass Eric nicht mitbekam, was mich beschäftigte. Auch in den Niederlanden hatte ich schließlich abends, wenn er von der Arbeit nach Hause gekommen war, nicht alle Ereignisse des Tages noch einmal mit ihm durchgesprochen. Das Meiste war auch gar nicht so wichtig, und manche Dinge behielt ich sowieso gern für mich. Von meinem Innern kannte Eric nur einen kleinen Teil. Nur dasjenige, was er kennen und ich preisgeben wollte. Nicht alles. Sonst wäre es für ihn

schwieriger gewesen, sich mit mir verbunden zu fühlen, und gerade darauf kam es in einer Ehe schließlich an.

Also hatte ich es dabei belassen.

Aber jetzt hätte ich nur zu gern ein intensives Gespräch mit ihm geführt und ihm alles offen dargelegt, wenn er mich dafür nur kurz in den Arm genommen hätte. Ein beruhigendes Wort. Einen Kuss. Oder mehrere. Zuwendung. Liebe.

Ich ging ums Haus herum und quer über den Hof zu den Stufen vor der Tür. Innen hatte sich das Haus schon sehr verändert. Nicht nur lag überall irgendetwas herum (Werkzeug, plattgetretene Bierdosen, leere Wasserflaschen, lose Steinbrocken), sondern es roch auch anders als bei unserer Ankunft. Frischer. Nach gesägtem Holz.

Ich fand Eric im linken Flügel. Er stand auf einer Leiter und brachte mit einem dicken Bleistift vertikale Striche an der Wand an.

»Eric?«

»Hmm?«

»Was machst du da?«

»Ich lege fest, wo die Balken für die Decken hinsollen, dann können Arnaud und Pierre-Antoine morgen früh gleich loslegen.«

»Willst du nicht allmählich Schluss machen? Es ist schon nach neun.«

Eric drehte sich nicht einmal zu mir um. Er kam von der Leiter herunter, verschob sie um ein paar Meter und stieg wieder hinauf. Dann legte er ein Maßband an, um den Abstand zu messen, und markierte die entsprechende Stelle an der Wand.

»Ich will das hier fertig bekommen«, sagte er knapp.

»Dauert es noch lange?«

»Eine Viertelstunde vielleicht. Aber ich muss gleich auch noch kurz zum Baumarkt.«

Der Baumarkt lag am Stadtrand, zwanzig Fahrminuten entfernt. Ich holte dort regelmäßig irgendwelches Zeug, und immer war es so proppenvoll, als wäre dort alles umsonst. Es war der billigste Baumarkt weit und breit, noch dazu mit langen Öffnungszeiten: von sieben Uhr morgens bis zehn Uhr abends. Täglich außer sonntags.

»Jetzt noch? Willst du um neun noch in die Stadt?«

Verstört blickte er zu mir herab. »Simone, was willst du? In diesem Haus wohnen oder nächstes Jahr immer noch im Wohnwagen hocken? Ich muss den Jungs was zu tun geben, sonst stehen sie morgen früh herum und bohren in der Nase, weil kein Material da ist.«

»Kannst du nicht auch mal einen Abend bei mir sein?«

»Ich bin doch bei dir.«

»Ich meine, zusammen sein. Wir könnten eine Flasche Wein aufmachen.«

»Ja, mach das. Ich bin gegen halb elf wieder da, dann trinken wir zusammen den Rest. Okay?«

»Es ist schon dunkel«, wandte ich ein.

»Ich muss das jetzt wirklich fertig machen, Simone. Im Moment geht die Arbeit eben vor.«

Nach Sonnenuntergang kühlte es draußen rapide ab. Und es wurde feucht, sodass sich alles glitschig und klamm anfühlte. Im Dunkeln war ich ohnehin keine große Heldin. Mit ein paar mickrigen Teelichtern auf dem Campingtisch inmitten alles verschlingender Finsternis vor dem Wohnwagen zu sitzen war für mich keine besonders verlockende Aussicht. Wenn die Sonne untergegangen war, wollte ich lieber drinnen sein, im Wohnwagen. Und da durfte wiederum das Licht nicht an sein, damit die Kinder nicht aufwachten.

»Ich will nur kurz mit dir reden.« Ich nahm einen neuen Anlauf. »Bastian hat vorhin geweint. Er

vermisst Niels.«

»Das war zu erwarten.« Eric versetzte die Leiter erneut. »Aber das legt sich schon, wenn er hier erst Freunde findet.«

»Das ist es ja gerade, er versteht ja niemanden, und die Kinder in der Schule verstehen ihn nicht. Wie soll er da Freunde finden?«

Eric brachte wieder einen Strich an. Die Spitze des Bleistifts brach, und er zog ein Messer aus dem Gürtel, um sie wieder zu schärfen. Er wurde den Arbeitern immer ähnlicher. Eine wahre Metamorphose, denn bevor wir hier gelandet waren, hatte er Werkzeug nur selten angefasst. Jetzt hatte er raue Hände voller kleiner Schnittwunden.

»Das kommt schon, wenn er erst Französisch spricht«, murmelte er. »Noch ein paar Monate, dann sieht alles ganz anders aus, auch für ihn. Wir haben es im Moment alle schwer hier, du, ich und die Kinder auch. Vielleicht solltest du die Französisch-Aufgaben immer noch mal mit ihm durchgehen, dann lernt er schneller.«

Das Ende der Wand rückte näher. Noch zwei Striche.

»Ich bin heute auf der *préfecture* gewesen«, sagte ich zu Erics Hinterkopf. »Sie waren nicht gerade hilfsbereit. Ich hatte die Papiere aus den Niederlanden mit, aber damit konnten sie nichts anfangen. Ich soll mir Unterlagen von dem französischen Volvo-Importeur schicken lassen.«

»Dann musst du das wohl machen. Je schneller wir ein französisches Kennzeichen bekommen, desto schneller sind wir die Kfz-Steuer los. Ich kann da morgen auch schnell anrufen.«

Eric kam von der Leiter herunter. Er nahm mich in den Arm und gab mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange. »Ich bin dann kurz weg, Schatz. Mach doch schon mal einen Wein auf. Und nimm ein Stück Camembert aus dem Kühlschrank, darauf hätte ich auch noch Lust. In anderthalb Stunden bin ich wieder da.«

»In Ordnung«, sagte ich mechanisch.

Während ich den Volvo wegfahren hörte, ging ich in die Küche, um eine Flasche Wein und den Camembert zu holen. Ich hatte schon die Hand nach dem Käse ausgestreckt, hielt dann aber inne. Ich hatte keine Lust, anderthalb Stunden lang draußen zu sitzen und auf Eric zu warten. Hinzu kam, dass er sein Versprechen nachher wahrscheinlich doch wieder vergessen hätte. Er würde auf der Stelle vom Schlaf übermannt werden.

Ich machte den Kühlschrank zu, löschte das Licht in der Küche und ging zum Wohnwagen zurück. Vielleicht sollte ich lieber schon ins Bett gehen.

Anscheinend treten in wilden Kaninchenkolonien in freier Wildbahn Phasen auf, in denen die Hodensäcke der angestammten Männchen verschrumpeln. Und manchmal kommt dann zufällig ein fremdes Kaninchen männlichen Geschlechts vorbei. Ein Männchen in der Blüte seiner Jugend, das noch keinen festen Platz hat. Und weil die Männchen aus der Kolonie sich selbst nicht mehr um die Fortpflanzung kümmern, bemerken sie den Neuankömmling nicht einmal. Auf diese Weise kann ein fremdes Männchen genau im richtigen Augenblick unbemerkt in die Kolonie eindringen.

Und sich fortpflanzen.

Es war noch früh am Morgen. Ich hatte die Kinder in die Schule gebracht, auf dem Rückweg zum Auto Höflichkeiten mit dem Bürgermeister und ein paar Leuten aus dem Rathaus ausgetauscht, und war danach noch beim Bäcker gewesen, um meine täglichen vier Baguettes abzuholen. Zu Hause hatte ich die schmutzige Wäsche von Isabelle und Bastian im Wohnwagen zusammengesammelt, die kleinen Steinchen aus Hosen von Eric herausgeschlagen und alles in die Waschmaschine gesteckt. Das war's. Mein neues, spannendes, aufregendes Leben tief im Süden Frankreichs.

Ansonsten gab es bis elf Uhr wenig zu tun. Bei vierundzwanzig Grad im Oktober, einer strahlenden Sonne und wunderbaren weißen Quellwolken am Himmel wollte ich eigentlich am liebsten irgendwo im Gras liegen, ein Buch lesen und mich ausruhen, neue Energie tanken.

Die Truppe war bei der Arbeit. Ein Radio plärrte, und die Jungs sangen aus voller Brust bei einem Rap mit, doch die Stimmen wurden von ohrenbetäubendem Gehämmer und kreischenden Sägen übertönt.

Ich nahm im Wohnwagen ein Buch aus dem Regal und schlenderte damit den Hügel hinab. In dem hohen Gras zeichnete sich allmählich ein Pfad ab, mein täglicher Weg zu unserem kleinen See.

Dieser lag hinter der Ruine, die wahrscheinlich schon über zweihundert Jahre am Saum des Waldes stand. Es war ein kleines Haus gewesen, schmal und hoch, mit zwei Stockwerken. Das war noch zu erkennen, wenn man genau hinsah. Übrig geblieben waren nur die Grundmauern, die ebenfalls bereits zu beiden Seiten abbröckelten. Die Fenster und Türen waren verschwunden, genau wie das Dach. Hatten sich mit der Zeit in nichts aufgelöst: verfault, oder eher von der Natur resorbiert, von unzähligen Holz fressenden Insekten zersetzt. Das »Hexenhaus«, so hieß die Ruine für Isabelle und Bastian, und ich musste zugeben, dass Hexen, Feen und Elfen, wenn es sie denn gäbe, vermutlich tatsächlich gern darin gewohnt hätten.

Ein Stückchen weiter kam ich an den Resten eines *pigeonnier* vorbei, eines Taubenschlags. Ursprünglich war es ein runder Turm mit Spitzdach und Einfluglöchern gewesen, aber jetzt war bloß noch ein Kreis großer Steine übrig, dessen Rand mir bis knapp über Hüfthöhe reichte und von Kletterpflanzen überwuchert war: Efeu sowie allerlei hellgrüne Stängel mit violetten, kelchförmigen Blüten.

Das Wasser war glasklar. Kleine Insekten hingen dicht zusammengedrängt über der stillen Oberfläche wie graue, diffuse kleine Wolken, die ständig ihre Form änderten. Eine Hummel summte vorbei. Die Grillen zirpten unablässig.

Ich atmete tief durch. Die Luft war an diesem Morgen schwer und süß, erfüllt von zahllosen herrlichen Gerüchen, als wäre es noch Sommer oder gar Frühling und nicht bereits der Herbst angebrochen.

Der Lärm der Bauarbeiten war auch hier unten noch zu hören, aber nur ganz schwach. Das wirkte sogar beruhigend.

Unwillkürlich musste ich an das gestrige Gespräch mit Eric denken. Ich fragte mich, wie das alles

gekommen war, warum er so von dem Haus in Beschlag genommen wurde und nicht begreifen konnte oder wollte, dass ich gerade jetzt, in dieser verwirrenden, neuen Situation, jemanden brauchte, der mich unterstützte. Ich war es, die sich um Isabelle und Bastian kümmerte, die im Dorf soziale Kontakte knüpfte, die für die Mannschaft kochte. Ich hatte die Buchhaltung übernommen. Ich las die in kompliziertem Französisch geschriebenen und völlig unverständlichen Briefe, die wir bekamen, und beantwortete sie mit Hilfe eines Wörterbuchs. Das Kindergeld, die Krankenversicherung, Telefonrechnung, Strom, Bankangelegenheiten, Mobilfunkverträge. Jeden Tag kam aufs Neue ein ganzer Berg von Erledigungen auf mich zu, ohne dass mir irgendjemand über die Schulter gesehen hätte, um mich auf Fehler hinzuweisen, oder gar darauf zu achten, dass ich gar nicht erst welche machte.

Und ich hatte keine Sekunde Ruhe. Weder morgens um sieben, wenn ich aufstand, um die Kinder fertig zu machen, noch danach, wenn ich sie in die sechs Kilometer entfernte Schule brachte, wo ich Dutzende von Menschen traf, die schon jahrelang miteinander vertraut waren, während ich mich immer fragte, wem ich noch alles die Hand schütteln musste, um nicht rüde oder mürrisch zu wirken. Um die Mittagszeit herum herrschte erst recht keine Ruhe, sondern Megastress war angesagt, denn dann wurde von mir erwartet, dass ich eine vollständige, nahrhafte und mit Liebe zubereitete Mahlzeit für die ganze Mannschaft auf den Tisch brachte und zwei Stunden lang an Gesprächen teilnahm, die in so schnellem und anscheinend mit Dialekt durchsetztem Französisch geführt wurden, dass ich immer nur die grobe Richtung der Unterhaltung mitbekam. Nachmittags musste ich aufräumen und abwaschen, die Buchhaltung erledigen, Telefonate führen sowie manchmal für Eric und Peter Kleinigkeiten im Baumarkt besorgen. Dann kündigte sich schon die nächste Pflicht an, nämlich die Kinder abzuholen und zu beschäftigen, also Bastian bei den Hausaufgaben zu helfen und den beiden neue Vokabeln beizubringen oder mit ihnen spazieren zu gehen, damit sie sich vom Haus fernhielten. Wenn die Truppe gegen acht abzog, fing ich mit der Vorbereitung des Abendessens an, das wir zusammen an dem großen Tisch im Freien zu uns nahmen. Dann wusch ich die Kinder, brachte sie ins Bett und legte ihre Anziehsachen für den nächsten Tag bereit. Am Ende eines solchen Tages war ich todmüde. Etwa eine Stunde konnte ich die Augen noch offen halten, bis ich, dem Mangel an Komfort in unserem Wohnwagen zum Trotz, sofort in tiefen Schlaf fiel.

All dies, ohne mit Eric auch nur ein einziges Wort von Bedeutung zu wechseln. Kaum tat ich morgens die Augen auf, stand mir ein überfüllter Terminkalender vor Augen. Nirgends war Land in Sicht.

Außer hier und jetzt. Diese eine Stunde am Morgen, und manchmal noch eine zusätzliche halbe am Abend, hatte ich bitter nötig, um zu mir selbst zurückzufinden. Ich eignete mir diese Momente an, es war gestohlene Zeit. Und ich fühlte mich nicht einmal schuldig, weil ich wusste, dass ich ohne diese Ruhepausen keine zwei Wochen durchhalten, sondern zusammenbrechen würde.

Es klappte nicht mit dem Lesen. Ich legte das Buch zur Seite und drehte mich auf den Rücken. Ich atmete tief durch, breitete die Arme aus. Sog den süßen Duft von Kräutern und Blumen ein, der mich umgab. Sah den Flugzeugen nach, die hoch über mir am Himmel weiße Streifen hinter sich herzogen; den Raubvögeln, die eine Ebene tiefer lautlos kreisten; den Wolken, die allerlei Formen annahmen, in denen ich immer wieder andere Figuren erkannte.

Es heißt bisweilen, dass man sich schnell an Dinge gewöhnt, dass man bestimmte schöne oder weniger schöne Dinge in der eigenen Umgebung irgendwann nicht mehr wahrnimmt.

Das traf bei mir nicht zu.

Tag für Tag staunte ich aufs Neue darüber, dass ich nun hier wohnte, tausend Kilometer von »zu Hause« entfernt, und dass die überwältigende, schwindelerregend schöne Natur, die mich hier umgab, *unser* Garten war. Vielleicht würde ich mich irgendwann doch noch daran gewöhnen. Aber an dem Punkt war ich noch lange nicht angelangt.

Ich fing an, die Arme zu bewegen wie Schmetterlingsflügel, genau wie früher am Strand, als ich noch klein war und mir solche Spielereien noch zustanden. Ich lächelte unentwegt vor mich hin, glücklich, während ich langsam mit den Armen durch das Gras strich und das Kitzeln der weichen Halme auf der Haut spürte. Ich schloss die Augen.

Manche Leute glauben, dass man die Gegenwart eines anderen Menschen spüren kann. Dass es dafür einen eigenen Wahrnehmungssinn wie das Sehen, Hören oder Riechen gibt. Dieser völlig irrationale und bislang unbekannte Sinn signalisiert angeblich die Nähe eines anderen Menschen und warnt einen, wenn man beobachtet wird. In der Straßenbahn, allein zu Hause oder an der frischen Luft. Überall.

Die Wissenschaft hat dieses Phänomen untersucht und ist in ihrer grenzenlosen Weisheit zu dem Schluss gekommen, dass es so etwas nicht geben kann.

Ich öffnete die Augen. Richtete mich ein wenig auf, noch ungläubig, weil ich an mir selbst zweifelte.

Vor mir stand Michel und sah mich an. Die Hände in den Taschen seiner ausgeleierte Trainingshose, über deren Saum seine grauen Boxershorts zu sehen waren. Darüber kein T-Shirt, kein Hemd. Nur nackte Haut. Er schien dort schon eine Weile zu stehen und gab sich keine Mühe, das zu verbergen. Langsam verschwand das amüsierte Lächeln von seinem Gesicht. Er verschlang mich mit den Augen.

»Es ist schön hier«, sagte er.

»Äh ... ja«, sagte ich.

Dann sagte er noch etwas, ganz leise, was ich nicht gut verstand. Ich meine, er hätte gesagt: du auch. Du bist auch schön. Aber sicher war ich mir nicht, und ich wollte ihn auch nicht bitten, es zu wiederholen, weil ich mich sowieso schon vorgeführt fühlte und mich schämte, dass er mich in einem dieser ziemlich privaten Entspannungsmomente beobachtet hatte, von denen nicht einmal Eric wusste, dass ich mich ihnen manchmal hingab.

Im nächsten Augenblick wandte er sich ab, ohne zu grüßen oder noch irgendetwas zu sagen, und ging zurück, die Hügel hinauf, auf das Haus zu, geschmeidig, leichtfüßig. Ich folgte ihm mit den Augen, bis er als kleiner Punkt auf der anderen Seite des Hangs verschwand.

Michel war offenbar wieder da.

»Mama, mir ist heiß.« Bastian sah mich unglücklich an und wurde ein bisschen rot.

Isabelle und er hatten schulfrei, die Lehrer streikten und demonstrierten gerade irgendwo in der Stadt. Worum es sich genau drehte, war mir entgangen. Mehr Freistunden, mehr Gehalt, vielleicht auch beides.

Ich hatte den Kindern Papier und Stifte gegeben und zeichnete gerade das fünfte Kaninchen für Isabelle und das dritte Auto für Bastian. Beim Ausmalen der Umrisse wurden sie immer ungenauer, lange würde ich es wohl nicht mehr schaffen, sie ruhig zu halten. Sie wollten nach draußen, etwas unternehmen, sie wurden zappelig, aber die Hälfte der Arbeiter befand sich derzeit auf dem Dach, und regelmäßig fielen ohne Vorwarnung Steine oder Ziegel hinunter. Beim Haus war es zu gefährlich. Vielleicht musste ich Bastian und Isabelle einfach mitnehmen, wenn ich gleich zum Einkaufen in die Stadt fuhr.

Ich sah auf die Uhr. Das würde ich nicht mehr schaffen. Es war jetzt elf, fast schon Hauptverkehrszeit, wir konnten also erst nach dem Mittagessen weg. Kurz beschlich mich eine leichte Panik. Wie sollte ich in Gottes Namen die Kinder vom Haus fernhalten und gleichzeitig eine komplette Mahlzeit auf den Tisch bringen?

»Ich will zum See«, sagte Isabelle.

»Ja«, sagte Bastian, »schwimmen!«

»Zum Schwimmen ist es jetzt zu kalt«, sagte ich.

»Es ist überhaupt nicht kalt!«

»Nein, aber der Sommer ist doch wohl vorbei, Schwimmen geht jetzt nicht mehr.«

Bastian kratzte mit einem grünen Stift über seine letzte Zeichnung. »Wann fahren wir wieder in die Niederlande?«

»Wenn das Haus fertig ist.«

Zwei Augenpaare sahen mich erschrocken an. »Das dauert ja noch hundert Jahre!«

Ich lächelte und steckte Isabelle eine Locke hinters Ohr.

»Nein, nein, das geht viel schneller. Ich schätze, dass wir schon zu Weihnachten in die Niederlande fahren können. Dann besuchen wir Opa und Oma. Schön, nicht?«

Bastian sagte nichts. Isabelle sah mich unverwandt an. »Ich finde es hier überhaupt nicht schön, Mama. Ich will zurück nach Hause.«

Ihre Klage traf mich mitten ins Herz, aber das durfte ich mir nicht anmerken lassen. Dies war Erics großes, spannendes Frankreich-Abenteuer. Er tat jetzt das, wovon er jahrelang geträumt hatte. Mein eigener Traum wartete noch darauf, in Erfüllung zu gehen: wenn erst die Gästezimmer fertig wären. Aber für Isabelle und Bastian war der Schritt, den wir getan hatten, wirklich die Hölle. Das war mir durchaus bewusst, und zugleich wusste ich, dass ich mich davon nicht mitreißen lassen durfte, denn wenn ich meinen Zweifeln Ausdruck verlieh und ihnen das Mitleid, das ich in so starkem Maße für sie empfand, zeigte, gäbe es kein Halten mehr. Ich musste den Kindern gegenüber Zuversicht ausstrahlen, was auch immer ich selbst fühlte. Oder dachte.

»Das hier ist jetzt unser Zuhause, Schatz. Wir wohnen hier. Es wird wirklich ganz toll, das könnt ihr mir glauben. Bald habt ihr wieder ein eigenes Schlafzimmer und ein ganz großes Spielzimmer. Mit einem eigenen Fernseher und einem DVD-Player und einem ganzen Regal voller Bücher.«

»Mama«, sagte Bastian plötzlich in vorwurfsvollem Tonfall, »du und Papa, ihr habt gesagt, es gibt ein Schwimmbad, und wir kriegen einen Hund, und es scheint immer die Sonne. Und das stimmt alles überhaupt nicht!«

Da ging wohl gerade einiges ganz schön schief. »Mama muss jetzt erst mal für uns alle Essen machen, und danach fahren wir in die Stadt. Dann kommen wir auch beim Gifi vorbei, und ihr könnt euch ein kleines Geschenk aussuchen.«

Geschenke ... die eigenen Kinder bestechen. Wie tief bist du gesunken, Simone?

»Für wie viel Euro?«, wollte Bastian wissen.

»Vier.«

»Kann man dafür ein Auto kaufen?«

»Beim Gifi schon, glaube ich.«

»Und einen Action Man?«

»Das wohl eher nicht. Aber ein Auto müsste drin sein.«

Damit gab er sich zufrieden. Vorläufig.

»Bleibt ihr dann bitte hier im Wohnwagen, wenn Mama jetzt das Essen macht?«

»Aber hier ist es so heiß!«, sagte Isabelle.

Ich machte zwei Klappfenster auf, damit die Luft besser zirkulieren konnte. Die Fenster funktionierten alle nicht so richtig, ich musste ziemlich kräftig drücken, wobei ich mich mit dem Knie auf Isabelles Bett abstützte. Wir waren wirklich nicht gerade füreinander geschaffen, dieser Wohnwagen und ich. Wie Leute zum Vergnügen ihre Ferien in so einem Kasten verbringen konnten, blieb mir unbegreiflich.

»Jetzt wird es gleich kühler.« Ich sah die beiden eindringlich an. »Kann ich mich darauf verlassen, dass ihr schön hierbleibt?«

Sie nickten folgsam, was mich trotzdem nicht ganz überzeugte.

»Ihr dürft jetzt wirklich nicht beim Haus spielen, das ist zu gefährlich, da fallen Steine herunter.«

»Papa und seine Freunde sind da auch«, protestierte Bastian.

»Die sind groß, ihr seid noch klein. Ihr müsst mir das wirklich versprechen.«

»Krieg ich dann einen Action Man?«

Ich seufzte. »Das sehen wir, wenn wir in der Stadt sind.«

Ich ging nach draußen und um das Haus herum. Sonderlich fest wagte ich nicht darauf zu vertrauen, dass sie tatsächlich im Wohnwagen bleiben würden. So ging das alles nicht. Ich konnte mich schließlich nicht in zwei Teile spalten. Oder gar in drei, denn in der Küche klingelte jetzt das Telefon, und niemand ging ran. Ich beschloss, das Ding einfach läuten zu lassen und Eric heute Abend zu fragen, ob man nicht ein Kabel zum Wohnwagen hinüberlegen konnte.

Im Hof wäre ich fast gegen das Gerüst gelaufen. Bruno, der junge Kerl mit dem Piercing, hob die Hand zum Gruß. »*Bonjour*, Simone.«

»*Bonjour*, Bruno.«

Die Namen hatte ich inzwischen gut drauf. Bei den Gesprächen am Mittagstisch zwischen zwölf und zwei hatte ich sie nach und nach immer besser kennengelernt. Vor allem mit Antoine unterhielt ich mich oft. Er machte sich die Mühe, langsam zu sprechen, hielt sich mit dem Dialekt und dem bei der Truppe außerordentlich beliebten, aber ziemlich verwirrenden *verlan* zurück (bei dem die Silben umgekehrt ausgesprochen werden) und korrigierte mich regelmäßig, sodass ich mich immer mehr an die Sprache gewöhnte und gleichzeitig neue Wörter lernte.

Ich legte den Kopf in den Nacken. Arnaud und Pierre-Antoine saßen oben auf dem Dach. Hinter ihnen konnte ich gerade noch die Haarspitzen von Erics blondem Wuschelkopf erkennen. Es sah lebensgefährlich aus dort oben. Der Rest der Truppe war nirgends zu entdecken.

Ich ging in die Küche und öffnete die Tiefkühltruhe. Entschied mich für eine Zwei-Kilo-Tüte Brokkoli-Röschen. Schüttete drei Viertel des Inhalts in eine Pfanne, gab Wasser, ein wenig Butter und Salz dazu und stellte die Pfanne mit Deckel aufs Gas. Heute kam mal etwas auf den Tisch, was jeglicher

kulinarischer Raffinesse zuwiderlief: Frikadellen. Geformt und gebraten hatte ich sie bereits gestern Mittag, als ich hörte, dass die Kinder heute frei hätten, sodass ich sie jetzt bloß noch aufzuwärmen brauchte. Als ich mich umdrehte, um sie beim Gaskocher abzustellen, erschien Michel im Türrahmen.

Fast hätte ich die Schale fallen lassen.

Auf seinen Schultern saß Isabelle. Mit den Händen hielt sie sich an seiner Stirn fest und schaute genauso schuldbewusst drein wie Bastian, der betreten daneben stand und sich an Michels Trainingshose klammerte.

Michel grinste. »Sie sind auf dem Hof herumgelaufen.«

Er hob die Arme, umfasste Isabelle mit seinen Händen und setzte sie vor sich auf dem Boden ab. Durch die Bewegung fing ich einen Hauch von Waschmittelgeruch auf - falls es das war, jedenfalls war es ein Geruch, der zu ihm passte und auf mein biologisches System eine unerwartet heftige Wirkung hatte.

Ich versuchte, mich möglichst nicht auf Michel, sondern auf die Kinder zu konzentrieren. Das gelang mir nur halb.

Bastian bereitete sich auf eine Konfrontation vor, schützend stellte er sich vor seine Schwester. »Es ist zu heiß im Wohnwagen, und Isabelle kritzelt immer auf meiner Zeichnung herum.«

»Gar nicht! Du bei mir!«

»Du hast angefangen!«

»So, jetzt ist es mal gut.« Ich hielt Bastian am Arm fest, um ihn zu beruhigen. »Wir hatten doch eine Abmachung, oder? Ihr solltet im Wohnwagen bleiben, und daran habt ihr euch nicht gehalten.«

Bastian riss sich los. »Wir wollen nicht drin bleiben, wir wollen schwimmen gehen!«

Ich hob den Blick, aus einem Impuls heraus, auf der Suche nach Unterstützung. Das hätte ich lieber nicht tun sollen. Michel lehnte am Türpfosten, eine Hand am Oberarm und ein amüsiertes Grinsen im Gesicht. »Kann ich irgendetwas tun?«

Ich blickte von den Kindern zu Michel und wieder zurück. »Äh ... nein, danke, ich schaffe das schon.«

Der Brokkoli kochte. Ich schob den Deckel ein Stück zur Seite, damit der Dampf entweichen konnte.

»Bleibt ihr dann wenigstens hier in der Küche?«, fragte ich.

»Uns ist so langweilig, Mama.«

Ich blickte zur Tür. Michel war verschwunden.

»Das verstehe ich ja, aber ich muss jetzt kochen. Und ihr könnt hier nicht alleine herumlaufen, das ist zu gefährlich. Soll ich gleich mal den Fernseher anmachen? Mit einem Keks und was Leckerem zu trinken?«

Das half.

Ich stellte die Flamme kleiner, holte ein paar Kekse aus dem Schrank, nahm Isabelle bei der Hand und ging in einem Bogen ums Haus zurück zum Wohnwagen. Ich überließ meine Kinder der treuen Fürsorge von Nickelodeon und einer Packung Kekse, während ich bereits wusste, dass ich ihnen heute Nachmittag doch ein kleines Geschenk kaufen würde, gegen meine eigenen Schuldgefühle. Die Supernanny hätte hier bestimmt eingegriffen, und zwar resolut. Ich wusste schon, dass ich resoluter hätte sein sollen. Aber Theorie und Praxis sind eben zwei verschiedene Angelegenheiten.

Am Mittagstisch kam ein Gespräch in Gang, an dem ich mich nicht beteiligte. Ich schnappte lediglich ein paar Worte auf, gerade genug um zu verstehen, worum es im Großen und Ganzen ging. Um die Fortschritte auf der Baustelle natürlich, dann um Präsident Chirac, um die Einheit Europas beziehungsweise den Mangel daran und schließlich um irgendwelche Prominente, die ich nicht kannte.

Michel sah mich an. Wenn unsere Blicke sich begegneten, bildeten sich kleine Lachfalten um seine Augen. Ich tat mein Bestes, ein höfliches, distanziertes Lächeln aufzusetzen. Doch je mehr ich mich

bemühte, so zu tun, als wäre da nichts, desto weniger schien es mir zu gelingen. Ein Martyrium.

Mechanisch tat ich mir Essen auf den Teller. Ein bisschen Brokkoli und ein paar Pommes frites, kein Fleisch und keine Soße. Ich schmeckte überhaupt nichts, ich konnte kaum auseinanderhalten, was ich mir in den Mund steckte, und es kostete mich Mühe, den Teller leer zu essen. Mein Mund war trocken wie Leder, und mein Magen zog sich zusammen.

Eric unterhielt sich angeregt mit Peter, nunmehr auf Niederländisch. Es ging um Angelegenheiten, bei denen ich nicht mitreden konnte (die Vor- und Nachteile bestimmter Metallsorten und Kuppelstücke). Ich versuchte, die Aufmerksamkeit auf Isabelle und Bastian zu richten, aber bei jeder Bewegung, die ich machte, und jedem Wort, das ich aussprach, blieb ich mir der Anwesenheit Michels bewusst.

»He, Simone, hör mal, was Peter zu erzählen hat.«

Ich wandte mich Eric und Peter zu.

Peter fuhr sich mit der Hand durch die Locken. »Wir liegen gut in der Zeit, wir haben sogar einen gewissen Vorsprung. Wenn alles gut geht, könnt ihr in etwa drei Wochen schon im Haus schlafen.«

Das waren gute, wenn nicht sogar fantastische Neuigkeiten.

»Es sieht jetzt noch nicht danach aus«, fuhr er fort, »aber das Dach ist Ende der Woche fertig. Dann legen wir die Balken rein. Noch ein, zwei Tage für die Böden, und danach können wir oben mit den Abschlussarbeiten anfangen.«

»Das ist das Sichtbare«, verdeutlichte Eric. »Verputzen, tapezieren, streichen.«

»Wir haben gerade abgesprochen, dass wir erst die drei Schlafzimmer für euch fertig machen.«

»Provisorisch«, ergänzte Eric. »Wir schlafen vorläufig im linken Flügel und machen dann im unteren Stockwerk weiter. Dann können wir das in Ruhe angehen und richtig schön machen. Und wenn das fertig ist, fangen wir mit unseren Wohnräumen an.«

Im rechten Teil des Hauses, wo sich auch der Turm befand, würden wir wohnen. Bisher war dort kaum etwas getan worden. Die Arbeiten hatten sich auf den linken Flügel und das Dach konzentriert.

»Schön«, sagte ich. »Dann brauchen wir also den Winter nicht mehr im Wohnwagen zu verbringen?«

»Wir müssen das mit der Heizung noch klären. Peter meint, es kann hier im Winter zehn Grad minus haben, also ist eine Heizung nicht gerade überflüssiger Luxus.«

Die Sonne beschien den gedeckten Tisch und wärmte mir den Rücken. Die Körper der Arbeiter warfen lange Schatten über die Teller und Schüsseln. Der Winter kam mir abstrakt vor, wie aus einer anderen Welt.

»Zehn Grad minus?«, fragte ich nach.

»Letztes Jahr schon«, antwortete Peter. »Wir hatten seinerzeit ziemlich zu tun mit geplatzten Wasserleitungen, da sind viele ganz schön in die Bredouille geraten. Seit ich hier lebe, war es noch nie so kalt.«

»Also, Schatz«, sagte Eric, »noch etwa drei Wochen die Zähne zusammenbeißen, dann schlafen wir wieder in unserem eigenen Bett.«

»Großartig.« Ich drehte mich zum Haus um. Gerüste an der Front, überall Geröll, Holz, Werkzeug und einzelne Kleidungsstücke, die sich die Arbeiter, je weiter der Tag vorangeschritten und je heißer es geworden war, ausgezogen und irgendwo hingeworfen hatten.

»Und die Fenster und Türen?«, fragte ich.

»Das ist ein Tag Arbeit«, meinte Peter. »Die haben wir schon mit den richtigen Maßen bestellt. Müssen bloß noch eingesetzt werden. Ihr habt Glück, die Grundsubstanz des Hauses ist gut. Bei alten Häusern weiß man nie, was einen erwartet, also war ich vorsichtig mit der Planung, aber es geht gut voran.«

Ich schrecke aus meinem lethargischen Zustand auf. Kurz weiß ich nicht, wo ich bin, bis ich die Wand

gegenüber wieder sehe. Grün. Mit Sprüchen, Kritzeleien. *Fuck the police*, hat jemand über der Toilettenschüssel aus Stahl eingekerbt.

Ich bin wohl eingedöst. Wie spät es ist, weiß ich nicht. Meine Armbanduhr musste ich, als ich heute Morgen hier ankam, abgeben. Eine Polizistin hat meine Taschen durchsucht. Die Armbanduhr, ein paar zerknüllte Einkaufsbons, die ich noch in der Jackentasche hatte, die Hausschlüssel und ein wenig Parkgeld landeten sofort in einem kleinen Plastiktütchen mit Etikett. Auch die Schuhe musste ich ausziehen. Die Polizistin friemelte die Schnürsenkel heraus, steckte sie zu meinen restlichen Habseligkeiten und gab mir die Turnschuhe zurück. Ich musste ein Formular unterschreiben, das von einem anderen Polizisten abgestempelt wurde. Ich rechnete schon damit, dass sie mir einen Overall geben würden: orange, wie man es aus diesen amerikanischen Spielfilmen kennt. Aber ich stecke immer noch in meinen eigenen Klamotten: ein T-Shirt von Esprit, ein langer, weiter Baumwollrock. Und Turnschuhe ohne Schnürsenkel.

Die Schritte kommen näher. Irgendwo tief in meinem Innern flackert ein Lämpchen auf: die Vernehmung. Sie holen mich zum Verhör ab. Mein Atem beschleunigt sich.

Was soll ich sagen? Oder soll ich lieber gar nichts sagen? Alles, was ich über solche Situationen zu wissen meine, habe ich aus amerikanischen Fernsehserien: *You have the right to remain silent. Everything you say, can and will be used against you in the court of law.*

Haben sie heute Morgen bei der Verhaftung irgendetwas in der Art gesagt, auf Französisch? Ich kann mich nicht erinnern, nur Erics Blick, seine Bestürzung, ist mir gegenwärtig geblieben.

Seine Frau unter Mordverdacht.

Ein Jahr vor ihrem Tod vertraute meine Großtante mir ihren größten Wunsch an. Sie wollte Rollschuh laufen, wie früher als Kind. Draußen, an den Häusern vorbei, auf dem Bürgersteig, Pirouetten drehen, auf einem Bein.

Das erzählte sie mir, als wir zu zweit waren.

In die Tat umgesetzt hat sie es nicht.

Stattdessen zog sie Wanderschuhe an und ging mit dem Hund spazieren.

»Simone?«

Ich ließ den Abwasch vom Frühstück stehen und ging nach draußen.

Eric, Peter, Antoine und Michel standen auf dem Hof. Es war warm, bestimmt an die fünfundzwanzig Grad, obwohl wir schon Oktober hatten. Die Vorteile der Emigration in südliche Gefilde wurden allmählich spürbar.

»Ja?«

»Hast du gerade viel zu tun?«

»Nicht wirklich.«

»Könntest du dann vielleicht nach Biganos fahren, wegen der Kupplungen und Verbindungsleitungen für den Heizkessel und den Ofen? Peter hat heute Morgen bei Gérard Millechamps angerufen, und die haben gesagt, wir könnten das Zeug abholen.«

»Biganos? Wo ist das?«

»Südwestlich von Bordeaux«, antwortete Peter, als ob ich damit etwas anfangen könnte. »In Richtung Meer«, fügte er hinzu. »Es ist ganz einfach zu finden, liegt an der A660. Wenn du die Schnellstraße von Bordeaux Richtung Arcachon nimmst, ist Biganos ausgeschildert.«

Ich war noch nie über den Autobahnring um Bordeaux hinausgekommen, und dann hatte immer Eric hinter dem Steuer gesessen.

»Es sind anderthalb Stunden Fahrt«, sagte Eric. »Vielleicht ein bisschen mehr. Ich würde selbst hinfahren, aber ich will heute Vormittag lieber mit den Balken weitermachen, dann können wir morgen die neuen einlegen und vielleicht schon mit den Böden anfangen. Wenn du jetzt die Kupplungen holen würdest, könnten wir heute Nachmittag damit weiterarbeiten. Michel würde mitfahren, um die Sachen zu kontrollieren. Anscheinend gehen die manchmal etwas nachlässig damit um.«

Ich stand da wie angenagelt.

Michel schaute demonstrativ weg und trat von einem Fuß auf den anderen. Schließlich brachte ich doch etwas heraus.

»Muss ... Michel nicht arbeiten?«

»Er hat Knieprobleme, also haben wir sowieso nicht viel an ihm«, antwortete Peter.

Damit wandten Antoine und er sich ab und gingen zu einem der Lieferwagen hinüber.

»Denkst du an das Scheckheft?«, fragte Eric und machte Anstalten, den beiden zu folgen. »Michel kennt den Weg, er war schon öfter dort.«

»Eric?«

Er drehte sich auf dem Absatz um.

»Kann Michel da nicht alleine hinfahren? Ich kann doch die Firma anrufen, fragen, was es kostet, und ihm einen unterschriebenen Scheck mitgeben.«

Eric kam zurück und beugte sich nah an mein Ohr vor. »Ich kann nicht ausschließen, dass ein Teil des Materials fehlerhaft ist. Michel kann das beurteilen. Aber das nützt nichts, wenn er dann mit einem Scheck dasteht, auf dem der Betrag zu hoch ist.« Er sah mich einen Moment lang forschend an. »Werd jetzt nicht wieder so schwierig, Simone. Es geht immer nur geradeaus, meint Peter, fast nur Schnellstraße, ganz einfach.«

Eric dachte, ich hätte Angst vor der Fahrt. Alles, was ich jetzt noch einwenden konnte, wäre auffällig. Unwillkürlich nickte ich und ging ums Haus zurück zum Wohnwagen.

Nach Biganos, anderthalb Stunden Fahrt (oder länger), mit Michel auf dem Beifahrersitz, um Kupplungen und Verbindungsleitungen zu holen. Klar. Kein Problem.

In der Abgeschiedenheit des Wohnwagens verschanzte ich mich in der Duschecke und sah in den Spiegel, kontrollierte, ob mein Make-up auch nicht verwischt war und mein Haar gut saß. Wie besessen bürstete ich meine widerspenstigen Strähnen und fragte mich zugleich, ob es womöglich falsch interpretiert werden konnte, dass ich mich mitten am Tag frisch machte. Mit einem Blick auf die Zahnbürsten beschloss ich, dass einmal extra putzen trotz allem nicht schaden konnte.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Von allen Männern, die hier herumliefen, musste ausgerechnet Michel mitfahren nach Biga... - wie hieß es noch mal?

Ich holte das Scheckheft aus der Schublade, nahm meine Tasche und ging zum Auto.

Michel wartete schon. Ich fragte mich, was in ihm vorging. Für den Bruchteil einer Sekunde sah er mich an, und ich wusste genug.

Gérard Millechamps s.a.r.l. befand sich auf einem Industriegelände kurz hinter Biganos: ein weißes Gebäude mit Spundwandprofil, umgeben von einem hohen Zaun. Das Tor war geschlossen, der Parkplatz leer.

Ich hielt direkt vor dem Tor an. Michel stieg aus und trat an die Gegensprechanlage. Dann beugte er sich zu einem kleinen Plastikschild vor. An seiner Haltung las ich ab, dass er verärgert war. Er kam zurück und stieg ein. »Geschlossen.«

»Geschlossen?«

Er zuckte mit der Schulter. »Es ist fünf nach zwölf. Sie machen bis halb drei Mittagspause.«

»Oh nein.«

»Wenn bei Bordeaux kein Stau gewesen wäre, hätten wir es locker geschafft. Ganz schönes Pech.«

»Kann uns denn niemand weiterhelfen? Ich meine, kannst du nicht irgendjemanden anrufen oder so? Das können die doch nicht machen, wir sind schließlich zwei Stunden hierhergefahren.«

»Zwecklos, da ist niemand. Vergiss es.«

Was jetzt? Zurück nach Hause? Das waren noch mal fast zwei Stunden. Und dann mussten wir ja doch wieder her. Sinnlos.

»Lass uns eine Kleinigkeit essen gehen«, hörte ich Michel sagen. »Ich hab sowieso schon Hunger.«

Als er sah, dass ich zögerte, fügte er hinzu: »Lass uns erst mal weiterfahren, nach Arcachon.«

Mechanisch tastete ich nach meinem Handy, um zu Hause anzurufen und Eric Bescheid zu sagen, dass unsere Rückkehr sich verzögern würde. Ich ließ das Telefon zehnmal klingeln, elfmal, zwölfmal. Nichts. Erics Mobiltelefon zu probieren hatte auch keinen Zweck. Das hing im Wohnwagen an der Steckdose, wie ich vorhin noch gesehen hatte.

»Rufst du zu Hause an?«

Ich nickte.

»Das hören die nicht, die sind oben mit den Balken zugange.«

Ich versuchte es noch einmal. Niemand ging ran.

»Ich versuch's später noch mal.« Dann ließ ich den Wagen an.

Wir fanden einen freien Tisch unter der blauweißen Markise eines Restaurants namens Le Pirate, von dem aus man die Promenade, den Strand und das Meer sehen konnte. Die Speisekarte bot ein buntes Sammelsurium: Pizza, gekochte Muscheln, Crêpes, Hamburger, Salat mit exotischen Früchten und Mozzarella.

Für Oktober war es ziemlich voll, vor allem wimmelte es von Bordelais, wie Michel aus dem Akzent der Gäste schloss: Einwohner von Bordeaux, die Arcachon am Atlantik ebenso schätzen wie die Pariser ihr Deauville.

Michel musste es wissen, er war schließlich hier in der Gegend geboren und aufgewachsen. Ich wollte gern mehr darüber erfahren, aber er lenkte das Gespräch auf Themen, die mich im normalen Leben kaum interessierten (französische Dialekte, die anscheinend weniger stark voneinander abwichen als in den Niederlanden; Franzosen konnten einander landauf, landab verstehen), aber mich jetzt, da ich sie aus seinem Munde hörte, maßlos faszinierten. Michel hatte eine prächtige Stimme. Ein rollendes R und ein tiefes A, das immer in einer Art leisem Stöhnen endete. Er sprach ein bisschen heiser und auch ein bisschen langsam, und er suchte immer nach einfachen Worten, weil er wusste, dass ich ihm sonst nicht folgen konnte. Ich trank die Worte von seinen Lippen, sie waren süß wie die Sangria, die uns die Bedienung zur Begrüßung auf den Tisch gestellt hatte.

»Den Marseiller Akzent erkennt man immer sofort, die Wörter am Satzende werden verlängert. Wenn ein Wort zum Beispiel auf f endet, wird daraus *effe*.«

»Ich kann noch nicht so gut Französisch, dass ich den Unterschied hören würde.«

»Jetzt wo du's weißt, wirst du's auch hören, glaub mir.«

»Ich werde mal drauf achten.« Ich nahm noch einen Schluck Sangria und kaute auf einem kleinen Stückchen Apfel, das mir dabei in den Mund gerutscht war.

Das Schöne an dieser Situation war, dass ich Michel ungeniert anschauen konnte. Wenn man mit jemandem spricht, ist es schließlich normal, dass man ihn auch ansieht. Außerdem waren wir nicht in Gesellschaft. Es gab niemanden, dem unser Interesse aneinander hätte auffallen können.

Ich konnte nichts an ihm entdecken, was mir nicht gefallen hätte. Er war schön, männlich und gut in Form, aber er hatte seine Muskeln nicht aus dem Fitnesscenter und versuchte sie auch nicht zu präsentieren. Eitelkeit schien ihm ganz im Gegenteil fremd zu sein. Von Leuten, die auf dem Bau arbeiteten, konnte man nicht erwarten, dass sie bei ihrer Schufterei die besten Kleider anzogen, aber oft trugen sie irgendwelche Klamotten, die sie früher mal besonders gemocht hatten, weshalb die Arbeitskleidung doch einiges über sie aussagte. So bestand etwa Erics Oberbekleidung bei der Arbeit aus zwei verwaschenen rosa Poloshirts von Lacoste und einer Gaastra-Hose mit kaputtem Reißverschluss. Die Sachen stammten noch aus der Zeit, als er sich ans Golfspielen gewagt hatte, um auch vermeintliche Freizeit mit seinen Kunden zu verbringen.

Michel trug ein fahles schwarzes Hemd und eine graue Trainingshose. Nicht gerade Haute Couture, und ich hatte ihn auch zu anderen Gelegenheiten bislang nicht in irgendwelcher Markenkleidung gesehen, die seinen Körper betont hätte. Dass sein verwaschenes Outfit gleichwohl diesen Effekt hatte, war unbeabsichtigt oder auch nur meiner subjektiven Wahrnehmung geschuldet.

»Bei euch in der Gegend«, sagte er, »machen sie aus allem, was auf ai endet, ein langes e. Also wird aus *je sais*, ich weiß, *je sée*, nicht *je sè*. Bei Arnaud hört man das sehr gut, der kommt aus Bergerac.«

»Interessiert dich das, Sprache?«, fragte ich, weil es mich schon irgendwie wunderte, dass er sich anscheinend mit so etwas beschäftigte.

Entschuldigend zuckte er mit der Schulter. »Nicht besonders, aber es ist eben so.«

Unser Gespräch wurde von der Bedienung unterbrochen, die die Bestellung aufnehmen kam. Nach

einem kurzen Blick auf die Speisekarte entschied sich Michel für einen Hamburger mit Pommes frites. Ich nahm einen Salat, weil ich fürchtete, dass mein Magen etwas Fettiges nicht vertragen würde.

»Du bist mit Bruno ganz gut befreundet, oder?«, fragte ich, als die Bedienung wieder gegangen war.

»Bruno ist für mich wie ein Bruder. Wir wohnen auch im selben Haus.«

»Aber nicht zusammen, oder?«

»Nein, er im Erdgeschoss und ich im ersten Stock. Es ist ein ehemaliges Krankenhaus, wo sie Zimmer vermieten. Seit es hier eine Uni gibt, haben sie viele alte Gebäude saniert und in Wohnraum umgewandelt.«

»Das heißt, es wohnen viele Studenten bei euch im Haus?«

Er lachte. »Studenten, Arbeitslose, Drogenabhängige, Illegale, alles dabei. Der Vorteil ist: Wenn du irgendwas brauchst, gibt es immer jemand, bei dem du anklopfen kannst.«

Unser Gespräch fühlte sich unnatürlich an. Hätte uns jemand nur im Vorübergehen gemustert, er hätte womöglich nichts bemerkt, aber es lag eine unbewusste Nervosität, eine Spannung in der Luft, als fänden wir das Besprochene im Grunde beide nicht interessant, fürchteten jedoch, dass Schweigen unsere eigentlichen Motive freilegen würde.

Mein Blick wanderte von seinem Gesicht zu seiner Brust, seinen Schultern, den Oberarmen und Händen - geschickt drehte er sich gerade eine Zigarette - und wieder zurück.

Ab und zu stießen unter dem Tisch unsere Knie aneinander, was bei Michel zu einem entschuldigenden Lächeln und bei mir zu nervösem Gekicher führte - worüber ich mich maßlos ärgerte, weil ich merkte, wie ich allmählich den Verstand verlor.

»Und, bist du zufrieden mit deiner Arbeit?«

Er zuckte mit der Schulter und hielt den Kopf schief, während er seine Zigarette anzündete. »Geht so. Ist ein Knochenjob, vor allem im Sommer, wenn es richtig heiß ist. Letztes Jahr hatten wir zwei Wochen über vierzig Grad, und wenn du dann draußen auf einem Gerüst stehst und an der Fassade herumhämmerst, ist das ganz schön hart. Aber was soll's. Ich hab einen Job, genug zu essen, ein Dach über dem Kopf, ein paar gute Freunde. Es ist auch ein klasse Team, Peter und seine Frau sind schwer in Ordnung, also kann ich nicht klagen.«

Ich fragte mich, ob er diese Arbeit in zwanzig Jahren immer noch machen würde, wie Arnaud. Eigentlich kam Michel mir dafür zu intelligent vor. Aber ich hatte keine Ahnung vom französischen Schulsystem, also hätte ich ihn zwar fragen können, was für eine Schule er besucht hatte, aber mit der Antwort hätte ich doch nichts anfangen können.

Zwei Teller, ein Korb mit warmem, knusprigem Baguette und eine Flasche Wasser wurden auf den Tisch gestellt.

»Darf ich Ihnen noch zwei Sangrias bringen?«, fragte die Bedienung, als sie die leeren Gläser mitnahm. Ehe ich protestieren konnte, hatte Michel schon genickt, und die Frau war wieder verschwunden.

»Ich muss noch fahren«, sagte ich leise.

Er sah auf die Uhr. »Aber erst in anderthalb Stunden. Du isst ja jetzt noch was, und nachher ist das schon abgebaut.«

Ich stach mit der Gabel in den Salat und nahm mir vor, den Teller ganz leer zu essen. Ich hatte an dem Tag erst wenig gegessen, nur am Morgen schnell ein Fertig-Sandwich verschlungen, eigentlich eher ein Stück Gebäck mit Marmelade in der Mitte. Zwei Becher Kaffee, einen Orangensaft, das war alles. Von Alkohol wurde ich anschniegssam und leicht enthemmt, was in Kombination mit Michel bedeutete, dass ich mich leichtfertig selbst in Gefahr brachte.

Normalerweise hätte der Salat mir fantastisch geschmeckt, aber so hatte ich nicht viel davon. Mein

Magen verkrampfte sich derart, dass nichts mehr hineinging, und meine Geschmackspapillen waren taub. Ich kannte das schon. Abends, wenn die Jungs nach Hause gegangen waren, konnte ich wunderbar essen und es auch wirklich genießen. Aber wenn Michel in der Nähe war, ging es einfach nicht. Meine Waage steckte noch in einem der Kartons im Container, aber bestimmt hatte ich schon ein paar Kilo abgenommen.

Michel sagte nichts mehr. An Appetit mangelte es ihm nicht. Er teilte eines der Baguette-Stücke mit den Händen und reichte mir die Hälfte.

Es war nur eine kleine Geste, aber darin kam die ganze Vertrautheit zum Ausdruck, die sich innerhalb der letzten halben Stunde zwischen uns entwickelt hatte. Die vielleicht schon immer zwischen uns gewesen war, schon von dem Augenblick an, als wir einander zum ersten Mal begegnet waren und es zwischen uns »gefunkt« hatte, auf einem tieferen, unbewussten Niveau.

Ich verscheuchte den Gedanken. Die Sangria stieg mir zu Kopfe. Vielleicht sollte ich jetzt lieber Wasser trinken.

Michel schenkte ein Glas Wasser ein und stellte es neben meinen Teller.

Jetzt konnte er schon meine Gedanken lesen.

Unsere Konversation war verstummt. Michels Teller war leer und meiner ebenso, bis auf ein paar Salatblätter und ein paar zu harte Oliven.

Er sah mich an. »Kaffee?«

»Gern.«

Die Bedienung des Pirate, eine Frau um die fünfzig, war ein Naturtalent. Sie war sofort zur Stelle und hatte blitzschnell das Geschirr abgeräumt, ließ die Wassergläser aber stehen. Wahrscheinlich war sie daran gewöhnt, unter Zeitdruck zu arbeiten, im Sommer wimmelte es hier bestimmt von Touristen und Tagesausflüglern, sodass die Kunden schnell bedient werden mussten, damit die Tische für die nächsten Gäste frei wurden.

Sie brachte zwei Tassen Espresso und die Rechnung. Ich legte meine Kreditkarte darauf. Michel zog sein Portemonnaie heraus (aus Canvas, mit Klettverschluss) und legte drei Euro dazu. Die Bedienung kam mit einem Stift und der Quittung wieder. Ich unterschrieb.

Den winzigen Schluck Kaffee hatte ich rasch ausgetrunken, und die Süßigkeit, die dazu gereicht wurde, ließ ich liegen.

Dann trank ich mein Wasser aus, um den starken Geschmack wegzuspülen, und Michel tat es mir gleich.

Irgendwo tief in meinem Innern, in einem der verborgensten Winkel meines Geistes, auf einem Niveau, das man vielleicht als animalisch bezeichnen könnte, ahnte ich, warum. Und auf einem etwas höheren Niveau, wo der menschentypische Bereich anfängt, der im Augenblick anscheinend nicht zum Zuge kam, wusste ich, dass ich eine Entscheidung treffen musste. Und wie immer sie ausfiel, sie hätte Konsequenzen, die ich noch nicht absehen konnte.

Michel erhob sich. Ich schob meinen Stuhl zurück, und als meine Beine mich wieder tragen mussten, merkte ich, dass mir leicht schwindelig war.

Michel überquerte die Promenade und betrat den Strand. Ich folgte ihm.

Arcachon liegt an einer großen Bucht, in der Ferne war ein dunkler Streifen Festland zu erkennen. Die Sonne schien noch immer, aber eine kräftige Brise sorgte für Abkühlung. Links von uns, wo der Atlantische Ozean in die Bucht hineinströmte, weit entfernt von der Küste, ballten sich dunkle Wolken zusammen.

Kurz vor dem Saum des Wassers hielt ich inne, um mir Schuhe und Socken auszuziehen. Der weiße Sand scheuerte an der Haut. Ich stopfte die Socken in die Schuhe und nahm diese an den Schnürsenkeln in

eine Hand. Michel tat es mir gleich.

Wir ließen das Meer links liegen und schlenderten weiter, nah am Wasser, wobei wir Abdrücke im nassen Sand hinterließen, kühl und knirschend unter den nackten Füßen. Ich verspürte immer noch einen leichten Schwindel.

Ohne ein Wort zu wechseln und ohne jede Eile gingen wir weiter, auf eine Mole zu. Die führte, gestützt von großen, weißen Pfeilern von der Promenade oberhalb des Strandes aus ins Meer. An ihrem Ende waren Boote vertäut, wahrscheinlich für Rundfahrten, mit viel Glas und großen Achterdecks voller Stühle. Der Wind fuhr mir ins Haar und zerzauste es. Ich drehte mich um, hielt mir mit der Hand und dem Unterarm die Strähnen aus dem Gesicht und betrachtete die Fußabdrücke, die wir im Sand hinterlassen hatten. Weiter als mein Blick zurückreichte, schlängelten sie sich den Strand entlang.

Ich sah auf. Eine immense, bedrohliche Wolkenmasse, dunkel und dicht, schob sich langsam vom Meer aus auf die Küste zu und bildete einen unwirklichen Kontrast zu den lieblichen Pastelltönen der Promenade, der stattlichen weißen Balustrade, die den Strand von der Straße trennte, und den exotisch wirkenden Bäumen mit ihrem glitzernden Blätterwerk, das im auffrischenden Wind an den Zweigen raschelte. Die Atmosphäre hier war ganz anders als die, die ich heute Morgen hinter mir gelassen hatte.

Atemberaubend.

Unwillkürlich musste ich lächeln. Ich kam mir vor wie in den Ferien, wie auf einem Ausflug. Kein Gehämmer, keine Bohrer, kein Staub und keine Steine, kein Kochen und Abwaschen, sondern frische Seeluft, prächtige Häuser in Pastellfarben und ein breiter Sandstrand.

Und Michel, dicht hinter mir.

Als sich seine Arme um mich legten und ich seine Brust an meinem Rücken spürte, stockte mir der Atem. Ich stand im wahrsten Sinne des Wortes mit weichen Knien da. Meine Schuhe fielen in den Sand. Er küsste meinen Hals, und ich erbehte. Meine Haut zog sich unter seinen Händen zusammen, unter diesen starken, von der schweren Arbeit gezeichneten Händen, die jetzt unter mein Hemd glitten, über meinen Bauch. Vorsichtige, tastende Berührungen, die mir ein Prickeln verursachten, das sämtliche Zellen meines Körpers erfasste und schließlich dafür sorgte, dass sich mein Unterleib zusammenzog.

Ich drehte mich um und sah ihn an.

»Du bist schön«, sagte er bewegt und strich mein Haar zurück. »Sehr schön.«

Ich brachte kein Wort heraus. Es war surreal. Wie in einem Traum, einem Film. Ich war nicht ich selbst, sondern jemand anderes.

Ich vergaß alles um mich herum.

Meine Finger glitten durch sein Haar, über seinen Hals, sein Gesicht. Ich wollte ihn anfassen, überall, und ich wollte noch viel mehr als das. Als unsere Lippen sich berührten, fielen die ersten Regentropfen vom Himmel. Dicke, schwere Tropfen, die meiner Haut Abkühlung boten. Ich schmeckte seine Zunge, die schnell und glatt war. Nachdenken ging nicht mehr, ich wollte es auch nicht mehr. Ich klammerte mich an ihn. Übrig blieben nur Gefühl, Hingabe, Leben für den Augenblick. Ich wollte nur noch existieren und den herrlichen jungen, starken Männerkörper genießen, der sich an mich drückte, die elektrisch aufgeladene Kettenreaktion spüren, die durch meinen Körper schoss.

Meine Hände glitten unter sein T-Shirt und strichen über die kräftigen Muskeln unter seiner Haut, die tiefen Furchen neben seinem Rückgrat entlang, über die Wölbung seiner Schulterblätter. Um uns fiel der Regen, die Tropfen schlossen uns ein, durchtränkten unsere Kleidung. Seine Hand glitt unter meinen Rock, griff nach meinem Po. Er presste seinen Unterleib an mich. Meine Knie wurden weich, ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten.

Wir wurden durch einen Blitz aufgeschreckt, einen enormen Knall, eine ohrenbetäubende, krachende Explosion, die widerhallte und den Himmel aufriss. Der Boden unter unseren Füßen dröhnte und bebte.

Vor Schreck ließ ich ihn los und sah mich panisch um. Durch die Regenschleier war von der Promenade fast nichts mehr zu sehen, kurz leuchtete unsere Umgebung grün auf. Gespenstisch wurde der Küstenstreifen im nächsten Augenblick von einem weiteren Blitz erhellt. Die Promenade lag verlassen da, die Restaurants hatten ihre Markisen eingerollt. Wir waren die einzigen Menschen hier am Strand, die letzten, die noch draußen waren. Wo waren all die anderen? Die Bäume an der Promenade wogten hin und her, bogen sich schemenhaft unter dem Sturzregen.

Hastig lasen wir unsere Schuhe auf und rannten auf die Promenade zu. Auf dem Pflaster hatte sich eine dünne Wasserschicht gebildet, auf die fortwährend Millionen von Regentropfen herabprasselten. Barfuß rannten wir an den Caféterrassen vorbei, an Restaurants, Biergärten und Kneipen, bis in die schmale Seitenstraße, wo der Volvo geparkt war.

Gerade ließ ein weiterer Donnerschlag die französische Südwestküste erbeben, als ich zitternd und außer Atem in den Fahrersitz sank und die Autotür hinter mir zuzog. Die Welt aussperrte. Fast im selben Augenblick tauchte neben mir Michel unter das schützende Wagendach. Über uns prasselte der Regen und floss über die Windschutzscheibe, die Fenster beschlugen sofort.

Ich brauchte ein paar Minuten, um wieder zu Atem zu kommen. Mit geschlossenen Augen schnappte ich nach Luft, legte den Kopf in den Nacken. Michel beugte sich zu mir herüber und schob seine Hand unter meinen Rock, zwischen meine Beine. Ein elektrischer Schlag durchfuhr mich. Wie von selbst hob sich mein Becken. Er vergrub sein Gesicht an meinem Hals und stöhnte, während seine Hand über den dünnen Stoff meines Slips rieb, knetete, streichelte. Wir atmeten schnell, hastig, flach. Er roch fantastisch, betörend, seine Bewegungen waren perfekt, sein Mund schmeckte göttlich.

Ich strich mit der Hand über seinen Bauch, an dem sein klitschnasses T-Shirt klebte wie eine zweite Haut. Dann glitten meine Finger weiter nach unten. Der glatte, durchnässte Stoff seiner Trainingshose ließ wenig Zweifel aufkommen. Mein Gott, wie sehr ich ihn wollte. Er reagierte auf meine Berührung, indem er seinen Hosenbund ein Stück herunterzog.

Aus dem Augenwinkel sah ich Leute vorbeigehen, auf dem Bürgersteig, direkt neben dem Auto. Es war ein Paar mit Kinderwagen, sie liefen hastig. Durch die diffuse Kondensschicht auf dem Fenster an der Fahrerseite sah der Mann mir kurz direkt in die Augen. Geniert wandte ich den Blick ab. Er fiel auf ein Spielzeugauto von Bastian, das auf der Rückbank lag, ein roter, maßstabsgetreuer Ferrari, bei dem ein Rad fehlte. Mit seinen nackten Füßen zerknüllte Michel gerade eine Zeichnung, die Isabelle letzte Woche aus der Schule mitgebracht und die ich im Auto vergessen hatte.

Ich zog meine Hand weg, wich zurück.

»Nein«, sagte ich atemlos. »Nein, nicht ...«

Michel drängte sich weiter an mich. Ich konnte mir selbst nicht trauen. Wenn er so weitermachte, konnte ich für nichts mehr garantieren. An Ort und Stelle würde ich mich nehmen lassen, mitten in diesem Dorf, in einem parkenden Auto. Nicht in irgendeinem Auto wohlgemerkt, sondern in unserer Familienkutsche. Auf dem Fahrersitz, wo sonst immer Eric saß, zwischen den Sachen von Isabelle und Bastian.

Mein Herz hämmerte wie wild. Wir mussten aufhören, jetzt sofort. Ich geriet in Panik, hielt seine Hand fest. »Nein«, keuchte ich, »hör auf, hör auf.«

»Was?« Er sah mich ungläubig an. Seine Augen waren schon genauso finster wie dieses Unwetter, er atmete schnell und sah unwiderstehlich aus.

»Nein«, sagte ich noch einmal, nunmehr energischer. Ich keuchte immer noch. »Aufhören. Nicht. Das geht nicht. Stopp.«

Forschend sah er mich an, und als ihm klar wurde, dass ich es ernst meinte, rutschte er auf den Beifahrersitz zurück. Zog den Bund seiner Hose hoch, lehnte den Kopf an und starrte düster durch die

Windschutzscheibe, auf der die Regentropfen in alle Richtungen auseinanderstoben. Er drückte sich den Handballen in den Schritt und verzog das Gesicht.

»Bon«, hörte ich ihn sagen, eher zu sich selbst als zu mir.

Ich rückte meinen Rock zurecht, der mir an den Beinen klebte. Alles war klitschnass, und ich zitterte.

Zehn Minuten später fuhren wir aus dem verregneten Arcachon hinaus.

Innerhalb von einer halben Stunde hatten wir die Kupplungen, Verbindungsleitungen und anderen Kram hinten im Wagen verstaut. Ich hatte einen Scheck über 900 Euro ausgestellt, während Michel das Zeug eingeladen hatte.

Das Personal hatte Kommentare über unsere klitschnasse Kleidung und meine triefenden Haare gemacht. Über das Wetter, die Windhose. Vielleicht sandten wir irgendwelche Signale aus, die von anderen treffsicher interpretiert werden konnten, denn wir mussten eine neckische Anspielung nach der anderen über uns ergehen lassen. Ich setzte ein freundliches Lächeln auf und tat, als wäre alles in bester Ordnung, als stünde nicht meine ganze Welt Kopf. Schließlich stiegen wir wieder ein und fuhren ohne Umwege Richtung Bordeaux zurück. Michel hatte, schon seit wir Arcachon verlassen hatten, kein Wort mehr gesagt, und ich ließ ihn in Ruhe.

Ein Geräusch und ein Vibrieren rissen mich aus meinen Gedanken. Es dauerte einen Moment, bis mir klar wurde, dass beides aus meiner Jackentasche kam: das Handy.

Ich zog es hervor. »Hallo?«

»Simone?«

Mein Gott, alle möglichen Leute hätten jetzt anrufen können, und es war ausgerechnet die Stimme meines Gewissens.

Hatte er wohl irgendwas gespürt? Konnte das sein? Konnten Menschen auf eine solche Entfernung spüren, wenn irgendetwas nicht ganz koscher war?

»Äh ... ja.« Nervös sah ich auf die Uhr. Es war fast halb vier.

»Wo bist du?«

»Auf dem Weg nach Hause. Als wir ankamen, war der Laden zu, verflixt. Und sie haben erst um halb drei wieder aufgemacht, also sind wir ...«, panisch sah ich Michel an, der sich eine Zigarette drehte und fragend zurückblickte, »... zwischendurch was essen gegangen.«

Wie schlecht sich das anfühlte.

Schrecklich.

»Hättest du nicht kurz Bescheid geben können?«

»Ich ... ich hab dich angerufen, aber du bist nicht rangegangen.«

»Wann denn?«

»Äh ... sofort eigentlich. Um kurz nach zwölf.«

»Und wo bist du jetzt?«

Ich spähte nach draußen. Fragte schließlich Michel, weil ich nicht die blasseste Ahnung hatte.

»Kurz hinter Bordeaux«, sagte Michel.

»Hinter Bordeaux«, echote ich.

»Dann bist du frühestens in einer Stunde wieder hier. Die Kinder abholen, das schaffst du wahrscheinlich nicht mehr, oder?«

Das war eine rhetorische Frage. Die Schule war um halb fünf aus. Ich konnte unmöglich innerhalb von einer Stunde dort sein.

»Kannst du dir von den Jungs einen Wagen leihen und sie holen?«, fragte ich.

Eric's Verärgerung klang in seiner Stimme immer deutlicher durch. »Na gut. Wir können hier ohne die Verbindungsleitungen sowieso nicht weitermachen.« Ich konnte förmlich hören, wie er am anderen Ende nachdachte. Im Hintergrund Bohren und Hämmern. »Na ja, es gibt ja noch genug anderes zu tun, dann fangen wir eben morgen damit an. Fährst du vorsichtig?«

»Ja, keine Sorge.«

»Dann bis gleich.«

Eric legte auf.

Ich hielt das Handy umklammert, ließ die Hand in den Schoß sinken und starrte vor mich hin.

»War das Eric?«, fragte Michel.

Ich nickte.

Es schien Michel nicht im Geringsten zu stören.

Ich fing zu zittern an. Plötzlich war mir kalt. Erst jetzt kam mir die ganze Situation richtig zu Bewusstsein. Und nicht nur das, sondern die Panik überwältigte mich jetzt mit aller Heftigkeit. Der dicke Stoff meiner Jacke hatte sich mit Regenwasser vollgesogen. Jacke, Rock, T-Shirt, Socken, alles war durchweicht. Ich wollte nur noch so schnell wie möglich trocken werden, alle Spuren tilgen. Alle Spuren dessen, was ich getan, was ich zugelassen hatte. Es kam mir vor, als könnte ich Eric nicht unter die Augen treten, auch Isabelle nicht und Bastian nicht, einfach niemandem, solange meine Kleidung auch nur ein bisschen nass wäre.

»Wir müssen unsere Kleider trocknen«, sagte ich. »So können wir nicht zurück.«

»Warum nicht?«

»Warum nicht? Wie willst du das hier erklären?« Demonstrativ hob ich den Arm. Der Stoff klebte an meiner Haut. »Wir sind völlig durchnässt. So nass wird man doch nicht, wenn man nur schnell von einem Restaurant zum Auto rennt.«

Das kann nur bei einem intimen Techtelmechtel auf einem verlassenem Strand passieren, während es gießt wie bei der Sintflut, und auch dann nur, wenn man so glückstrunken ist, dass man den Regen gar nicht mitbekommt - einzig und allein davon kann man derart durchnässt werden. Eric wird es sehen, alle werden es sehen, sie werden dich ansehen, deine Kleidung, dein nasses Haar, sie werden die salzige Meeresluft riechen, an dir, an Michel, und sie werden es wissen. Die Bilder, die sich in deinem Kopf festgesetzt haben, werden wie ein Film ablaufen, hell und deutlich sichtbar für jeden, der dich anschaut.

Er zuckte mit der Schulter. Eine Geste, die gut zu ihm passte: Alle anderen zuckten mit beiden Schultern gleichzeitig, er nur mit einer.

»Bis wir zu Hause sind, sind wir wieder trocken.«

»Nein«, sagte ich in scharfem Ton, »davon würde ich nicht ausgehen. Was, wenn nicht? Was dann?«

Während er sich seine Zigarette ansteckte, hörte ich ihn murmeln: »Wir können rasch bei Libourne vorbeifahren. Da wohnt eine Bekannte von mir, die einen Trockner hat.«

Die Vorstellung, bis auf die Knochen durchnässt zu einer Bekannten von Michel mit einem Wäschetrockner zu fahren, mich bei jemandem zu entschuldigen, den ich überhaupt nicht kannte, mich in einer fremden Wohnung auszuziehen und abwarten zu müssen, bis die Frau meine Kleidung in ihrem Wäschetrockner getrocknet hatte, kam mir surreal vor.

Die vergangenen Stunden kamen mir überhaupt sehr surreal vor.

Ich strich mein nasses Haar zurück. »Libourne, in Ordnung, gut«, hörte ich mich selbst sagen. »Libourne, gut.«

Michels Bekannte hieß Jeanette. Sie war in meinem Alter oder vielleicht ein wenig älter. Ein offenes,

freundliches Gesicht mit vollen, dunkelbraunen Locken, die sie mit einem breiten Haarband bändigte. Sie hatte schöne, weibliche Rundungen und wiegte sich beim Gehen in den Hüften. Sie erinnerte mich an eine Zigeunerin. Zumindest war sie Kettenraucherin, und vielleicht trank sie auch. Unter dem Wohnzimmertisch lagen drei leere Weinflaschen. Ihr Haus schloss direkt an den schmalen Bürgersteig an. Jeder vorbeifahrende Lieferwagen brachte die Tassen auf dem Tisch zum Tanzen.

Jeanette hatte bestimmt ein schweres Leben.

Sie tat, als wäre es die normalste Sache der Welt, dass Michel klatschnass mit einer fremden Frau bei ihr vor der Tür stand und ihren Wäschetrockner benutzen wollte.

Ich kam mir unglaublich bloßgestellt vor, wie ich da in einem viel zu großen Morgenrock und zwei rosafarbenen Slippers an den Füßen auf ihrem Sofa saß und Tee trank.

Ich fragte mich, woher die beiden sich kannten.

Michel saß neben mir und spielte mit Jeanettes Hund. Der war noch jung, gelenkig und frech, sah aus wie ein Schlittenhund, und eines seiner Augen war blau.

Jeanette mochte den Hund anscheinend weit weniger als Michel. Fortwährend beklagte sie sich über das Tier, das ihrer Ansicht nach zu viel Energie hatte. Sie hatte die falsche Wahl getroffen, sie hätte sich einen *caniche* anschaffen sollen, einen Pudel, aber dieser Hund hatte sie als Welpen aus dem Schaufenster der Tierhandlung heraus so lieb angeschaut, dass sie nicht hatte widerstehen können.

»So ist das immer bei mir«, sagte sie mit einem entschuldigenden Lächeln. »Zu viel Mitleid. Ich kann einfach nicht Nein sagen.« Sie drückte ihre Kippe im Aschenbecher aus und fischte die Zigarettenspackung zwischen einer Zimmerpflanze und ein paar Katzenfotos hervor, um sich gleich die nächste anzustecken.

Bleu hatte es sich mit gespreizten Hinterpfoten auf Michels Schoß bequem gemacht. Dann drehte er sich um, reckte sich zu Michels Hals, legte ihm die Vorderpfoten auf die Schultern und fing mit Begeisterung an, ihm das Gesicht abzulecken, begleitet von fanatischem Wedeln des buschigen, grauen Schwanzes.

»Ich wünschte, ich wüsste jemanden für ihn«, hörte ich Jeanette sagen. »Ich will ihn nämlich nicht ins Tierheim bringen. Da lassen sie ihn womöglich einschläfern. Und er ist doch so ein Lieber, hat bloß zu viel Energie, nicht wahr? Hier in der Stadt, das ist nichts für ihn. Er müsste eigentlich irgendwo *à la campagne* unterkommen, wo er genug Platz zum Herumrennen hat. Das wäre ideal.«

Michel sah mich an. »Hast du das gehört?«

Ich nickte.

Die Schnellstraße fiel zum Tal hin ab. Weinberge, so weit das Auge reichte. Hier und dort ein Schloss oder ein Landhaus auf einer Hügelkuppe. Der Regen hatte aufgehört, aber der Himmel war noch immer bedeckt.

Auf der Rückbank gab Bleu ein Fiepen von sich. Autofahren war er eindeutig nicht gewohnt. Das Fiepen ging in leises Jaulen über.

»Vielleicht muss er pinkeln«, sagte Michel. Seine Stimme klang angespannt.

Ein Stück weiter gab es einen Parkplatz. Ich hielt in der Mitte an und stellte den Motor ab.

Michel stieg aus. Er machte hinten auf, rief nach Bleu und ging ein paar Schritte über den Rasen, auf den Saum des angrenzenden Waldes zu. Bleu spitzte die Ohren, sah schräg zu ihm auf, voll Vertrauen, mit heraushängender Zunge. Seinen Schwanz, der über dem Rücken einen fast geschlossenen Kreis bildete, wiegte er fröhlich hin und her.

Ein Stück weiter stand ein Auto mit angehängtem Wohnwagen. Ich sah eine Frau sich über die Rückbank beugen, sie kümmerte sich um ihr Kind. Gerade reichte sie ein weißes Bündel zu ihrem Mann hinaus, der hinter ihr stand und damit zu einem Abfalleimer ging.

Michel und Bleu schienen sich prächtig zu amüsieren. Der Hund sprang an ihm hoch, forderte ihn heraus. Michel spielte mit ihm, machte ein paar Scheinbewegungen. Ein warmes Gefühl stieg in mir auf. Während ich den beiden zusah, kam mir die beängstigende Erkenntnis zu Bewusstsein, dass es nicht nur Michels Körper war, von dem ich mich angezogen fühlte. Dass ich nicht nur Lust empfand.

Da war mehr als das.

Wir legten Kilometer um Kilometer zurück, eingehüllt in ein Schweigen, das unerträglich war, das wehtat, aber ich hatte keine Ahnung, was ich hätte sagen sollen. Wenn mir irgendetwas in den Sinn kam, erschien es mir entweder zu pathetisch oder einfach falsch und verlogen. Dass wir nicht dieselbe Muttersprache hatten, machte es nur noch schwieriger, denn so konnte ich nicht einmal sicher sein, dass meine Worte bei ihm auch richtig ankamen. Und fortwährend war mir bewusst, dass ich diese Situation selbst herbeigeführt oder doch zumindest zugelassen hatte, ganz so, als wäre ich niemandem Rechenschaft schuldig.

»Hier musst du raus«, sagte Michel.

Ich blinkte rechts und fuhr einem großen Lieferwagen hinterher. Keine fünf Minuten später waren wir auf der Straße, von der unsere Zufahrt abging.

Fast zu Hause.

Mein Magen zog sich zusammen.

»Ich möchte dich wiedersehen«, sagte Michel plötzlich.

Ich schüttelte den Kopf. »Solange du bei uns arbeitest, siehst du mich doch jeden Tag.«

»Du weißt, was ich meine.«

Noch fünfhundert Meter.

Einem Impuls folgend, parkte ich das Auto an der Böschung, stellte den Motor ab und fing zu sprechen an, ohne ihn anzusehen. »Ich habe Kinder, Michel. Sie bedeuten mir viel. Ich bin verheiratet. Was heute Nachmittag geschehen ist, das ...«

Schneller, als ich reagieren konnte, lehnte er sich zu mir herüber, schob mir die Hand in den Nacken und küsste mich mitten auf den Mund.

»Ich möchte dich wiedersehen«, wiederholte er. Dann ließ er von mir ab.

Kurz schloss ich die Augen und wartete, bis ich mich halbwegs beruhigt hatte. Dann drehte ich den Zündschlüssel wieder herum.

Stilbildung und Kultivierung des Menschen sind fortwährende Anforderungen, um seiner sozialen Isolation zuvorzukommen.

Künstlerische Ausdrucksformen wie die Literatur sind dazu gedacht, den inneren Hunger des Ichs zu stillen, doch nach der Lektüre wird zumeist deutlich, dass es ein zweites identisches Ich nicht gibt, weshalb der Mensch in seinem tiefsten Inneren allein ist. Der Schein, dass dem nicht so sei, basiert lediglich auf kultiviertem Anstrich und oberflächlicher Persönlichkeitszeichnung.

Schubladen, Karteikästen, Persönlichkeitsmerkmale. Hautfarbe, Geschlecht, Haartracht, Arbeit, Kinder oder keine, Alter, Musikgeschmack, Klassenzugehörigkeit, Glaube - nicht in dieser Reihenfolge.

Das würde bedeuten, dass quasi alle Formen der Verbundenheit auf Äußerlichkeiten basieren. Was traurig ist, aber vielleicht auch Sicherheit vermittelt.

Immerhin wirkt es beruhigend.

Schuldgefühl.

Ein schreckliches Schuldgefühl.

Eric ahnte nichts.

Ich war sieben, acht Stunden von zu Hause weg gewesen, und es kam mir vor wie sieben Monate.

Michel ging sogleich zielstrebig auf Peter zu und verschwand dann im linken Flügel des Hauses. Peter und Bruno holten die Sachen aus dem Auto und fingen an sie zu sortieren. Nach einer kurzen Unterbrechung ging die Arbeit einfach weiter.

Isabelle und Bastian nahmen Bleu mit so viel Begeisterung in Empfang, dass sie ihn fast zerquetschten. Strahlend drückte Isabelle ihr Gesicht in sein dickes, weiches Fell. Bastian fand ihn »stark«.

Stirnrunzelnd hatte Eric mich angeschaut. Ich hatte ihm die Sache so erklärt: Wir hätten in Arcachon eine Bekannte von Michel getroffen, die Bleu bei sich hatte, und ich hätte den Hund auf Anhieb gemocht. Den Rest der Geschichte hatte ich wahrheitsgemäß erzählt, wenngleich ich ein bisschen dicker aufgetragen hatte.

»Was hätte ich tun sollen?«, hatte ich gefragt. »Sie wollte ihn ins Tierheim bringen. Da hätten sie ihn vielleicht eingeschläfert.«

»Vernünftig finde ich das nicht«, hatte Eric gesagt, in einem Tonfall, den er normalerweise Situationen vorbehielt, in denen Isabelle oder Bastian etwas angestellt hatten. »Wir haben hier jede Menge Arbeit, du hättest damit ruhig bis zum Ende der Bauarbeiten warten können. Außerdem entscheidet man so etwas zusammen, Simone. Jetzt stellst du mich einfach vor vollendete Tatsachen.«

»Denk doch nicht immer nur an dich selbst«, hatte ich mit erstaunlicher Schärfe gesagt und auf die Kinder gezeigt. »Wir schleppen sie in ein anderes Land, reißen sie aus ihrem Freundeskreis heraus, bringen sie von ihren Verwandten und aus ihrer vertrauten Umgebung weg. Damit sie hier ganz von vorne anfangen, in einem Wohnwagen schlafen und in eine Schule gehen, wo sie sich mit den anderen Kindern nicht verständigen können. Das haben sie sich wahrlich nicht ausgesucht.« Und leiser: »Du weißt doch genau, wie gern sie schon immer einen Hund haben wollten. Schau sie dir doch an, Eric.«

Es ließ sich nicht abstreiten: Die Kinder und Bleu gaben ein prächtiges Bild ab, wie in einem Film oder einer Fernsehreklame. Bleu benahm sich, als wäre er schon immer hier gewesen. Er rannte mit Isabelle und Bastian durch die Gegend, ließ sich liebkosen und brachte Stöcke zurück, die Bastian für ihn

warf. Dass die Kinder mit ihrem neuen Haustier rundherum glücklich waren, war nicht zu übersehen, also gab Eric schließlich nach - ganz wie es sich für einen Vater gehörte.

Eigentlich ging alles weiter wie bisher, als wäre überhaupt nichts geschehen, als strahlte und glühte ich nach den Erlebnissen des vergangenen Tages nicht noch aus allen Poren. Das Schuldgefühl, das an mir nagte, schob ich resolut beiseite.

Gegen acht gingen die Arbeiter nach Hause, nicht ohne sich bei den Stufen auf dem Hof einer nach dem anderen mit Handschlag von mir verabschiedet zu haben. Michel war der Letzte in der Reihe. Ich wich seinem Blick aus. Ohne dass die anderen es sehen konnten, provozierte er mich, indem er mit dem Mittelfinger rasch meine Handinnenfläche streichelte. Zum Glück beließ er es dabei, denn ich spürte, dass ich kurz davor war, mich durch irgendein körperliches Anzeichen zu verraten. Früher in der Schule war ich immer sehr schnell rot geworden. Später hatte das nachgelassen, aber das dem Erröten vorangehende Gefühl kannte ich noch. Viel hätte nicht gefehlt.

Ich flüchtete ins Haus, um das Abendessen vorzubereiten. Gewohnheitsmäßig füllte ich einen Topf mit Wasser und fing an Kartoffeln zu schälen. Eric kam in die Küche und machte eine Flasche Wein auf. Schenkte zwei Gläser ein, lehnte sich an den Tisch, auf dem der Gaskocher stand, und reichte mir eines.

Jetzt wird er es sagen, dachte ich. Er hat den richtigen Augenblick abgewartet. Jetzt war es ruhig, wir waren allein, die Kinder saßen vor dem Fernseher. Jetzt würde er mich mit seinen Vermutungen konfrontieren. Oder vielleicht vermutete er es nicht nur, sondern spürte es auch, roch es.

»Ich habe heute viel mit Peter zusammengearbeitet«, sagte er. »Und mich mit ihm unterhalten. Er ist wirklich ein ganz besonderer Mensch.« Er trank einen Schluck Wein und blickte durch den Rahmen der noch nicht vorhandenen Haustür auf den Hof hinaus. »Er hat mir ein bisschen über die Hintergründe von Michel erzählt.«

Jetzt würde es kommen. Ich konzentrierte mich auf das Schälen. Eine Kartoffel nach der anderen. Stellte das Wasser ab. Griff nach der nächsten Kartoffel.

»Er hat eine ziemlich schwere Jugend gehabt, bis Peter und seine Frau sich seiner angenommen haben. Er wäre fast auf die schiefe Bahn geraten, wusstest du das?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Seine Mutter war Schwimmerin.«

Das erklärte seine Figur.

Nicht dran denken, nicht an seinen Körper denken, an gar nichts denken.

Schälen, schälen, schälen.

»Leistungsschwimmerin, auf ziemlich hohem Niveau sogar. Sie ist nach Amerika gegangen, um für eine amerikanische Mannschaft an den Start zu gehen, und hat dort einen verheirateten Typen kennengelernt, von dem sie schwanger wurde. Der wollte aber nichts davon wissen. Also ist die Frau - oder das Mädchen, muss man wohl eher sagen - nach Frankreich zurückgegangen. Sie war noch verdammt jung damals, gerade zwanzig. Ihre Eltern wollten, dass sie es wegmachen ließ, aber damit war sie nicht einverstanden. Das mündete dann irgendwie in einen großen Streit, und schließlich ist sie zu ihrer Kusine gezogen, in Les Landes, unterhalb von Arcachon.«

Der Name des Ortes allein, dieser wundervolle Ortsname, ließ sofort alle möglichen Bilder an meinem inneren Auge vorbeiflitzen. Bilder, Farben, Gerüche, Gefühle.

»In den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft war sie anscheinend nicht mehr so gut zu Fuß. Sie musste in einen Rollstuhl, und Michel kam per Kaiserschnitt zur Welt. Auch nach der Geburt hat seine Mutter noch eine ganze Weile im Rollstuhl gesessen, mit einer gigantischen postnatalen Depression. Als sie wieder auf die Beine kam, konnte sie nicht mehr schwimmen und nahm Tabletten. Dann lernte sie

ihren neuen Freund kennen, der drogenabhängig war. Heroin, hat Peter vermutet, das war damals anscheinend in Mode.«

Ich murmelte etwas vor mich hin und beschäftigte mich weiter mit den Kartoffeln. Schnitt sie in kleine Würfel.

»Michel hat Peter einmal anvertraut, seine Mutter hätte sterben wollen. Sie sagte das auch regelmäßig allen, die es hören wollten, sogar dem Jungen selbst. Schlimm, oder? So was mitmachen zu müssen, wenn man noch so jung ist. Ein Vater, der nichts mit einem zu tun haben will, und eine Mutter mit Selbstmordgedanken.«

Wieder nickte ich. »Schrecklich.«

Eric sah mich an. Ich wollte gern noch mehr über Michel erfahren, ich brannte vor Neugier. Aber gleichzeitig fühlte es sich so unglaublich falsch an. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich hätte das alles gar nicht wissen dürfen, und Peter hätte solche intimen Details aus der persönlichen Vergangenheit eines anderen Menschen auch nicht einfach Eric oder sonst wem weitererzählen dürfen.

Aber die Neugier siegte. »Hat Peter sonst noch was erzählt?«

»Als er dreizehn war oder so, haben sie ihn der Mutter weggenommen und in ein Waisenhaus gebracht. Peter hat ihn vor ein paar Jahren über Bruno kennengelernt. Er hat sich seiner wie ein Vater angenommen, und jetzt will er ihn dazu ermutigen, dass er noch studiert. Wie Peter sich um ihn kümmert, das ist wirklich was Besonderes.«

Ich spürte, dass ich jetzt irgendeine Frage stellen, irgendeine Art von Interesse hätte bekunden müssen. Aber ich wusste einfach nicht, was ich fragen sollte, oder besser gesagt, was ich gefragt hätte, wäre Michel einfach einer von den Arbeitern gewesen und nicht jemand, mit dem ich noch am Nachmittag in einer Windhose am Strand von Arcachon geknutscht hatte wie ein verliebter Teenager. Und dem ich in die Hose gegriffen hatte.

»Hörst du mir überhaupt zu?«, fragte Eric.

Erschrocken sah ich auf. »Entschuldige, ich war gerade etwas abwesend«, sagte ich und log: »Ich bin einfach müde. Es war ein langer Tag, ich bin an so lange Autostrecken nicht gewöhnt, und ... und dann auch noch den ganzen Tag Französisch sprechen. Ich glaube, das war alles ein bisschen viel.«

Die Tür geht auf, und ich presse mich an die Wand. Es ist zu früh, viel zu früh, schießt es mir durch den Kopf.

Wenn sie mich jetzt verhören, drehe ich durch, dann erzähle ich alles.

Das darf ich nicht. Sie dürfen nichts erfahren. Nichts.

Aber was wissen sie bereits?

Der Polizist von vorhin steht an meiner Pritsche. Er stellt einen Plastikbecher vor mir auf dem Boden ab. »*Voici, madame.*«

Ich starre den Becher an. Mein erstes Getränk heute. Ich merke, dass ich Durst habe und den widerwärtigen Geschmack im Mund gern wegspülen würde. Mein Hals ist rau.

»Ich kann auch jetzt noch etwas zu essen für Sie holen lassen«, sagt er. »Es ist halb zwei.«

Ich sehe auf. »Wann ist das ... Verhör?«

Der Polizist zuckt mit den Schultern. »Das gehört nicht zu meinem Aufgabenbereich.«

»Und normalerweise?« Ich räuspere mich. Die Innenseiten meiner Wangen sind geschwollen und scheuern beim Sprechen schmerzhaft an den Zähnen.

»Ich gehe davon aus, dass es am Nachmittag stattfindet.«

Getöse auf dem Flur. Jemand hämmert gegen eine Zellentür und schreit. Der Polizist sieht mich an.

»Sie möchten also nichts zu essen?«

Ich schüttelte den Kopf.

Ohne sich zu verabschieden, dreht er sich um und schließt die Zellentür hinter sich ab.
Ich bin wieder allein.

»Nächste Woche Samstag müsst Ihr Euch freihalten«, sagte Peter.

»Was ist denn da?«

»Da hat unsere Firma ihr Fünfjähriges, also geben wir ein Fest, bei mir zu Hause. Und zwar ein echtes Fest, mit Liveband, Essen, Trinken, allem Drum und Dran. Es kommen so an die fünfzig Leute. Wäre toll, wenn ihr auch dabei sein könntet. Claudia will euch sowieso gern kennenlernen. Es kommen noch vier andere niederländische Paare aus der Region, wenn ich mich nicht täusche. Und überhaupt lernt ihr dann mal ein paar Leute kennen.«

»Gute Idee«, sagte ich. Und meinte es auch so. Seit wir hier wohnten, waren wir noch kein einziges Mal ausgegangen. Unsere Welt war ziemlich zusammengeschrumpft. Die Aussicht, neue Leute zu treffen, Livemusik zu hören und zu tanzen, fand ich großartig. Das würde uns guttun.

Eric, der neben mir am Essenstisch saß und den Mund voll Spaghetti Bolognese hatte, brummte zustimmend.

»Obwohl Moment, das geht ja gar nicht«, dachte ich laut. »Die Kinder. Wir haben niemanden zum Aufpassen.«

»Das ist überhaupt kein Problem. Es kommen noch mehr Leute mit Kindern. Ich habe ein Fernsehzimmer, mit Computerspielen und so. Die werden sich schon amüsieren. Prima Sauce übrigens.«

Ich lächelte und nahm noch ein bisschen Salat, weil die Spaghetti so großen Anklang fanden und ich vielleicht zu wenig für uns alle hatte.

Die Sauce hatte ich rasch aus Olivenöl, Zwiebeln, frischem Knoblauch, geschälten Romatomen, frischem Basilikum sowie Salz und Zucker zusammengerührt. Auf kulinarischem Gebiet hatte ich meine persönliche Revolution vollzogen: Für jemanden, der noch vor Kurzem im größten Supermarkt der Gegend die Regale vergeblich nach Spaghettimix abgesucht hatte, in der Annahme, dass es unmöglich sei, ohne fluoreszierendes oranges Instantpulver leckere Spaghetti auf den Tisch zu bringen, war das eine reife Leistung.

Am Kochen fand ich immer mehr Spaß, und mit Fertiggerichten gab ich mich schon lange nicht mehr ab. Dass ein solches Talent in mir schlummerte, war mir derart neu, dass ich noch den kleinsten Triumph, den ich in der alten Küche errang, über alle Maßen genoss. Den Gästen, die wir hier nächstes Jahr empfangen würden, würde es an nichts fehlen.

Zwischen Bruno und Peter saß Bleu und verfolgte das Geschehen mit erwartungsvollen Blicken aus einem blauen und einem braunen Auge. Dabei hielt er die flauschigen Ohren gespitzt. Man konnte ja nie wissen, ob nicht jemand etwas vom Tisch fallen ließ. Oder einem etwas zusteckte.

Michel saß mir genau gegenüber. Er brach sich ein Stück Baguette ab und strich damit durch die Sauce, die auf seinem Teller übrig geblieben war. Ab und zu, wenn die anderen ins Gespräch vertieft waren und niemand auf uns achtete, warf er mir einen zweideutigen Blick zu. Ich nehme an, dass ich diese Blicke erwiderte. Seit unserer Eskapade in Arcachon hatte die Spannung zwischen uns keineswegs nachgelassen, sondern sich eher noch gesteigert, weil wir keine Gelegenheit zur Aussprache mehr gehabt hatten. Morgens stieg er aus Brunos Wagen, einem alten, verbeulten Peugeot (oder, wenn der es mal wieder nicht tat, aus einem von Peters weißen Bussen) und machte sich an die Arbeit. Abends um acht stieg er wieder ein und war verschwunden.

Ich versuchte mir einzureden, dass ja alles noch mal gut gegangen war. Zwar war ich an jenem Tag an der Atlantikküste völlig unbesonnen in einen Schnellzug gestiegen, der auf direktem Weg in die Hölle

führte, einmal Fegefeuer bitte, aber gerade noch rechtzeitig eine Haltestelle vorher abgesprungen. Mit gerade so viel halbwegs gesundem Menschenverstand, wie meine grauen Zellen aufbringen konnten, ermahnte ich mich selbst, nicht auf ihn zu achten, aber allein auf seine Nähe reagierte mein verräterischer Körper so heftig, dass ich unmöglich darüber hinweggehen konnte.

Dazu kam noch etwas anderes.

Heute Morgen hatten die Jungs mit Begrüßungsküssen angefangen.

Kein Handschlag mehr, schließlich waren sie jetzt täglich hier. Die Hand gab man Fremden oder Nachbarn, Leuten, denen man zwar regelmäßig begegnete, die man aber nur oberflächlich kannte. Ich hingegen kochte Tag für Tag das Essen für die Truppe, und Eric arbeitete, so gut oder schlecht er es eben vermochte, bei ihnen mit. Er hörte sich an, was sie zu erzählen hatten, und berichtete seinerseits aus unserem Leben, erzählte von unserer Vergangenheit in den Niederlanden.

Wir waren *presque famille*, hatte Peter gesagt. Fast Familie.

Also gab es ab sofort Begrüßungsküsse.

Dadurch hatten das tägliche *bonjour* und *au revoir* eine ganz andere Bedeutung bekommen. Alle, so fürchtete ich, würden sehen, dass Michel und ich uns schon einmal geküsst hatten oder dass ich ihn mit zu viel Begeisterung küsste. Oder dass ich extra viel Distanz zu ihm hielt, um keinerlei Verdacht aufkommen zu lassen, obwohl doch bekannt war, dass man heimlich Verliebte gerade daran erkannte. Kurz, das ganze Geküsse war eine regelrechte Katastrophe.

Drinne klingelte das Telefon.

»Lass es ruhig klingeln«, entgegnete Eric. »Wir sind gerade beim Essen. Wenn es wichtig ist, probieren sie's später noch mal.«

Das brachte ich nicht fertig. Die Kinder waren heute auf einem Schulausflug. Vielleicht war irgendetwas passiert.

Ich stürzte nach drinnen.

»Hier ist Simone.«

»Hallo Simone, hier ist Pa. Kannst du gerade mal Eric rufen? Ich möchte ihn kurz sprechen.«

Mein Schwiegervater war sonst nie so kurz angebunden. Er war eine der größten Quasselstrippen, die ich kannte, riss am laufenden Band Witze und kam mit allen prächtig aus. Früher, als er noch Neonröhren verkaufte, war das sein größtes Kapital gewesen. Erics Talent im Umgang mit Menschen kam wahrlich nicht von ungefähr.

»Ja, sicher, einen Augenblick.« Ich ging wieder nach draußen, wo sich anscheinend gerade eine Unterhaltung über Hunde im Allgemeinen und die Abstammung Bleus im Besonderen entspann.

»Eric, dein Vater ist am Telefon.«

Er stand auf und ging hinein. Ich setzte mich wieder und stocherte mit der Gabel im Essen. Hoffentlich war es nichts Schlimmes. Meine Schwiegereltern waren beide über siebzig, aber noch sehr fit. Erics Mutter spielte in einer Theatergruppe, meist irgendwelche besserwisserischen Tussis, die sie mit viel Verve und Spaß verkörperte. Mein Schwiegervater war Kassenwart beim Sportverein und ging einmal die Woche zum Kartenspielen in die Dorfkneipe. Sie kochten oft zusammen, und ob früh, ob spät - stets war man bei ihnen willkommen und bekam einen Kaffee angeboten.

Die beiden hatten in meinem Herzen einen Ehrenplatz. Sie waren das Musterbeispiel eines auf angenehme, harmonische Weise gemeinsam alternden Ehepaars. Eine Seltenheit.

Die Jungs waren fertig mit Essen. Tabakpackungen und Zigaretten kamen zum Vorschein. Gewohnheitsmäßig fing ich an, den Tisch abzuräumen, und ging nach drinnen, um Kaffee aufzusetzen.

Eric stand immer noch in der Küche. Er sah ernst und erschrocken aus.

Ich stellte das Tablett mit den Gläsern und Tellern ab. »Was ist los?«

»Meine Mutter ... sie liegt im Krankenhaus. Eine Gehirnblutung.«

Ich schlug die Hände vor den Mund. »Shit.«

»Sie kann kaum sprechen, eigentlich fast gar nicht, meinte Pa. Sie ist noch ganz verwirrt. Links ist sie vollständig gelähmt. Gerade haben sie noch zusammengesessen und Karten gespielt, da sieht er die linke Seite ihres Gesichts wegsacken, meinte Pa, und das war's.«

Ich legte die Arme um Eric und spürte, wie mir die Tränen kamen. »Oh Eric, wie furchtbar.«

Er stützte sein Kinn auf meinen Kopf. »Ich will hin. Morgen.«

Ich biss mir auf die Unterlippe. Eigentlich hätte ich in diesem Augenblick an nichts anderes denken dürfen als an meine arme Schwiegermutter. Und an meinen Schwiegervater, der total aus der Fassung sein musste, völlig aufgelöst, nachdem er nun plötzlich ohne Lebensgefährtin dastand. Aber die Vorstellung, allein mit den Kindern in dem Wohnwagen schlafen zu müssen, umgeben von der dunklen Nacht, dem Rascheln der Blätter und dem Krachen der Zweige, jagte mir Angst ein. Natürlich, wir hatten Bleu, aber der war so verspielt und zutraulich, dass ich mir über seine Qualitäten als Wachhund keine Illusionen machte. Dennoch konnte ich all das jetzt nicht sagen. Es war sinnlos. Ich konnte auch die Kinder jetzt nicht von der Schule fernhalten. Sie fingen gerade an, sich ein bisschen einzuleben, sie waren ohnehin schon so eigenbrötlerisch. Und ich durfte Eric nicht noch mehr belasten.

Wir würden es schon schaffen. Ich durfte jetzt nicht schon wieder so schwierig sein.

»Hier auf der Baustelle muss es trotzdem weitergehen«, hörte ich Eric sagen, während er mich losließ und sich das Gesicht rieb. »Sonst kommen wir in Teufels Küche. Ich spreche gleich mal mit Peter drüber.«

»Kein Problem, Eric, wir kennen uns ja aus hier«, lautete Peters Reaktion. »Not kennt kein Gebot.«

In schnellem Französisch gab er den Arbeitern eine kurze Erklärung, die daraufhin allesamt ernste Gesichter machten und Eric und mir viel Kraft wünschten.

»Was glaubst du, wann du zurück bist?«, fragte ich Eric.

»Ich weiß es nicht. Hin und zurück brauche ich schon zwei Tage, also gehe ich von mindestens drei bis vier Tagen aus. Dann wäre ich Sonntagabend wieder hier. Wenn nicht noch was dazwischenkommt ... Wenn es wirklich ganz schlimm ist, dann ...«

»Mach dir darüber lieber noch keine Gedanken, Eric«, sagte ich. »Und um uns auch nicht, ich komme schon zurecht.«

Peter hörte aufmerksam zu. »Wir können uns sonst auch unser eigenes Essen mitbringen. Wir müssen es euch ja nicht noch zusätzlich schwer machen.«

»Das ist nicht nötig«, sagte ich. »Die Kinder sind morgen und Freitag den ganzen Tag in der Schule, und am Wochenende seid ihr sowieso nicht da. Die zwei Tage mittags zu kochen, das ist wirklich kein Problem.«

»Du sitzt dann allerdings ohne Auto da«, sagte Eric. »Wenn irgendwas mit den Kindern ist, kommst du nicht weg.«

»Wie soll ich sie denn dann zur Schule bringen?«

Eric sah mich überrascht an. »Verdammt, das stimmt. Du brauchst das Auto ja sowieso. Das hab ich ganz vergessen.«

Er sprang auf und ging wieder nach drinnen. Ich schenkte allen noch einmal Kaffee nach.

»Das ist das Nervige an der Emigration«, sagte Peter nach einem Moment des allgemeinen Schweigens. »Die Familie. Solange alle wohlauf sind, macht es nichts aus, aber sie haben auch nicht das ewige Leben, und plötzlich kommt man dahinter, dass tausend Kilometer eine ganz schön lange Strecke sind.«

Ich nickte. Wieder breitete sich Schweigen aus. Bruno steckte sich die Ohrstöpsel seines MP3-Players ins Ohr. Bleu war nirgends zu sehen.

Schließlich knüpften Arnaud und Pierre-Antoine ein Gespräch mit Louis an, in das der Rest sich einklinkte. Ich hörte nicht zu. Meine Augen suchten Michel, der unter halb gesenkten Lidern meinen Blick erwiderte. Ich konnte nicht gut einschätzen, was er dachte. Er holte tief Luft und griff nach seinem Tabak.

Ich spielte mit dem Löffel in meinem Becher. Wenn ich ehrlich war, musste ich zugeben, dass ich am Ende meines Lateins war. Müde. Und nicht nur das. Aber statt dass die Dinge sich beruhigt hätten, wurde alles nur immer chaotischer. Viel hatte ich an Eric zwar nicht gehabt, aber bisher war er zumindest da gewesen, und die Vorstellung, drei Nächte ohne ihn verbringen zu müssen, machte mich nervös. Und wenn nun irgendetwas passierte, sodass er länger wegbleiben musste? Dann saß ich hier ohne jede Hilfe. Von Peter hatte ich lediglich eine Telefonnummer. Auch von den anderen, die hier mit am Tisch saßen, kannte ich keine Adressen, obwohl sie doch alle *presque famille* waren. So viel zu unseren Sozialkontakten. Allmählich wurde mir klar, wie wichtig Peters Fest für uns sein würde. Eine Gelegenheit, neue Leute kennenzulernen. Ein Anknüpfungspunkt für unser zukünftiges soziales Netzwerk.

An der Schule war ich zwar schon vielen netten Leuten begegnet, aber es hatte uns noch niemand zu sich eingeladen, und solange wir hier nicht die Möglichkeit hatten, Gäste zu empfangen, konnte ich andere Eltern auch nicht fragen, ob sie nicht mal vorbeischauen wollten.

In den Niederlanden hatten wir immer zehn Leute zur Auswahl gehabt, wenn wir jemanden brauchten, der auf die Kinder aufpassen oder uns im Notfall schnell irgendwohin fahren sollte. Hier hatten wir noch keinen einzigen Abend zu zweit verbracht, geschweige denn, dass ich mal einen Tag für mich gehabt hätte. Unter der Woche stand mittags immer das Kochen an, und am Wochenende waren die Kinder zu Hause.

»So, das hätten wir geklärt«, sagte Eric hinter mir.

Er setzte sich wieder an den Tisch. »Du bringst mich heute Abend nach Bordeaux, Mérignac. Und Gerard holt mich in Amsterdam ab. Dann hast du hier das Auto. Gerard und Erica fahren Freitagmorgen hierher, dann bist du nicht allein.«

Ich sah ihn an. »Gerard und Erica?«

Erica war eine gute Freundin. Wir hatten schon in der Schule eine Menge Spaß zusammen gehabt und uns seither nicht aus den Augen verloren. Sie gehörte zu den wenigen Frauen in meinem Bekanntenkreis, die in fast schon brüskierender Weise ehrlich sein konnten. Sie sagte immer, was sie dachte, egal, wer ihr gegenüberstand, und diesen Charakterzug bewunderte ich enorm an ihr. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich sie, seit wir hier waren, nicht mehr angerufen hatte.

Eine feine Freundin war ich. Aus den Augen, aus dem Sinn.

»Du weißt doch, dass Gerard und Erica einen festen Standplatz in St. Hilaire haben, in diesem neuen Ferienpark?«, fragte Eric. »Erica hat ohne Zögern von sich aus angeboten herzukommen. Eigentlich wollten sie erst nächste Woche aufbrechen, aber da sie in den Niederlanden momentan sowieso vom Regen weggespült werden, fand sie es keine Strafe, früher zu kommen. Problem gelöst. Wenn du willst, nehmen sie dich auf den Campingplatz mit, dann bist du am Wochenende nicht allein. Sie kommen Freitagabend.«

Den ganzen Vormittag über war ich durcheinander gewesen. Hatte keine Ruhe gefunden. Ein paar Mal hatte ich Eric angerufen, sowohl gestern als auch heute, der mir erzählt hatte, dass seine Mutter wie ein Häufchen Elend im Krankenhaus unter ihrer Decke lag und kaum sprechen konnte. Ihre Augen waren ungetrübt, hatte er gesagt, aber sie redete wirres Zeug und schien sich darüber auch selbst im Klaren zu sein, denn sie war trotzig und böse. Der Pflegerin zufolge, mit der er gesprochen hatte, war das ein gutes Zeichen: Sie sei offenbar bereit, um ihre Gesundheit zu kämpfen. Jetzt müsse man abwarten, inwieweit ihr Körper sich wieder erholen würde.

Die Kartoffeln standen auf dem Feuer. Ich wusch Feldsalat und schnitt Cocktailltomaten hinein. Das Kochen, die Konzentration auf das Schneiden, Hacken und Schälen, beruhigte mich ein wenig. Das Schöne an ausgiebigem Kochen ist, dass man immer bei der Sache bleiben muss. Man kommt gar nicht dazu, an irgendetwas anderes zu denken oder zwischendurch schnell irgendetwas anderes zu tun. Für mich war Kochen genau das Richtige. Ich hatte schon seit Wochen keine Butter mehr zum Anbraten benutzt, sondern nur noch Olivenöl. Antoine, der eine Menge Ahnung von französischer Küche hatte, mich enorm ermutigte und mir immer wieder kleine Tipps gab, meinte, man könne etwa auf Höhe von Burgund eine Linie durch ganz Europa ziehen. Das sei die Buttergrenze. Oberhalb davon, also in Nordfrankreich, Belgien und den Niederlanden, benutzten die Leute zum Braten Butter; unterhalb davon Öl.

Die zwei Tage ohne Eric waren ziemlich ruhig verlaufen. Das Telefon hatte nur selten geklingelt. Die Jungs taten ihre Arbeit und ließen mich nach Möglichkeit in Ruhe. Michel schonte mich, er hielt mir morgens und abends die Wange hin, das war alles. Trotzdem setzte das Geküsse mir zu. Das unterschwellige Brodeln in meinem Innern hatte nicht aufgehört, sondern wurde lediglich von dem dumpfen Gefühl überlagert, dass ich jetzt alleine damit fertig werden musste, in einem fremden Land, während gleichzeitig meine Schwiegermutter, die ich so gern hatte, tausend Kilometer entfernt in einem Krankenhausbett lag und darum kämpfte, wieder gesund zu werden.

Die Kinder waren betroffen. Dass Oma krank sein sollte, war ihnen unheimlich.

»Stirbt sie?«, hatte Bastian gefragt.

»Nein«, hatte ich geantwortet, »das nicht, aber sie ist sehr krank. Sie kann erst mal nicht mehr laufen und nicht so gut sprechen, aber das kann auch wieder besser werden.«

In letzter Minute hatten die Kinder Mittwochabend noch Bilder für sie gemalt. Eric hatte die Kunstwerke im Koffer mitgenommen, und jetzt hingen sie über dem Krankenhausbett an der Wand.

Derweil hatte Peter es auf sich genommen, sich ein bisschen um mich zu kümmern, nachdem nun kein Mann mehr im Haus war. Er fragte mich regelmäßig, ob ich Hilfe brauchte, machte mir Komplimente, bezog mich beim Bau mit ein. Er wurde mir immer sympathischer.

Ich goss die Kartoffeln ab und ließ sie abkühlen. Gab etwas Olivenöl mit Zitrone in die Pfanne und tat klein geschnittene Zwiebeln und Knoblauch dazu. Verteilte dann die Hühnerbrust-Filets in der Pfanne und rührte so lange um, bis das Fleisch überall gleichmäßig hell geworden war. Presste vorsichtig ein paar in Wasser erwärmte Rosinen und Aprikosen aus und gab sie hinzu. Rührte das Ganze noch einmal um, streute ein bisschen Meersalz darüber und gab Orangensaft dazu. Es zischte. Ich stellte die Flamme etwas kleiner und fing an, die dampfenden Kartoffeln in Scheiben zu schneiden.

Heute Abend, vielleicht auch schon etwas früher, würden Gerard und Erica kommen. Das war eine beruhigende Aussicht. Ich war todmüde. Ein bisschen Unterstützung war mehr als willkommen. Zwar fragte ich mich auch, wie das Ganze in praktischer Hinsicht laufen sollte, denn soweit ich mich an Ericas

begeisterte Berichte von ihrem Wohnwagen auf dem festen Stellplatz in St. Hilaire erinnerte, hatte dieser nur zwei Schlafzimmer, eins mit Doppelbett und ein weiteres mit Einzelbett. Ich konnte natürlich Isabelle und Bastian das Einzelbett überlassen und mich selbst auf ein Sofa legen. Oder auf eine Luftmatratze. Fragte sich bloß, was ich mit Bleu machen sollte. Auf vielen Campingplätzen waren Hunde schließlich gar nicht erlaubt.

In den letzten Nächten hatte ich Schwierigkeiten gehabt einzuschlafen. Ich hatte dagelegen und auf die Geräusche der Nacht gehorcht, aber Bleus Anwesenheit hatte mich beruhigt. Wenn irgendein Geräusch, das mir verdächtig vorkam, ihn anscheinend nicht aufschreckte, dann gehörte es wohl zur Umgebung. Tagsüber streifte Bleu immer durchs Gelände. Mehrmals war ich auf die Suche nach ihm gegangen, hatte mir Sorgen gemacht, ob er womöglich davongelaufen war, aber er war immer wieder aufgetaucht, schwanzwedelnd, mit hängender Zunge und blitzenden Augen. Zur Mittagszeit war er regelmäßig am Esstisch zu finden, weil er dort immer etwas zugesteckt bekam. Nachmittags, wenn ich die Kinder abholte, wusste ich schon, dass er am Ende der Zufahrt auf uns warten würde. Bleu war einfach genau richtig bei uns.

»Hunde sind auf dem Campingplatz verboten«, sagte Erica. »Verflixt, so ein Mist ...«

Wir saßen draußen an dem großen Tisch und tranken Kaffee.

Gerard streichelte Bleu über den Kopf. »Kannst du den Hund nicht einfach hierlassen?«

»Nein«, sagte ich. »Das Haus hat noch keine Türen, und der Wohnwagen ist viel zu klein.«

»So was Dummes«, sagte Erica und setzte ihre Tasse ab. »Seid wann habt ihr eigentlich einen Hund?«

»Noch nicht so lange«, sagte ich. Unwillkürlich musste ich an den viel zu großen Morgenmantel von Jeanette in Libourne zurückdenken. Allein schon bei dem Gedanken errötete ich, aber es achtete niemand darauf.

»Und ihr habt hier keine extra Schlafgelegenheiten in eurem Wohnwagen? Sodass wir vielleicht hier schlafen könnten?«

»Wir haben ein französisches Bett und ein Stockbett«, sagte ich. »Vielleicht kann ich ja oben liegen, ihr legt euch in unser Bett, und Isabelle und Bastian teilen sich das untere.«

Dieser Vorschlag war Bastian, der unter dem Tisch mit einem Auto spielte, nicht entgangen. »Ich gehe nicht mit Isabelle in ein Bett«, protestierte er.

Vom Haus schallte ohrenbetäubender Lärm herüber. Das Radio war voll aufgedreht und schepperte vor sich hin.

Ericas Blick wanderte zum Haus. »Geht das hier jeden Tag so zu?«

Ich nickte. »Von morgens früh bis abends um acht.«

»Auch am Wochenende?«

»Nein, von Montag bis Freitag.«

»Seid ihr eigentlich schon mal einen Abend aus gewesen? Ich meine, ohne die Kinder?«

»Nein. Noch nie. Das geht auch nicht, wir haben niemanden zum Aufpassen. Noch nicht. Aber das kommt schon alles noch.«

»Ich hab eine Idee, Simone.« Erica sah noch einmal zum Haus hinüber und tauschte einen Blick des Einverständnisses mit Gerard. Er nickte. »Wie wäre es, wenn wir die Kinder nach St. Hilaire mitnehmen würden? Dann hättest du mal ein paar Tage frei. Könntest ein bisschen zur Ruhe kommen.«

»Nein, Quatsch, bist du verrückt? Das ist nicht nötig. Es geht wunderbar.«

»Komm schon, Simone, du musst dich auch nicht übernehmen. Sieh dich doch mal an. Du siehst verdammt noch mal aus wie eine wandelnde Leiche. Wir nehmen Bastian und Isabelle schön mit auf unseren Campingplatz und machen uns ein paar nette Tage mit ihnen. Sie können schwimmen und Crêpes

backen, und du hast eine Weile deine Ruhe.«

Bastian kam unter dem Tisch hervor und sah mich erwartungsvoll an. »Au ja, Mama, dürfen wir? Bei Erica und Gerard gibt es ein Schwimmbad, wusstest du das? Wir wollen schwimmen! Bei dir dürfen wir das nie!«

Eifrig versicherte er sich der Unterstützung Isabelles: »Isabelle, willst du auch schwimmen?«

Begeistert nickte sie, ihre Augen strahlten. Dann legte sich ein Schatten auf ihr Gesicht. »Aber wir dürfen nicht, wegen Mama.«

Schließlich willigte ich ein. Was blieb mir auch anderes übrig?

Ich ging zum Wohnwagen, kramte zwei Taschen hervor, suchte das Schwimmzeug der beiden, zusätzliche Kleidung, Ninchen und ein paar Spielzeugautos zusammen. Als ich auf den Hof zurückkam, saßen Isabelle und Bastian schon auf der Rückbank des Opels. Gerard schnallte die beiden an.

»Unsere Handynummer hast du, oder?«, fragte Erica, als sie mir die Taschen abnahm.

»Ja, sicher.«

Sie gab mir einen Abschiedskuss und knuffte mich in die Schulter. »Wenn du Lust hast, morgen mal vorbeizuschauen, bist du natürlich herzlich willkommen. Aber ich denke fast, du solltest es lieber ruhig angehen lassen. Nimm dir ein bisschen Zeit für dich selbst, Mädels!« Sie blickte um sich. »Mein Gott, wenn du ständig von so viel Lärm und Chaos umgeben bist, kannst du ein paar Tage Ruhe wirklich brauchen, glaub ich. Hast du Bücher hier?«

»Ja, genügend.«

»Wir bringen die Kinder Sonntag im Laufe des Tages wieder zurück. Mach dir keine Sorgen, wir lassen uns schon was einfallen, damit sie sich nicht langweilen. Und wenn's dir zu lang wird, ruf einfach an, dann erklär ich dir, wie du fahren musst.«

»In Ordnung«, hörte ich mich sagen.

Während ich dem Opel, der mit lautem Gehupe die Zufahrt entlangfuhr, hinterherwinkte, fiel mein Blick auf Michel. Er saß an die Mauer der Scheune gelehnt, drehte sich eine Zigarette und sah mir direkt ins Gesicht.

»Hast du jetzt das Reich für dich allein?«, fragte er. »Die Kinder über Nacht weg?«

Ohne mich vom Fleck zu rühren, nickte ich. Ich spürte seinen Blick über meinen Körper gleiten. Mir stockte der Atem. Wie er mich ansah - ich konnte seinen Blick geradezu körperlich spüren. Er durchbohrte mich.

Ja, ich war heute Abend allein. Den ersten Abend, seit wir nach Frankreich gezogen waren.

Und Michel wusste es.

Ich schluckte. Blieb noch kurz stehen, unschlüssig, was ich sagen sollte.

Michel hielt den Kopf schief, um sich seine Zigarette anzuzünden. Nahm einen Zug und lehnte den Kopf wieder an die Mauer. Keine Sekunde hatte er die Augen von mir gelassen. Schließlich fragte er: »Soll ich vorbeikommen?«

Mein Herz setzte einen Schlag aus, in meinem Unterleib fing es an zu kribbeln. Wollte ich, dass er heute Abend vorbeikam? Es war eine Entscheidungsfrage. Jetzt plötzlich war es eine Entscheidungsfrage. Nicht etwas, was einfach so passierte, im Fluss der Ereignisse, sondern eine Frage von Ja oder Nein.

Ohrenbetäubend heulten Alarmsirenen in meinem Kopf auf. Ich dachte an Isabelle, an Bastian. An meine Großeltern, an die sorgfältig abgesicherten Grundfesten unseres Lebens, an das soziale Netzwerk, das Eric und ich in den letzten Jahren aufgebaut hatten, in den mir so kostbaren dreizehn Jahren unserer Ehe. Ich liebte Eric wirklich, trotz seiner Grillen, trotz der Phasen, in denen ich nicht an ihn herankam, trotz unseres doch ziemlich verkümmerten Sexlebens, das nach Bastians Geburt eigentlich nie wieder wie früher geworden war. Und im Grunde war Sex ja auch nicht das Wichtigste in einer Beziehung. Das

wurde einem nur immer eingeredet. Dieses Gefühl von Verliebtheit ließ nun einmal nach, und wenn man Glück hatte, blieb so etwas wie eine verlässliche Basis übrig, ein Gefühl enger Verbundenheit, so wie bei Erics Eltern.

Ich sah Michel an. Vielleicht war dies ja gerade ein geeigneter Moment, war der heutige Abend genau der richtige Zeitpunkt, um klare Verhältnisse zu schaffen. Um wieder mit beiden Füßen auf den Boden zu kommen. Michel und alles, wofür er stand, hatte angefangen, meinen Alltag, mein Leben zu beherrschen. Und das war nicht gut. Es führte zu nichts und brachte mich bloß in Schwierigkeiten.

Heute Abend war ich allein. Brauchte nicht auf der Hut zu sein. Wir würden uns in aller Ruhe unterhalten können. Ich würde seine Hand halten können und es genau so rüberbringen, wie ich es mir vorstellte.

An Ort und Stelle, während Michel mich in Erwartung meiner Antwort unverwandt ansah, traf ich die Entscheidung. Ja, Michel durfte heute Abend vorbeikommen. Aber nicht für das, was er sich jetzt vorstellte. Ich würde ihm erzählen, wie viel ich für meine Familie empfand und dass ich all dies nicht aufs Spiel setzen wollte, indem ich etwas Unbesonnenes tat, etwas Flüchtiges ohne jede Zukunft. Die Ereignisse der letzten Tage hatten meinen Realitätssinn beträchtlich gestärkt.

»Ja«, sagte ich, »komm ruhig vorbei.«

Durch das dicke Drahtglasfenster, knapp unter der Decke und nicht viel größer als ein Schuhkarton, sickert das Orange der untergehenden Sonne in meine Zelle. Ich bin dankbar für das kleine Fenster. Es ist mein einziger Halt, während die Zeit vergeht, ich wegdöse und wieder aufwache oder die Gedanken durch meinen Kopf rasen.

Unglaublich, wie ich hier allen etwas vorlügen konnte, wie natürlich das schien, wie leicht es mir fiel. Mein Leben lang habe ich so etwas zutiefst gehasst: Mauscheleien, Winkelzüge und Lügen. Frauen, die ihre Männer mit deren bestem Freund betrügen; Männer, die behaupten, sie müssten Überstunden machen und in Wirklichkeit mit ihrer Sekretärin zugange sind - so was gilt nicht grundlos als Klischee, es kommt viel zu oft vor, es scheint die Welt geradezu im Innersten zusammenzuhalten. Wo wir früher gewohnt hatten, blieben solche Affären nie lange geheim. Ich ärgerte mich bei diesen Geschichten immer über den Mangel an Tiefe, über die Leichtigkeit, mit der sich Menschen, die eigentlich doch alles miteinander teilten, immer wieder gegenseitig übers Ohr hauten. Verheiratete Menschen, die sich hätten lieben sollen, die zusammen Kinder aufzogen, zusammen alt werden wollten.

So was kommt nicht einfach von selbst. Man sucht danach, bewusst, weil es in der Ehe an etwas fehlt, an etwas Essentiellem, an Wertschätzung, Bestätigung, weil man es zum Beispiel leid ist, ständig gesagt zu bekommen, dass man abnehmen soll, dass die Haare zu kurz oder zu lang sind, dass man Falten bekommt oder dass man nicht gut im Bett ist. Oder vielleicht sogar alles zusammen, vom lieben Mann immer subtil in kleine »Scherze« verpackt, vor allem auf Geburtstagen und Familienfesten, wenn er zu viel getrunken hat. Oder weil der eigene Mann, wenn der Alltag erst den Zauber gebrochen hat, eben nicht mehr der strahlende, virile Halbgott ist, den man früher in ihm sah, sondern auch nur ein normaler Mensch, der dann, wenn man ihn braucht, auf dem Sofa sitzt und durch die Fernsehprogramme zappt, der schlecht gelaunt und unfair sein kann, so menschlich und stinknormal, dass man sich für den Rest seines Lebens nach diesem intensiven, übermächtigen, glückseligen, aufputschenden, berausenden Gefühl der Verliebtheit zurücksehnt.

So in der Art habe ich immer darüber gedacht.

Bis Michel kam.

»Kommst du denn so weit zurecht?«

»Alles bestens. Bastian und Isabelle schlafen jetzt bei Erica und Gerard in St. Hilaire.«

»Und du nicht?«

»Geht nicht, wegen Bleu. Hunde sind auf dem Campingplatz nicht erlaubt. Aber ehrlich gesagt, macht es mir nicht so viel aus, Eric. Es tut sogar ganz gut, ein bisschen zur Ruhe zu kommen. Wie geht es denn deiner Mutter?«

»Besser. Es geht alles sehr langsam, aber die Ärzte sind ganz zuversichtlich, dass sie mit einem blauen Auge davonkommt. Und ich bin es eigentlich auch. Sie flucht ständig wie ein Hafenarbeiter, doch das scheint ein gutes Zeichen zu sein.« Er hustete. »Aber die Niederlande sind der reinste Hexenkessel, Simone, hier ist so viel los ... Gestern habe ich schon wieder einen Strafzettel bekommen, weil die Parkuhr kaputt war. Und es gießt in Strömen, furchtbar. Ich freue mich schon darauf, wieder nach Hause zu kommen. Wie ist das Wetter bei euch?«

»Wie immer. Zumindest scheint die Sonne.«

»Schön. Jetzt wo es mit Ma so gut aussieht, komme ich wahrscheinlich schon morgen zurück, also einen Tag früher. Ich ruf dich an, sobald ich die genaue Zeit weiß, okay?«

»In Ordnung.«

»Ich liebe dich.«

»Ich dich auch.« Ich legte auf und sah auf die Uhr. Neun. Die Mannschaft war um acht abgezogen. Michel brauchte schätzungsweise eine halbe Stunde, um zu sich nach Hause zu kommen. Er würde duschen, sich umziehen und dann wieder hierherfahren. Vor zehn brauchte ich nicht mit ihm zu rechnen.

Ich ging ins Bad, in den ersten Stock. Total verdreckt war es hier gewesen, mit hartnäckigem Kalk und anderem Schmutz, den ich auf dem Boden kniend abgeschrubbt hatte. Jetzt lag wie überall im Haus eine dicke Staubschicht auf den Fliesen und Armaturen. Es hing auch überall Staub in der Luft, man konnte ihn glitzern sehen, wenn die Sonne hereinschien. Als ich in der Dusche den Hahn aufdrehte, drang von irgendwo ein Rasseln und Quietschen an mein Ohr: Der Boiler ächzte offenbar unter der Anstrengung, aber zumindest funktionierte er. Warmes Wasser floss über meine Hand. Ich schaute in den Gang hinaus, zu dem die Tür noch fehlte. Wenn ich duschte, meist frühmorgens oder spätabends nach dem Essen, wusste ich normalerweise Eric und die Kinder in der Nähe. Jetzt war ich allein, in einem unfertigen Haus ohne Türen, und die nächsten Nachbarn wohnten einige Kilometer entfernt. Besonders mutig war ich noch nie gewesen, und ich würde es wahrscheinlich auch nicht mehr werden. Ich zog mich aus und legte die Kleider aufs Waschbecken. Stellte mich unter die Dusche und ließ mir das Wasser über den Körper laufen. Wusch mir die Haare und seifte mich mit Duschgel ein. Während ich mir mit den Händen über den Körper strich, betrachtete ich meine Haut, die schlaff geworden war, seit ich Bastian und Isabelle zur Welt gebracht hatte. Da war nichts mehr zu machen, auch mit irgendwelchen Cremes nicht. In der Bauchgegend baute ich das Fett einfach nicht mehr ab, ich konnte hineinkneifen.

Ich öffnete die Schiebetür und wühlte mit ausgestrecktem Arm in meinem Kulturbeutel nach dem Rasierer. Rasierte mir die Beine, die Achseln und die Bikinizone, peelte mir Gesicht und Hals und spülte alles im Abfluss weg. Dann trat ich aus der Dusche und wickelte mir ein Handtuch um den Kopf. Während ich mich abtrocknete, betrachtete ich mich selbst im Spiegel über dem Waschbecken. Der war alt und hatte schwarze Flecken, zeigte mir mein Spiegelbild aber mit geradezu sadistischer Präzision.

»Schau dir doch mal andere Frauen in deinem Alter an«, sagte Eric immer zu mir, wenn ich mich

unsicher fühlte und das in der vertrauten Abgeschiedenheit unseres Schlafzimmers auch zugab. »Du hast einen wundervollen Körper.«

Aber das war eben Erics ganz eigene Mischung von Charme, Intellekt und Zerstreutheit. Andere fanden ihn bisweilen schlichtweg naiv. Ich kannte ihn ein halbes Leben lang. Ich hatte ihn schon gekannt, als sein Alltag noch nicht von Megaverträgen mit den Einkaufsabteilungen von Krankenhäusern, Versuchslaboren und Kliniken und von Gesprächen mit dem Gesundheitsministerium über Abfallentsorgung im Pflegebereich bestimmt war. Ich hatte gesehen, wie glücklich er über eine alte Ente mit verschlissener Kupplung gewesen war, unser erstes überdachtes motorisiertes Gefährt, mit dem wir Tausende von Kilometern zurückgelegt hatten. Wie er sich danach unsterblich in einen roten Fiat verliebt hatte, von dem sich herausstellte, dass er mehr Öl brauchte als ein durchschnittlicher Sizilianer in einer ganzen Woche, und der im heißesten Sommer seit Jahrzehnten in einem langen Stau zwischen Paris und Lille schließlich endgültig den Geist aufgab. Und ich hatte vor unserer Haustür auf ihn gewartet, als er - viele Jahre später und um so manche Beförderung und Erfahrung reicher - mit einem Lächeln, das in meinen Augen die ganze Stadt erstrahlen ließ, seinen ersten Geschäftswagen nach Hause gefahren hatte: elegant und glänzend, aufdringlich nach frischem Kunststoff riechend.

Das war früher.

Erics Lebenseinstellung hielt Schritt mit den Autos, die er fuhr. Genau wie bei den vierrädrigen Gefährten blieben die Grundprinzipien dieselben, nur die äußere Erscheinung änderte sich. Ganz langsam, im Laufe der Jahre.

Mit dem Unterschied, dass unsere Besitztümer immer neuer wurden, wertvoller, glänzender, während unsere Körper sich in genau demselben Tempo in die andere Richtung entwickelten. Als müssten die neuen Sachen den Verfall kompensieren. Pflaster auf die Wunden der Vergänglichkeit.

Fühlte ich mich darum so zu Michel hingezogen? War auch er etwas Neues und Glänzendes, eine Kompensation?

Ich musste wirklich langsam aufhören, mich selbst verrückt zu machen. Ich sah noch einmal in den Spiegel, drehte mich ein Stück zur Seite und wieder zurück, ließ die Hände über meine Rippen, die Taille und die Hüften gleiten, zwang mich dazu, meinen Körper so zu sehen, wie ihn ein Mann sehen würde. Drückte meine Brüste nach oben. Natürlich, dieser Körper war keine achtzehn mehr, er hatte zwei Kinder zur Welt gebracht. Aber meine Haut glühte, und meine Brüste waren noch ziemlich in Ordnung. Ich hatte hübsche Rundungen, alles an mir war weich und voll.

Reden, Simone, du wolltest mit ihm reden.

Auf meinem Gesicht im Spiegel erschien schließlich ein Lächeln, an dem ich mich wärmte. Ich stieg in einen String, zog einen Spitzen-BH an und drehte mich vor dem Spiegel noch einmal um mich selbst. Dann entschied ich mich für einen langen Stufenrock aus dünner Baumwolle, ein enges Top und eine locker sitzende Bluse. Ging die Treppe hinunter in die Küche. Im Kühlschrank lagen Tortellini (nur eine Minute kochen, mit frischem Spinat und Mozzarella), die ich nach einem kurzen Blick auf die Packung wieder zurücklegte. Irgendwie hatte ich keinen Appetit. Ich trank ein Glas Orangensaft, nahm einen Apfel aus dem Gemüsefach und ging nach draußen.

Bleu kam schwanzwedelnd hinter mir her, sein haariger Körper schmiegte sich an mich. Ich kraulte ihn hinter den Ohren und blieb kurz auf dem Hof stehen. Inzwischen war es schon dunkel, Viertel vor zehn. Was sollte ich tun? Hierbleiben, um Michel draußen zu »empfangen«? Die Aussicht, hier im Dunkeln auf der Treppe zu warten und in die Nacht hineinzuhorchen, fand ich nicht sehr verlockend.

Würde er überhaupt kommen?

Ich war restlos verunsichert. Zweifel nagten an mir.

In der Ferne erklang der Ruf einer Eule. In den Bäumen raschelten die Blätter. Bleu spitzte die Ohren,

drehte ruckartig den Kopf nach links und jaulte leise. Er konzentrierte sich auf irgendetwas weit Entferntes, verlor dann aber das Interesse.

Jetzt war ich mir sicher. Ich würde nicht hier draußen warten. Mit dem hechelnden Bleu an meiner Seite, ging ich zum Wohnwagen.

Was hatte ich mir da eigentlich eingebrockt? Heute Nachmittag, als ich Gerard, Erica und den Kindern zum Abschied gewinkt und die Sonne geschienen hatte, war mir alles ganz klar erschienen. Jetzt konnte ich das nicht mehr behaupten. Ganz und gar nicht.

Michel war einer der schönsten Männer, die ich je gesehen hatte, auch im Vergleich mit sämtlichen Schauspielern und Sängern aus den Top 25 der schönsten Männer der Welt. Es gab rein gar nichts an ihm auszusetzen, all seine äußeren Eigenschaften befanden sich in perfekter Harmonie. Zugegeben, seine Zähne waren nicht ganz gerade. Aber sie waren weiß und gut gepflegt. Und seine Gesichtszüge waren im Grunde noch gar nichts gegen seinen unglaublichen, atemberaubenden Blick. Schon von unserem ersten Blickwechsel an war mir jedes logische Denken unmöglich gewesen.

Was also wollte ich mir selbst weismachen?

Aus dem im Mondschein bläulich glänzenden Wohnwagen fiel ein sanftes Licht. Bleu folgte mir auf dem Fuß, als ich hineinging.

Ich räumte Schuhe von Isabelle und Bastian weg, sammelte selbst gemalte Bilder ein und legte sie auf einen Stapel mit Rechnungen und Zeitschriften. Rückte den Ständer von Erics Rasierapparat zurecht. Suchte Spielsachen zusammen und vergrub sie unter den Bettdecken der Kinder, sodass sie außer Sicht waren. Zehn Minuten lang beschäftigte ich mich selbst damit, irgendwelche Sachen hin und her zu räumen, nur um nicht nachdenken zu müssen. Bleu lief mir ständig vor die Füße. Auf den wenigen Quadratmetern, die wir hier hatten, war es freilich auch schwierig, nicht im Weg zu sein.

Ich machte die Tür auf. *»Où sont les souris? - Geh mal raus spielen, Mäuschen fangen!«*

Schwanzwedelnd lief Bleu hinaus, drehte sich noch einmal um, sah mich fröhlich an und verschwand dann mit der Nase am Boden in der Nacht.

Ich machte das große Licht aus, sodass lediglich noch eine 15-Watt-Lampe über dem Spülbecken brannte. Löste das Handtuch, das ich immer noch als Turban auf dem Kopf trug, beugte mich vor und fuhr mir mit der Hand durchs Haar. Es war noch feucht.

Er kommt nicht. Vielleicht ist das auch besser so.

Ich holte tief Luft. Mein Blick fiel auf den roten Bettbezug mit den chinesischen Schriftzeichen. Das Bett war unmöglich zu übersehen. Es wirkte in diesem engen Raum besonders dominant.

Ich legte das Oberbett zusammen und öffnete einen Schrank, der allerdings bis oben hin mit Kleidung vollgestopft war. Genau wie alle anderen Schränke. Einen nach dem anderen machte ich auf, alle waren sie proppenvoll. Allmählich wurde ich trotzig. Wessen Idee war es eigentlich gewesen, in diesem Zwergenwohnwagen zu hausen, wo man klaustrophobisch werden musste? Wessen Idee war dieses ganze Frankreich-Abenteuer gewesen? Und was war mir in all den Jahren bis zum heutigen Tage übrig geblieben, als mich immer nur anzupassen, mich zu fügen, zu gehorchen? Shit. Wollte ich so weitermachen? Wollte ich mir das, wonach es mich so heftig verlangte, weiterhin untersagen, nur weil es nicht ins Bild passte? Aus Angst?

Zitternd stand ich da, die Decken im Arm, bis ich ein Motorrad über den holprigen Boden heranknattern hörte. Im nächsten Augenblick fiel ein Lichtbündel durch die Fenster in den Raum, streifte mich und erlosch dann.

Mein Magen zog sich zusammen. Ich wollte überhaupt nicht reden. Nicht mehr. Mein ganzer Körper erschauerte. Barst.

Ich ließ die Decken fallen und öffnete die Tür. Mit Michel strömte ein Duft in den Raum, der mich

betäubte, eine Mischung aus Körpergeruch, Waschmittel und frischer Luft. Kein *bonsoir*, kein Austausch von Höflichkeiten, kein nervöses Sich-Beschnupern mit Worten. Stattdessen fielen wir mehr oder weniger übereinander her, küssten uns gierig. Wie von selbst fanden meine Hände ihren Weg zu seinem Rücken, unter sein T-Shirt. Ich spürte, wie unter seiner geschmeidigen Haut die Muskeln arbeiteten. Keinen Augenblick ließ sein Mund von meinem, nicht einmal, als er seine Jacke abwarf, sich ungeduldig die Turnschuhe von den Füßen streifte, mich festhielt und halb ziehend, halb stoßend zum Bett dirigierte, wo wir stolpernd übereinander fielen, er die Hüften zwischen meine Beine drängte und zugleich meinen Rock hochzog, stürmisch meinen String herunterzernte, mir zwischen die Beine griff, knetete, sich über mich schob, sein Gesicht in meinem Hals vergrub, stöhnte und am ganzen Körper erzitterte.

Hastig zog ich ihm das T-Shirt aus. Ich wollte ihn sehen, spüren: seine Brust, die zur Mitte hin schmal zulaufenden Rippen. Meine Fingerspitzen ertasteten seinen Bauch, dessen Muskeln sich bei der Berührung zitternd zusammenzogen. Ich fummelte an seinem Jeansverschluss herum, bekam ihn schließlich auf. Ungeduldig zog er mein Top und den BH nach oben. Haut an Haut. Michel sah mir in die Augen, wir küssten uns, langsam, seine Nase streifte die meine, liebevoll, sanft. Ich zitterte unbändig, hatte meine Muskeln nicht mehr unter Kontrolle, hatte überhaupt nichts mehr unter Kontrolle, drückte mein Becken hoch, flüsterte, ermutigte ihn. Im nächsten Augenblick glitt er in mich hinein, überwältigte mich ganz. Ich schloss die Augen und vergaß, wo ich war, wer ich war, gab mich dem Rhythmus hin, der mich schwindeln und nach Luft schnappen ließ. Seine Lippen auf meinen, seine glatte Zunge, sein Atem, mein Atem. Er flüsterte mir Dinge ins Ohr, die ich nicht verstand, drosselte das Tempo, steigerte es dann wieder, bis sich der ganze Raum um mich drehte wie bei einem Karussell, bis es kein Oben und kein Unten mehr gab, nur noch Fühlen, Sein, und in meinem Bauch einen Ballon, der immer größer wurde, anschwell, mir den Atem nahm, bis ich unbändig zu stöhnen anfang, immer lauter. Er stemmte die Hände neben meinen Schultern auf die Matratze, richtete sich halb auf, sah mir tief in die Augen, konzentriert, unverwandt, eindringlich, öffnete den Mund, schluckte, bewegte seinen wundervoll harmonisch gebauten und von der Anspannung feuchten Körper auf und ab, in ebenmäßiger Kadenz, bis ich mich zu meiner Bestürzung wild und unkontrolliert an der Matratze festklammerte, während in meinem Unterleib eine Explosion stattfand, die meinen ganzen Körper durchzuckte. Ruckartig hob er den Kopf, sein Blick wurde glasig, er kniff die Augen zu, an seinem Hals zeichneten sich Muskeln und Sehnen ab. Er stieß ein langes Stöhnen aus. Ließ dann den Kopf mit einem dumpfen Ächzen neben mir ins Kissen sinken.

Kurz blieben wir liegen, keuchend, ich legte die Arme um ihn, zog ihn an mich. Klammerte mich an ihm fest. Seine Haut war vom Schweiß ganz glatt, und ich konnte seinen Herzschlag an meiner eigenen Brust spüren.

»Fantastisch«, flüsterte er.

Ich weinte und wusste selbst nicht, warum. Ich zitterte, fing an mit den Zähnen zu klappern, konnte nicht damit aufhören, konnte auch meine Tränen nicht zurückhalten, sie strömten mir über die Wangen, bis alles um mich herum verschwamm.

Michel sah es, erschrak, stützte sich auf dem Ellbogen ab und sah mich leicht erstaunt an. Strich mir das Haar aus dem Gesicht.

»Hab ich dir wehgetan?«

»Nein«, sagte eine Stimme, die nicht mir zu gehören schien, »nicht weh ... nicht weh.«

Vor der Tür meiner Zelle liegt ein Pizzakarton. Rote und grüne Streifen auf weißer Pappe. Der Polizist hat ihn vor etwa einer Stunde für mich in der Stadt geholt. Sein Dienst sei jetzt zu Ende, hat er dazu gesagt, sein Kollege übernehme.

Ich starre die Packung und die halbe Pizza an, die darin liegen geblieben ist. Mehr habe ich nicht herunterbekommen.

Wie spät mag es sein? Zehn Uhr? Werden sie mich jetzt noch verhören?

Oder erst morgen? Übermorgen? Heute Nacht?

Ich kämpfe gegen die Panik an. Um Halt zu finden, mich auf etwas anderes zu konzentrieren, fange ich im Geiste an, meine Umgebung zu vermessen. Die Länge der Zelle: drei Meter. Die Breite: zwei Meter, vielleicht etwas weniger. Die Länge des Metallbetts, am Boden befestigt und mit einer dick eingestaubten dünnen Matratze versehen, die mich an die Gymnastikmatten aus der Grundschule erinnert: französische Maße, keine zwei Meter.

Erst jetzt begreife ich allmählich, wie sich Tiere im Zoo fühlen müssen, in diesen altmodischen Käfigen. Der Tiger, der immer wieder dieselben kleinen Runden dreht, aus seiner Umgebung herausgerissen und zu einem Objekt in einem Schaukasten reduziert, hinter Gittern.

Ich schiele zu dem Pizzakarton hinüber. Auch hier werfen sie einem Futter zu. Ich habe zu essen, zu trinken, ein Bett. Und zugleich habe ich überhaupt nichts.

Wie lange wollen sie mich hier im Ungewissen lassen? Ist das Absicht? Wollen sie mir Angst machen, mich isolieren, mich meinen eigenen Gedanken überlassen, Stunde um Stunde, damit ich dankbar bin, wenn endlich jemand mit mir redet, damit ich dann alles auf den Tisch lege? Alles was ich weiß, alles was ich getan habe?

Ich öffnete die Augen. Durch die rauchig braunen Fenster des Wohnwagens fiel sanftes Licht. Den Arm hatte ich über Michel gelegt, der sich quer im Bett ausgestreckt hatte und fast die gesamte Matratze in Beschlag nahm, während er tief und ruhig atmete. Ich betrachtete ihn, ganz aus der Nähe, im gefilterten Morgenlicht. Seine geschlossenen Augen, seine Wimpern, seine Nase, die, wie mir jetzt auffiel, ein bisschen zu groß geraten war. Ein dünner Schatten von Barthaaren lag auf seinem Kinn und den Wangen. Unwillkürlich glitt meine Hand über seine Brust, zu den Haaren bei seinem Nabel, die sich von dort zu seinem entspannt daliegenden Geschlecht hinabzogen. Ich presste die Lippen auf seine Haut, kuschelte mich an ihn, seufzte. Er murmelte etwas im Schlaf und legte ein Bein über mich. Ich konnte mich nicht erinnern, je so entspannt gewesen zu sein.

Meine Hand suchte seinen Hals, mein Mund fand ganz von selbst den seinen. Langsam wurde ich wieder erregt. Mit schlaftrunkenem Lächeln zog er einen Mundwinkel hoch, wühlte mir geistesabwesend durchs Haar und schlief weiter.

Kratzen an der Tür. Ein Fiepen, ein leises Jaulen. Bleu.

Vorsichtig wand ich mich unter Michels Körper hervor und stand auf, um die Tür zu öffnen. Der arme Hund war die ganze Nacht draußen gewesen. Während Bleu mit heftigem Schwanzwedeln um meine Beine strich und seine feuchte Nase gegen meine Hand stupste, warf ich noch einen Blick auf Michel, um mir sein Bild gut einzuprägen. Er sah wirklich posterreif aus, wie er dalag. Dann zog ich mir rasch ein T-Shirt und einen Rock an und lief barfuß zum Haus hinüber. Draußen war es frisch, kälter als gestern. Das Gras und das Unkraut kitzelten mich an den Füßen. Die Sonne blieb hinter einer dicken Wolkenschicht verborgen.

Genau richtig, um den ganzen Tag im Bett zu bleiben.

Das Telefon klingelte. Ich stürzte ins Haus, Bleu auf den Fersen.

»Ja, hallo, hier ist Simone.«

»Mein Gott, Simone, wo warst du denn? Ich versuche schon den ganzen Vormittag, dich zu erreichen.«

Eric klang unruhig und verärgert, und das Unheimliche war, dass es mir vorkam, als hörte ich seine Stimme zum ersten Mal. Als hätte ich einen Fremden am Telefon.

Ich erschrak.

»Wie ... wie spät ist es denn?«, fragte ich.

»Viertel vor zwölf.«

Viertel vor zwölf. Bis in die Puppen geschlafen. Wie lang hatten wir eigentlich durchgemacht letzte Nacht?

»Ich hab ein bisschen länger geschlafen«, sagte ich rasch, und das war noch nicht mal gelogen. »Im Wohnwagen hört man das Telefon nicht.« Auch das stimmte.

»Nein, das ist mir schon klar. Ich habe immer abwechselnd das Festnetz und dein Handy angerufen, aber das hattest du nicht an.«

Nervös zog ich an der Telefonschnur. »Tut mir leid. Ich glaub, ich hab vergessen, es aufzuladen, jetzt ist die Batterie wahrscheinlich leer.«

»Wo hast du eigentlich deinen Kopf, Simone? Na, egal. Jedenfalls stehe ich hier in Schiphol, in einer halben Stunde geht mein Flug. Kannst du mich in Mérignac abholen?«

»Ich ... wann kommst du an?«

»Etwa anderthalb Stunden später. Am besten fährst du gleich los. Ich habe keine Lust, noch ewig am

Flughafen zu warten.«

»Gut, ich komme.«

»Okay, dann bis gleich.«

Eric legte auf.

Bleu sah mich mit schief gelegtem Kopf erwartungsvoll an. Ich öffnete einen Schrank, holte eine Packung Hundefutter heraus und füllte seinen Napf. Meine Bewegungsabläufe waren nicht besonders gut koordiniert, die Hälfte der Brocken fiel daneben.

Ich eilte zum Wohnwagen zurück.

Michel muss verschwinden, ich muss das Bett frisch beziehen, die Bettwäsche in die Waschmaschine stecken und duschen. In dieser Reihenfolge. Und all das in einer Viertelstunde. Nein, schneller.

Das schaffte ich nie und nimmer, ich würde zu spät kommen, das wusste ich jetzt schon.

Ich riss die Tür des Wohnwagens auf. Michel saß aufrecht im Bett und fuhr sich durchs Haar. Träge sah er mich unter gesenkten Lidern an. Sein Blick warf mich völlig um. Er verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen.

Ich bekam keinen Ton heraus.

»Komm her«, sagte er. »Ich war noch nicht fertig mit dir.«

Die Panik in mir breitete sich immer weiter aus. »Das geht nicht. Eric hat angerufen, ich muss ihn abholen. Vom Flughafen. Jetzt sofort.«

Er reckte sich. Die Decke sank herab und gab seine Brust frei. Breit und athletisch, sie schien aus nichts als lauter kleinen Muskeln zu bestehen. »Kein Frühstück?«

»Nein, du musst weg, du musst wirklich weg.«

Er schob die Decke beiseite. Ich gab mir alle Mühe, ihn nicht anzusehen, er sah einfach zu gut aus. Zu einladend. Das Herz hämmerte mir unkontrolliert unter den Rippen, mein Unterleib wurde warm und weich. Damit ich endlich mit dem Blick von ihm ließ, las ich nervös seine Kleidung vom Boden auf und hielt ihm das Bündel hin. Wenn ich ihn noch ein einziges Mal ansah, war ich verloren. »Du musst wirklich gehen.«

Er nahm seine Kleider entgegen, legte sie zur Seite und stand auf. Umarmte mich. Seine Hände strichen über meinen Rücken, meinen Po.

»Du ...«, wiederholte ich.

Sein Mund auf dem meinen. Er drückte seinen Unterleib an mich. Ich spürte seine Erektion am Bauch.

»... musst ...«

Ein intensiver Blick, unmöglich zu ignorieren. Mein letztes Wort erstarb in einem Stöhnen.

»Stau«, flüsterte er und rieb seine Nase an meiner, während er mich rückwärts zum Bett drängte. »Sag, du hast im Stau gestanden. Die A630 ist ein Hexenkessel ...«

Bastian und Isabelle verspürten keinerlei Bedürfnis, zurück nach Hause mitzufahren. Wir saßen am Rand des überdachten Campingplatz-Schwimmbads und tranken Wein, während ich die beiden schon dreimal gerufen hatte. Bastian tauchte immer wieder ab und schwamm unter Wasser zur anderen Seite, während Isabelle in der Mitte des Beckens blieb, außerhalb meiner Reichweite, und mich triumphierend ansah. Mit Hilfe von zwei Schwimmreifen hielt sie sich über Wasser, einer mit Mickey Mouse und ein großer von Barbie. Zwischen all dem bunten Plastik war ihr Gesicht kaum zu sehen.

»Dann lasst sie doch einfach hier«, schlug Erica vor.

»Sie müssen Montag wieder zur Schule.«

»Oder kommt sie morgen Abend holen. Uns stören sie nicht, ich finde es eigentlich ganz nett mit

ihnen.«

»Ja, lass uns doch auch mal Eltern spielen«, sagte Gerard. Er hatte die Beine auf einen weißen Klappstuhl gelegt. Auf seinem behaarten Bauch balancierte er zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger einen Plastikbecher mit Rotwein. »Ich hatte einen Mordsspaß mit den beiden. Heute Morgen kamen sie schon um sieben zu uns ins Bett gehüpft.«

»Isabelle spricht schon ziemlich gut Französisch«, bemerkte Erica. Ihre dunklen Locken hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und an der Luft trocknen lassen. »Gestern Abend hat sie ganz problemlos an der Bar einen *jus de fraise* bestellt.«

»Ziemlich clever«, pflichtete Gerard ihr bei. »Immerhin sind sie einfach so in ein fremdes Land mit einer fremden Sprache verpflanzt worden. Da sieht man mal wieder, wie flexibel Kinder sind.«

»Ja, das geht schnell«, sagte Eric. »Noch ein halbes Jahr, dann können sie uns was beibringen.«

Ich sagte nicht viel. Mit meinen Gedanken war ich meilenweit entfernt.

Ich spielte mit einem Becher Wein in der Hand und sah pro forma zu Bastian und Isabelle hinüber, die jetzt mit zwei anderen Kindern redeten. Niemand merkte mir irgendetwas an. Auch Eric nicht. Ich war zu spät in Mérignac angekommen, eine gute halbe Stunde, aber der Flug hatte Verspätung gehabt, sodass ich keine Ausrede gebraucht hatte. Nachdem Michel gegangen war, hatte ich die Bezüge in die Waschmaschine gestopft, das Bett frisch bezogen, mich schnell geduscht und dabei alle Spuren unseres Zusammenseins im Abfluss weggespült. Was ich nicht wegbekommen hatte, war das raue Gefühl zwischen den Beinen. Es brannte ein bisschen.

»Du siehst schon ein bisschen besser aus als gestern«, sagte Erica zu mir und berührte mich kurz am Arm. Verwirrt sah ich auf. »Warum nehmt ihr beiden euch nicht einfach frei und nutzt die Gunst der Stunde? Wenn wir es euch schon anbieten ...«

Eric hob die Brauen und sah mich an, zwinkerte mir zu. »Klingt verlockend. Ein ganzer Wohnwagen für uns allein, was für ein Luxus.«

Ich rang mir ein Lächeln ab.

Es war zwei Uhr nachts. Die Anzeige des Radioweckers leuchtete grün in der Dunkelheit. Ich hatte gesehen, wie es zwölf Uhr geworden war, eine Minute nach zwölf, zwei Minuten nach zwölf. Eine Minute nach der anderen hatte ich verstreichen sehen, während ich hellwach dagelegen hatte.

Ich konnte nicht schlafen. Nicht in diesem Bett. Nie wieder.

Eric hatte den Arm über mich gelegt und lehnte schwer an meinen Rippen. Sein Atem strich mir über die Wange. Ich versuchte, ein Stück von ihm abzurücken, aber es ging nicht. Das Bett war zu klein.

Was hatte ich getan? Was hatte ich mir da eingebrockt?

Es war aussichtslos. Völlig aussichtslos.

Letzte Nacht hatte ich mit Michel die fantastischste, intensivste Erfahrung gemacht, die ich überhaupt je mit einem Mann gemacht hatte. So etwas hatte ich nie zuvor erlebt, nicht so. Nicht mit Eric und mit niemand vor Eric. Überhaupt noch nie. Ich hatte gar nicht gewusst, dass es so etwas gab, dass Sex so überwältigend sein konnte. Während ich im Dunkeln neben Eric lag, reichte schon der bloße Gedanke an Michel, an seinen Blick, seinen Geruch und seine Stimme, an seine raue Hand zwischen meinen Beinen, um meinen Herzschlag und meine Atemzüge zu beschleunigen. Ich schloss die Augen und spürte, wie sich etwas in meinem Unterleib zusammenzog.

Die Sehnsucht zerriss mich fast.

Kurz kam mir ein wilder Gedanke in den Sinn. Weggehen. Ein neues Leben anfangen. Alles hinter mir lassen. Hinter Michel aufs Motorrad steigen, die Arme um seine Taille legen, den Körper an seinen pressen, während die Reifen über den Asphalt rasen. Unterwegs ans Meer, in die Berge, wohin auch

immer. Irgendwohin, wo wir jeden Tag nebeneinander aufwachen können.

Bastian hustete. Ein trockener, tiefer Husten, der kurz anhielt. Alarmiert hob ich den Kopf. Bis vor ungefähr zwei Jahren hatte Bastian regelmäßig Asthma-Anfälle gehabt. Sie waren von selbst weggegangen, und ich hatte all diese Nächte schon fast wieder vergessen, all die Nächte, in denen ich kaum geschlafen hatte, unruhig im Bett auf Bastians Husten lauschend, hoffend, dass er durchschlafen würde, dass es vorbeiging. In dem alten Wohnwagen war die Luft fast immer stickig - für Kinder mit Asthma-Neigung war das bestimmt alles andere als gesund.

Der Husten hörte auf. Ich ließ den Kopf wieder ins Kissen sinken und starrte die dunkle Decke an.

Was für Flausen hatte ich mir da eigentlich gerade in den Kopf setzen wollen?

Hatte ich soeben tatsächlich daran gedacht, mit einem Zwanzigjährigen durchzubrennen, auf seinem klapprigen, rostigen Motorrad, immer auf den Horizont zu, so lange, bis das Ding den Geist aufgab, bis das Benzin oder unser Geld alle war und wir arm, aber glücklich an der Böschung standen und den Daumen in den Wind hielten, um weiterzutrampen - und wohin überhaupt, in Gottes Namen?

Ich kannte Michel kaum, aber man konnte auf Anhieb sehen, dass er ein verspielter junger Hund war, dass sein Leben gerade erst angefangen hatte. Ihm standen noch alle Möglichkeiten offen. Er war wahrscheinlich auch zu jung, um diese Sache überhaupt ernst zu nehmen. Ich hatte eine Familie, ein geordnetes Leben, ich hatte mir sowohl im Materiellen wie im Sozialen einiges erarbeitet. Das trug ich jetzt mit mir herum. Michel hatte nichts zu verlieren, ich hingegen mehr oder weniger alles, was ich mir mit viel Schweiß und Mühe aufgebaut hatte. Eric, Isabelle, Bastian ... ich liebte sie. Als ich an das liebe Lächeln und die ständig schief hängenden Zöpfe von Isabelle und an den rüden Tonfall von Bastian dachte, der so gar nicht zu seinem sensiblen und anhänglichen Charakter passen wollte, kamen mir schon wieder die Tränen. Ich konnte sie nicht im Stich lassen. Es ging nicht. Sie brauchten mich.

Ich musste mir Michel aus dem Kopf schlagen, ein für alle Mal, damit die Erinnerungen an ihn möglichst schnell verblassten und ich wieder so etwas wie Realitätssinn entwickelte.

Der war sowieso nicht meine große Stärke.

Der Käsehobel glitt über den Parmesan. Parmigiano Reggiano, in nichts vergleichbar mit dem seifenartigen Pulver aus kleinen Tütchen, das ich in einem früheren Leben in den Niederlanden als Parmesankäse betrachtet hatte. Der echte, den man am Stück kaufte, war schrecklich teuer, gab aber prächtige, zentimeterbreite Löckchen ab, die in guten Restaurants bisweilen auf Carpaccio gestreut wurden und so dünn waren, dass sie auf der Zunge schmolzen. Mit einem hölzernen Kochlöffel rührte ich ab und zu die Pinienkerne um, die auf großer Flamme in einer beschichteten Pfanne rösteten. Die Speckwürfel waren bereits angebraten und tropften gerade auf drei Lagen Küchenpapier ab, das Dressing stand auch schon bereit.

Es regnete und wurde auch immer kühler, sodass wir nicht mehr draußen essen konnten. Der hölzerne Esstisch stand nun keine fünf Meter von mir entfernt in der großen Diele. Heute war für eine Person weniger gedeckt. Michel war nicht da. Schon seit vier Tagen nicht. Ich fragte mich, wo er sich herumtrieb. Hatte es mit mir zu tun? Brauchte Peter ihn auf einer anderen Baustelle? War er krank?

Peter zu fragen traute ich mich nicht, weil ich Angst hatte, mein Interesse könnte den anderen Arbeitern auffallen. Eigentlich lächerlich, denn wenn Pierre-Antoine oder Louis nicht aufgetaucht wären, hätte ich mich wahrscheinlich genauso nach dem Grund erkundigt.

Ich nahm zwei Doppelliterflaschen Wasser sowie den Salat aus dem Kühlschrank und stellte sie auf den Tisch. In der Diele hatte der Wind freies Spiel. Von draußen peitschte der Regen herein, direkt auf den Eichenholzboden. Morgen würden wir Türen und Fenster bekommen. Es war also nur noch eine Frage von Tagen, bis das Haus »dicht« wäre, wie Peter und Eric sich ausdrückten. Darauf freute ich mich schon.

Nächste Woche würde ich mich endlich mehr einbringen können, weil dann im ersten Stock des linken Flügels die provisorischen Schlafzimmer eingerichtet werden sollten. In den letzten Tagen war ich unterwegs gewesen, um Gardinen und Teppiche auszusuchen und zu bestellen. Für die Kinderzimmer war meine Wahl auf Königsblau gefallen und für den Raum, in dem Eric und ich in den nächsten Monaten schlafen würden, auf Elfenbeinweiß. Um eine persönliche Note war es mir dabei nicht gegangen, denn schon nächstes Jahr sollten diese Zimmer ja als Gästezimmer dienen.

In der letzten Zeit fühlte ich mich ein bisschen heimatlos und fand keine Ruhe. Weil es dauernd regnete, kam der kleine See nicht mehr in Betracht, wenn ich kurz durchatmen, einen Moment allein sein wollte. Nur in den Wohnwagen konnte ich mich zurückziehen, auch wenn er mich immer so an Michel erinnerte. Dennoch hatte ich in den letzten Tagen mehr als einmal im Bett gelegen und stumpf vor mich hin gestarrt, mit einem Kissen im Arm und einem Buch neben mir.

Ich brauchte jemanden zum Reden. Jemanden, dem ich vertrauen konnte. Aber ich wagte nicht, zum Telefon zu greifen, es sei denn für irgendeine oberflächliche Unterhaltung, denn ich hatte Angst, dass Erica oder wer auch immer die Neuigkeit weitererzählen würde, bis sie schließlich über irgendwelche Umwege doch bei Eric ankam. Wir waren zwar tausend Kilometer von unserem alten Dorf weggezogen, aber die Kommunikation funktionierte trotzdem blitzschnell. Das Risiko war einfach zu groß.

Meine Mutter lebte nicht mehr, und selbst wenn, hätte ich sie nicht ins Vertrauen ziehen können. Sie wollte stets einen verantwortungsbewussten Mann und eine finanziell abgesicherte Zukunft für mich. Und einen gewissen Komfort. Wenn ich früher mit Freunden nach Hause kam, die an einer Bilderbuchkarriere nicht interessiert oder dafür nicht geeignet waren, empfing sie diese immer ziemlich unterkühlt. Sie würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie wüsste, was ich getan hatte. Was ich riskiert hatte und vor allem für wen. In Michel würde sie lediglich einen jungen Kerl von zwanzig Jahren mit einem alten Motorrad

sehen. Einen ungelernten Bauarbeiter, ohne Bildung, Geld oder sonstigen Besitz. Ja, sie würde wirklich im Grab rotieren. Dass Verstorbene nicht als unsichtbare Geister umgingen, davon war ich inzwischen überzeugt. Denn wüssten sie vom Treiben der Lebenden, könnten sie ihnen von ihrer transparenten Welt aus zuschauen, dann wäre meine Mutter längst als Erscheinung bei mir aufgetaucht.

Ich ging zurück in die Küche, um die Gläser zu holen. Nahm die Butter und den Käse aus dem Kühlschrank und legte sie neben die Baguettes auf den Tisch. Der Küchenwecker klingelte. Ich goss die Tagliatelle ab. Während ich die Zutaten mischte, dachte ich an die Zeit zurück, als ich meine Mutter nach und nach an Eric gewöhnt hatte. Es hatte lange gedauert, sehr lange, bis sie bereit gewesen war, ihn zu akzeptieren. Eric kam aus keiner begüterten Familie, sondern war ein junger Spund wie alle anderen und ihrem Empfinden nach nicht gut genug für mich. Ich war ihre einzige Tochter. Das einzige Kind, das sie zur Welt gebracht hatte, aus blinder, vielleicht sogar leidenschaftlicher Liebe zu einem Mann, der sie ein paar Jahre nach meiner Geburt im Stich gelassen hatte, weil er noch nicht so weit gewesen war, sich zu binden - und wahrscheinlich auch nie so weit sein würde. Das hatte sie mir in einem der sehr seltenen und immer viel zu kurzen Augenblicke erzählt, in denen sie sich für mich geöffnet, mir einen Blick auf ihr Innerstes gewährt hatte. Mir gezeigt hatte, was sich hinter der selbstsicheren Maske verbarg, die sie sich im Lauf ihres Lebens zugelegt hatte. Liebe, sagte sie mir dann, sei nicht wichtig. Liebe sei nur Ballast und werde überschätzt. Von Liebe könne man die Stromrechnung nicht bezahlen. Meine Mutter hatte es schwer gehabt, sehr schwer. Das wollte sie mir ersparen.

Letztlich ging es ihr dabei um mich: Ihre Halsstarrigkeit war aus genau der Liebe erwachsen, die sie sich selbst ihr ganzes Leben lang verwehrt hatte. Aber diese Erkenntnis war mir erst später gekommen, als meine Mutter schon lange nicht mehr am Leben war.

Die Jungs kamen die Treppe herunter, drängten sich an mir vorbei und wuschen sich am Spülbecken die Hände. Sie rochen nach frisch gesägtem Holz, die Kleidung voller kleiner Splitter und Staub. Bruno lehnte am Kühlschrank und drehte sich eine Zigarette. Sein blondiertes Haar war vom Staub so verfilzt, dass es in alle Richtungen abstand. Er trug ein fahles, orangefarbenes T-Shirt, das zerknittert und dreckig war. Ich nickte ihm zu und lächelte. Sollte ich ihn fragen, wo Michel war?

Ich stellte zwei Schüsseln dampfende Tagliatelle auf den Tisch und setzte mich.

Während des Essens sprach ich nicht viel. Zuhören tat ich sehr wohl, in der Hoffnung, dass irgendjemand eine Bemerkung über Michel machen oder nach ihm fragen würde. Bruno musste wissen, was los war, er wohnte doch mit ihm im selben Haus, und die beiden waren Freunde, wie Michel mir in Arcachon erzählt hatte. Also richtete ich meine Antennen vor allem auf Brunos Äußerungen aus, aber der schien lediglich an den technischen Details der Arbeiten im oberen Stockwerk des linken Flügels interessiert zu sein.

»Nächste Woche können wir dann endlich in unserem eigenen Bett schlafen«, sagte Eric zu mir. »Wahrscheinlich Ende der Woche. Prima, was?«

Ich lächelte.

»Meinst du, die Gardinen werden rechtzeitig fertig?«, fragte er.

»Bis Montag, haben sie mir versprochen. Sie wollten anrufen und Bescheid sagen, wann sie sie bringen.«

Eric wandte sich wieder an Peter. Er schien viel von Peter zu halten, was offensichtlich auf Gegenseitigkeit beruhte. Der Beginn einer Freundschaft. Auch weil Eric und Peter so viel Zeit zusammen verbrachten, fühlte ich mich immer einsamer. Freundinnen hatte ich noch nicht gefunden. Aber es war Unsinn, in diesem frühen Stadium daraus schon irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Ich musste optimistischer denken. Am nächsten Wochenende würde ich bei Peters Fest bestimmt ein paar Frauen meines Alters kennenlernen, zu denen ich Kontakte knüpfen konnte. Denn das vermisste ich allmählich

doch: jemanden, mit dem ich reden konnte, nicht nur übers Telefon, sondern von Angesicht zu Angesicht und in meiner eigenen Sprache, und sei es auch nur über Alltagsdinge. Ein ganz normales Gespräch mit jemandem, der wusste, was es bedeutete, auszuwandern, der dieses Gefühl der Heimatlosigkeit aus eigener Erfahrung kannte und mir sagte, dass schon alles gut werden würde.

Auch mit diesen Sorgen wusste ich nicht, wohin. Wenn ich mit Freundinnen zu Hause telefonierte, hatten die keine Ahnung, wie unser Leben hier aussah. Anscheinend glaubten sie, dass die Männer in Südfrankreich alle mit Baskenmützen herumliefen, hässliche Enten fuhren und ihre Gänse mit Maisbrei vollstopften.

Dass Frankreich ein modernes, westliches Land mit politischen Konflikten, einer eigenen Autoindustrie, DSL und einer lebendigen Jugendkultur inklusive Drogenproblemen war, mit dem Unterschied, dass es hier viel mehr Freiraum gab als in den Niederlanden und eine ziemlich andere Kultur, das schien niemand aus meinem alten Freundeskreis zu begreifen. Umgekehrt fühlte ich mich in Bezug auf ihr Leben auch immer mehr als Außenstehende. Ich konnte mir den ganzen Stress, die Parkplatzprobleme, die Staus und das Hickhack mit der Kinderbetreuung nicht mehr so richtig vorstellen. Insgesamt wurde das Gefühl, nirgends mehr zu Hause zu sein, immer stärker. Als hinge ich in einem Vakuum, einem Niemandsland, ganz auf mich allein gestellt.

Natürlich hatte diese innere Leere in Wirklichkeit vor allem mit Michel zu tun, mit seiner Abwesenheit und der fast unerträglichen Ungewissheit über deren Gründe. Rein verstandesmäßig wusste ich das durchaus. Aber es vertrieb die dunklen Wolken in meinem Kopf nicht. Der Regen, der draußen ohne Unterlass niederprasselte, tat meiner Stimmung auch nicht gerade gut.

Ich nahm einen letzten Bissen von meinen Tagliatelle und sah Eric an, der genau wie die Franzosen gedankenverloren mit einem Stück Baguette die Saucenreste von seinem Teller wischte. Ich kam kaum noch an ihn heran, er schien nur noch in Baumaterial und Berechnungen zu denken.

Ich musste jetzt wirklich aufhören mit der Schwarzseherei und dem Selbstmitleid. Eric würde schon wieder zu sich kommen, wenn das Haus erst einmal fertig wäre.

Es konnte doch nur besser werden.

Ich liege auf dem Rücken. Graue und schwarze Schatten sowie unscharfe Linien tanzen mir vor den Augen. Eben ist kurz das Licht ausgegangen, einfach so, ohne Vorwarnung. Als ich auf die Uhr sehen will, fällt mir wieder ein, dass man sie mir abgenommen hat. Ich habe keine Ahnung, wie spät es ist.

Sie haben mich nicht aus meiner Zelle herausgeholt. Den ganzen Tag lang nicht. Warum halten sie mich hier fest, ohne mir irgendwelche Fragen zu stellen? Ich überlege, ob das ihre Routine ist, ihr Standardprogramm: die Leute im Ungewissen und sich selbst überlassen, auf sechs Quadratmetern, ohne jede Ablenkung bis auf die eigenen, sich im Kreis drehenden Gedanken. Damit man gezwungen ist, über das, was man getan hat, nachzudenken, sodass man langsam durchdreht und schließlich für jeden menschlichen Kontakt dankbar ist, der diesen zermürbenden inneren Dialog verstummen lässt.

Ich drehe mich zur Wand und starre vor mich hin, die Augen weit geöffnet, ohne etwas zu sehen. Es sind noch mehr Menschen in diesem Zellenblock. Gedämpftes Gemurmel dringt herein. Jemand klopft an ein Rohr. Gerade hörte ich noch jemanden schreien, eine Männerstimme. Verstehen konnte ich nichts.

Mit den Fingerspitzen taste ich im Dunkeln über die Wand, kratze daran. Ich denke an Eric, an Isabelle, an Bastian.

Nicht an sie denken, nicht.

Ob sie jetzt schlafen? Was Eric ihnen wohl erzählt hat?

Aufhören!

Ich verschränke die Hände hinter dem Kopf und schließe die Augen. Versuche mir vorzustellen, ich wäre nicht hier, sondern bei dem kleinen See. Wenn ich mir Mühe gebe, klappt es vielleicht, dann spüre

ich die Sonne auf der Haut, den Wind im Haar, höre die Schwalben und Frösche, das raschelnde Gras ...

Es klappt nicht. Ich starre die verschlossene Tür der Zelle an, in die ich eingeschlossen bin. Ich will hier raus. Will selbst bestimmen, was ich tue, das Licht an- und ausmachen können, Musik hören, fernsehen, ein Buch lesen, nach draußen gehen, einkaufen, Bastian und Isabelle etwas vorlesen. Frei sein. Ich war frei, vorher, aber ich war mir darüber nicht im Klaren. Das bin ich erst jetzt, wo ich auch im ganz wörtlichen Sinne gefangen bin. Erst jetzt sehe ich die Gitterstäbe meines Käfigs, die Mauern um meine Ehe, die Eingeschränktheit meines Handlungsspielraums. An alldem ist weder meine Mutter schuld noch Eric.

Sondern ich selbst.

Ich habe es nicht nur geschehen lassen, ich war aktiv daran beteiligt. Die Mauern, die mich umgeben, sind aus Steinen errichtet, die ich den Maurern selbst gereicht habe.

Aber das waren keine echten Mauern wie hier.

Es gab sie nur in meinem Kopf.

Genau wie das unsere lag das Haus von Peter und Claudia ein ganzes Stück von der Straße entfernt. Die lange Zufahrt schlängelte sich durch einen Kastanienwald eine Anhöhe hinauf und endete in einem großen kreisförmigen Vorplatz mit einem Springbrunnen in der Mitte. Peters Haus erinnerte eher an ein kleines Schloss denn an ein Landhaus. Zwei dunkle Türme hoben sich von einem tiefblauen Himmel ab, in dem noch ein paar längliche orangefarbene Schlieren des Sonnenuntergangs hingen. Aus den Sprossenfenstern fiel weiches, warmes Licht auf die Zufahrt. Die meisten vor dem Haus geparkten Autos hatten französische Kennzeichen.

Bastian und Isabelle waren total aufgedreht. Beim Aussteigen aus dem Auto purzelten sie beinahe übereinander. Ich hatte sie in ihre besten Sachen gesteckt: Isabelle trug ein rosa Baumwollkleid und eine weiße Schleife im blonden Haar, Bastian eine Dreiviertelhose und ein weißes Hemd, sein Haar hatte ich mit Gel gescheitelt. Aus dem Haus drangen gedämpfte Musik - »Give me the night« von George Benson - und Stimmen zu uns.

»So wird es bei uns auch«, sagte Eric, der in seinem dunkelblauen Anzug neben mir ging und das Haus wohlwollend in Augenschein nahm. »Wart's mal ab. Wir werden leben wie Gott in Frankreich! Jawohl!«

»Sind da wirklich niederländische Kinder?«, fragte Isabelle. Über den beigefarbenen Schotterpfad, der zum Haus führte, hüpfte sie auf die große Flügeltür zu.

»Ja«, sagte ich und griff nach ihrer Hand, »das hat Peter gesagt. Und es gibt ein Zimmer mit Fernseher und Süßigkeiten, extra für euch.«

Drinne hielt ich als Erstes nach Michel Ausschau. Die letzte Woche war grau gewesen, trübsinnig, unruhig und leer. Ich hoffte, dass er hier wäre und wir dann kurz miteinander reden könnten, ich ihn kurz berühren könnte. Oder wenigstens einen raschen Blick des Einverständnisses tauschen, sodass ich beruhigt wäre.

Lauter fremde Leute in warmem, gelbem Licht, festliche Kleidung, glitzernder Schmuck, alte und junge Menschen, blonde und dunkelhaarige, die miteinander flüsterten oder laut lachten, aber nirgends entdeckte ich Michels markantes Gesicht.

»Claudia, da sind Simone und Eric!«

Breit grinsend kam Peter auf uns zu. Der Kragen seines blauweiß gestreiften Hemds stand offen. Eine Frau mit kurzen, roten Haaren, die kräftig gebaut war und eine energische Ausstrahlung hatte, hielt mir die Hand hin. Sie trug ein weißes Kostüm mit schwarzen Nadelstreifen, das aussah wie aus einer Chanel-Kollektion.

Als ich mich ihr vorstellte, sah ich aus dem Augenwinkel, dass Peter mit seinen groben Händen kumpelhaft durch Bastians Haar wühlte und den kunstvoll modellierten Scheitel durcheinanderbrachte.

»Ich helfe dir erstmal mit den Kindern«, sagte Claudia. Sie hielt Isabelle eine Hand hin, die meine Tochter schüchtern ergriff. »Komm.«

Ich folgte Claudia durchs Haus. Es war wunderschön, sehr authentisch mit grob verputzten Natursteinwänden, dunklem Holz und prächtigen alten Steinbögen. Ich fing französische, niederländische, flämische, englische und deutsche Gesprächsfetzen auf. Die Musik der Liveband schallte durchs ganze Haus. Lokalisiert hatte ich die Musiker noch nicht, aber es waren eindeutig Experten für 70er-Jahre-Discomusik. Der Sänger hatte eine warme, ruhige Stimme. Das Feeling stimmte.

Von Michel weit und breit keine Spur.

»Da sind wir«, sagte Claudia. Sie öffnete eine schwere Tür aus Eichenholz. »Dies ist unser

Fernsehzimmer. Peter verbringt eine Menge Zeit hier. Er ist ganz verrückt nach Filmen.«

Es war ein luxuriöser Raum mit Eichendielen und zwei großen schwarzen Ledersofas. An den Wänden hingen Ölgemälde, auf denen Pferde in einer Landschaft abgebildet waren. Ich zählte insgesamt fünf Kinder im Alter von etwa vier bis zehn Jahren. Auf der Mattscheibe erkannte ich das Nickelodeon-Logo. Die Kinder hingen in den Sofas oder lagen vor dem Fernseher auf dem Teppich und sahen uns neugierig an. Ermutigt von Claudia, gesellten sich Isabelle und Bastian schüchtern dazu.

»Papa und Mama sind irgendwo hier im Haus, ja?« Ich knuffte sie zum Abschied in die Schultern. »Meint ihr, ihr könnt euch hier ein bisschen selbst beschäftigen?«

Sie nickten. Eins der anderen Kinder hielt Isabelle ein Schälchen mit Süßigkeiten hin.

Bastian machte es sich bequem und wandte sich dann an einen Jungen in seinem Alter: »Kommst du auch aus den Niederlanden?«

Der andere nickte verlegen.

»Gibt es hier auch Cola?«

Der Junge zeigte auf eine Anrichte. Neben einem Turm aus zusammengesteckten Plastikbechern standen Flaschen mit Softdrinks und Fruchtsaft.

»Komm«, sagte Claudia, »die amüsieren sich schon ohne uns. Ich würde dich gern ein paar Leuten vorstellen.«

Nachdem ich den Kindern einen letzten Blick zugeworfen hatte, folgte ich ihr durch die Flure. Die meisten Zimmertüren standen offen: viele Klamotten, eine gemütliche Inneneinrichtung mit viel Stein, Leder und Holz. Das Haus war enorm, noch größer als unseres.

»Schade, dass der Sommer vorbei ist«, sagte Claudia. Ihre Absätze klackerten auf dem Boden. »Sonst hätten wir draußen feiern können. Manchmal kann man noch im Dezember draußen grillen, aber diese Woche war das leider nicht drin.«

»Zumindest regnet es nicht mehr«, antwortete ich.

»Nein, zum Glück nicht.«

Claudia führte mich in einen großen, zentral gelegenen Raum. Wahrscheinlich das Wohnzimmer, dreimal so groß wie unseres in den Niederlanden. Niedrige Decken mit dunkelbraunen Balken. Überall standen kleine Gruppen von Menschen herum. Ich schätzte die Zahl der Gäste auf über hundert.

Noch immer hielt ich Ausschau, ob ich nicht doch irgendwo Michel entdeckte.

»Die Bar ist hier.« Claudia zeigte auf einen kleinen Tresen in der Ecke. Dahinter stand ein kleinwüchsiger, magerer junger Mann mit dunklem kurzen Haar. »Was möchtest du trinken?«, fragte Claudia.

»Ein Glas Rotwein.«

Der Barkeeper schenkte ein und reichte mir das Glas. Claudia winkte mir bereits wieder. »Komm, Leute kennenlernen.«

Zielstrebig ging sie auf eine kleine Gruppe von Menschen zu und berührte eine Frau freundschaftlich am Arm, die sich sofort zu mir umdrehte und mich interessiert ansah.

»Lucy, darf ich dich Simone vorstellen? Sie und ihr Mann sind hier vor ein paar Monaten hergezogen. Sie haben zwei Kinder, die noch in die Grundschule gehen, und Simone will hier mit *chambres d'hôtes* anfangen.«

Lucy war hellblond, und ihre Haut hatte viel Sonne abbekommen. Sie trug einen kurzen Rock und eine schwarze Bluse mit tiefem Ausschnitt. Ich schätzte sie auf Ende vierzig. Wir gaben einander die Hand.

»Lucy kommt aus Amsterdam«, sagte Claudia. »Sie hat sich vor vier Jahren hier niedergelassen und verkauft auf dem Markt niederländischen Käse.«

Ich nickte Lucy freundlich zu, wusste aber eigentlich nicht, was ich sagen sollte. In großer Gesellschaft

hatte ich mich noch nie so richtig wohl gefühlt. Hinzu kam, dass Lucy auf den ersten Blick nicht mein Typ war. Aber meine Auswahl an Gesprächspartnern war im Moment nicht so groß, dass ich auch noch Ansprüche hätte stellen können.

Girrend stürzte Claudia sich auf das nächste Paar, das im Wohnzimmer erschien, und verschwand aus meinem Blickfeld.

»*Chambres d'hôtes*, die Idee hatte ich anfangs auch«, vertraute Lucy mir an. »Ich hatte sogar schon ein Haus gekauft, na ja, nicht ich allein, sondern zusammen mit ihm.« Sie deutete auf einen älteren Mann, der mir wohlwollend zuzwinkerte, als unsere Blicke sich trafen. »Genügend Platz, ein eigener Aufgang für die Gäste und ein Schwimmbad. Ein volles Jahr war ich mit der Einrichtung beschäftigt, und mit dem Garten. Aber ich taue einfach nicht zur Gastgeberin. Die Leute können herumnörgeln, das glaubst du gar nicht. Sie wollen Urlaub *à la campagne* machen, aber beschwerten sich, wenn der Wasserdruck in der Dusche nicht optimal ist oder Eidechsen durchs Schlafzimmer laufen. Und dann mögen sie keinen Fisch oder sind gleich Vegetarier, und plötzlich stehst du tagelang in der Küche, um quasi maßgeschneidertes Essen auf den Tisch zu bringen, und dann ist es manchen Leuten immer noch nicht gut genug. Den meisten hat es zwar gefallen, aber die Beschwerden merkst du dir natürlich eher. Und sie rauben dir alle Kraft. Irgendwann war ich es wirklich leid.«

»Und dann hast du mit dem Marktstand angefangen?«

»Ja, man bekommt hier nur Gouda und, wenn man Glück hat, alten Amsterdamer. Mein Schwager hat einen Käsegroßhandel, also dachte ich mir, dass man es ja mal mit einem etwas breiteren Sortiment von holländischem Käse versuchen könnte. Und das mache ich jetzt immer noch.«

»Kannst du davon leben?«, fragte ich, dankbar, dass sie das Gespräch in Gang gebracht hatte. Vielleicht musste ich meinen ersten Eindruck korrigieren, eigentlich wirkte sie sehr freundlich.

»Jack ist vor vier Jahren in Rente gegangen. Zum Leben reicht es allemal, aber ich bin noch jung und will nicht den ganzen Tag im Liegestuhl am Pool rumhängen. Typisch Amsterdamer Mentalität wahrscheinlich. Ich muss immer irgendwas zu tun haben, sonst werde ich wahnsinnig.«

Ein Stück weit hinter Lucy stand die Band, umgeben von Verstärkungstechnik und Kabelgewirr. Drei südländisch aussehende Männer in gelben Hawaii-Hemden und glänzenden schwarzen Hosen. Der Sänger kündigte eine Pause an, dann lief eine CD mit spanischer Gitarrenmusik. Ich kannte das Stück, es war von Los ... Los irgendwas.

»Magst du spanische Musik?«, fragte Lucy. Sie nahm einen Schluck von einem undefinierbaren roten Getränk mit Eiswürfeln.

»Ja, zum Tanzen, aber ich habe nicht besonders viel Ahnung davon.«

»Man braucht nicht von allem Ahnung zu haben. Was hast du denn in den Niederlanden so gemacht?«

Die Frage kam etwas plötzlich. Meine Vergangenheit war nicht so spannend, als dass ich auf Partys damit hätte angeben können. »Ich war auf der Berufsschule und hab dann ein paar Jahre als Chefsekretärin gearbeitet.«

»Für welche Firma?«

»Cap Gemini.«

Sie verzog das Gesicht. »Eine von diesen amerikanischen Firmen, wo immer alles ein bisschen kompliziert ist.«

»So schlimm war es gar nicht.«

»Du wolltest einfach ein bisschen mehr Ruhe, was?«

Ohne es selbst zu bemerken, hatte Lucy mir ein weiteres Mal aus der Patsche geholfen. Jetzt brauchte ich ihr nicht zu erzählen, dass ich nach Bastians Geburt zu arbeiten aufgehört hatte, weil es mir schmerzlich gefallen war, mein Kind immer den ganzen Tag in der Krippe zu lassen. Und dass ich danach noch

zahllose Fernkurse in Psychologie gemacht und mich in die Philosophie vertieft hatte. Schließlich hatte ich das aber wieder sein lassen, weil es mir zu nahe ging und ich auch mit Eric nicht darüber reden konnte, der meistens todmüde nach Hause kam und außerdem viel bodenständiger und pragmatischer eingestellt war. Psychologie interessierte ihn vor allem in Bezug auf Marketing.

»Es war eigentlich mehr mein Mann, der hierher wollte«, antwortete ich.

Sie runzelte die Stirn. »Du nicht? Hinter so einem Schritt muss man doch gemeinsam stehen. Vor allem, wenn Kinder mit im Spiel sind. Die eigene Beziehung muss dafür wirklich tausendprozentig in Ordnung sein, sonst verlierst du unter Umständen ganz schnell den Boden unter den Füßen. Ein fremdes Land, eine fremde Sprache, dann ist irgendwas mit dem Haus, man schlägt sich mit Provisorien durch und so weiter. Einen besseren Nährboden für eine Ehekrise gibt es gar nicht, das kannst du mir glauben.«

»So habe ich es nicht gemeint«, entgegnete ich und nahm einen Schluck Wein. Meine Hand zitterte. »Ich wollte nur sagen, dass die Idee hierher zu ziehen, nicht von mir kam. *Chambres d'hôtes* sind schon immer mein Traum. Dass der tatsächlich eines Tages Wirklichkeit würde und dann auch noch in Frankreich, hätte ich nie für möglich gehalten.«

»Na, dann sei mal froh, dass dein Mann die Initiative ergriffen hat. Man lebt schließlich nur einmal.«

Plötzlich entdeckte ich Michel. Er stand in dem bogenförmigen Durchgang, der zur Diele führte, schräg unter einem Strahler, und suchte den verrauchten Raum mit Blicken ab. Ich musste mich enorm zurückhalten, um nicht einfach auf ihn zuzurennen. Stattdessen schaute ich schnell um mich, ob Eric irgendwo in der Nähe war.

Michel hatte mich bereits gesehen. Er grinste, zwinkerte mir zu und war im nächsten Augenblick verschwunden. Ich hielt die Luft an.

Dass jemand wie Michel für relativ geringen Lohn auf Baugerüsten arbeitete und noch nicht von irgendeiner Castingagentur entdeckt worden war, grenzte an ein Wunder. Wahrscheinlich wurde nach jungen Talenten immer nur in den Großstädten gesucht und nicht in verschlafenen Provinznestern.

Lucy redete immer weiter. Ihr Monolog wurde allmählich zu einem undifferenzierten Hintergrundgeräusch.

»Entschuldige«, unterbrach ich sie, »ich muss mal kurz wohin.«

Schnell ging ich dorthin, wo ich Michel gesehen hatte. Er stand jetzt ein paar Meter weiter im Flur, zusammen mit Bruno, der mir den Rücken zugewandt hatte.

Ich zögerte.

Das Problem löste sich von selbst. Bruno sah zu mir hinüber, wechselte einen raschen Blick des Einverständnisses mit Michel und ging dann an mir vorbei zur Bar. Im Vorübergehen lächelte er mich an. Bruno wusste es. Und wenn Bruno ...

Auch auf Michels Lippen trat ein Lächeln, sein Blick glitt über meinen Körper. »Gut siehst du aus.«

Auf einen Schlag hatte ich alles vergessen, ich wollte ihn nur noch festhalten, mit den Händen über seinen Bauch streichen, mich an ihn pressen.

Aber es waren zu viele Leute hier. In sicherem Abstand blieb ich stehen.

»Wo warst du?«, fragte ich rasch. Ich warf einen kurzen Blick Richtung Wohnzimmer. Niemand, den ich gekannt hätte.

»Ich arbeite jetzt bei einem Paar aus Belgien. Dachbau. Ich habe dich vermisst.«

Er trug ein zu großes Baumwollhemd, eine pastellgrüne Dreiviertelhose und ein Paar Slipper. Es war das erste Mal, dass ich ihn in sauberen Klamotten sah. Sie standen ihm umwerfend gut. Aber vermutlich hätte er auch einen Taucheranzug tragen können, ohne dass das an den chemischen Reaktionen, die jetzt in meinem Körper abliefen, etwas geändert hätte.

»Ich dich auch.« Mit aller Macht unterdrückte ich den Impuls, ihn auf der Stelle mit nach draußen zu

zerren. Jemand rempelte mich an und entschuldigte sich auf Englisch.

»Sonst komm doch mal bei mir vorbei«, sagte er. Seine Blicke scannten den Raum. Genau wie ich war er auf der Hut.

»Ich weiß ja gar nicht, wo du wohnst.«

Die Band fing wieder an zu spielen. Extrem laut, sodass ich einen Vorwand hatte, näher an ihn heranzurücken. Ich tat zwei kleine Schritte auf ihn zu, und er beugte sich zu mir vor, um mir die detaillierteste Wegbeschreibung ins Ohr zu flüstern, die ich je bekommen hatte, falls es nicht bloß die einzige war, die sich auf Anhieb in meinem Langzeitgedächtnis festsetzen sollte. Bis ans Ende meiner Tage würde ich den Weg in die Rue Charles de Gaulle behalten.

»Vielleicht schaue ich tatsächlich mal vorbei«, sagte ich.

»Mach das. Ich hab dich vermisst.« Unablässig behielt er die anderen Gäste im Auge, die auf dem Weg zur Toilette vom Wohnzimmer in den Flur kamen oder gerade wieder zurückgingen.

»Du bist doch Simone, oder?«

Erschrocken drehte ich mich um. Hinter mir stand ein etwa vierzig Jahre alter Mann, dessen Kopfhair sich bereits lichtete. Er trug ein knallrotes Hemd mit einem weißen T-Shirt darunter.

»So heiße ich«, sagte ich nicht besonders freundlich.

»Wusst ich's doch.« Er hielt mir die Hand hin. Fleischig und behaart, eine teure Armbanduhr am Gelenk. Hellblaue Augen unter buschigen Brauen. »Ich bin Theo, meine Frau Betty und ich sind vor zwei Jahren hierher gezogen.«

Theo erzählte auch noch, wohin genau sie gezogen waren, aber ich vergaß es auf Anhieb wieder. Französische Ortsnamen mit mehr als zwei Silben konnte ich mir nicht merken, sie blieben einfach nicht hängen.

»Wir haben auch zwei Kinder, genau wie ihr«, fuhr er fort. »Und wir haben das Haus auch selbst saniert, mit Hilfe von Peter, meine ich natürlich. Ich hatte erst selbst angefangen, aber dann wuchs es mir über den Kopf. Peter hat erzählt, dass es bei euch gut vorangeht, ihr habt offenbar Glück. Bei diesen alten Häusern kann immer alles Mögliche dazwischenkommen. Es klappt nie nach Plan.«

»Das hab ich inzwischen auch schon öfter gehört.«

Als ich mich wieder nach Michel umsah, war er verschwunden.

»Ich habe mich gerade ein bisschen mit deinem Mann unterhalten. Meine Frau hat euch eingeladen, nächste Woche mal zu uns zum Essen zu kommen. Wir vermieten auch *chambres d'hôtes*, vielleicht können wir euch ein paar Gäste abgeben. Wenn die Saison anfängt, müssen wir jedes Jahr wieder Leuten absagen. Du weißt schon, solche, die auf den letzten Drücker noch was buchen wollen. Vielleicht könnten wir die ja zu euch schicken. Es wäre sowieso gut, wenn man hier ein bisschen mehr zusammenarbeiten würde.«

»Gute Idee«, sagte ich geistesabwesend.

Eric kam auf uns zu. An seinem Blick und seiner ganzen Haltung sah ich, dass er jetzt schon zu viel getrunken hatte. Unwillkürlich schaute ich auf mein eigenes Glas. Ich hatte lediglich daran genippt.

Besitzergreifend legte Eric den Arm um mich. »Du warst plötzlich weg, wo hast du denn gesteckt? Theo, du hast Simone also schon gefunden, wie ich sehe.«

Theo klopfte Eric auf die Schulter, als würden sie sich schon jahrelang kennen. Ich nahm einen kräftigen Schluck Wein.

»Wir haben Adressen ausgetauscht«, erklärte Eric. »Nächste Woche sind wir bei Betty und Theo zum Essen eingeladen. Sie hatten in den Niederlanden ein Restaurant, einen echten Nobelschuppen, wenn man Peter glauben darf, es wird uns also an nichts fehlen. Hat Theo dir schon erzählt, dass sie auch zwei Kinder haben? Zwei Jungs, ungefähr im selben Alter wie Isabelle und Bastian.«

Ich sah Theo an. »Da werden unsere sich freuen. Das Niederländische vermissen sie schon sehr, und sie haben hier noch keine richtigen Spielkameraden gefunden.«

»Das kommt irgendwann von selbst«, sagte Theo. »Bei uns hat es fast ein Jahr gedauert, bis sie Anschluss gefunden hatten, aber der Große ist jetzt schon mit einem Mädchen aus seiner Klasse ›zusammen‹. Als wir das letzte Mal in die Niederlande gefahren sind, zum Verwandtenbesuch, wollte er schon nicht mehr mit, weil er Juliette zu sehr vermissen würde.«

»Es gibt also noch Hoffnung«, bemerkte ich.

»Oh ja, bestimmt, mach dir keine Sorgen. Betty hatte am Anfang auch immer Angst, dass die Kinder hier nicht Fuß fassen würden, gerade weil es uns selbst hier so gut gefiel. Aber inzwischen ist das kein Problem mehr. Mit den *chambres d'hôtes* läuft es gut, die Kinder werden immer französischer, und man lernt nach und nach mehr Leute kennen. Ihr seid jetzt in der schwierigsten Phase: die Sanierung, der Wohnwagen, der ganze Papierkram ... dein Mann hat mir schon alles erzählt.«

Die Band fing ein neues Stück an. Es klang entfernt kubanisch, nach echter Tanzmusik.

Im selben Augenblick hängte sich eine gewisse Brit an Theo. Sie zog ihn von uns weg, um ihn jemandem vorzustellen.

»Gefällt's dir?«, fragte Eric.

Ich nickte. »Eine gute Idee von Peter. Und man lernt tatsächlich ein paar Leute kennen. Dieser Theo macht einen netten Eindruck. Hast du seine Frau schon getroffen, diese ...

»Betty. Ja, ich habe gerade kurz mit ihr gesprochen. Ich glaube, du wirst sie auch mögen. Na ja, nächste Woche wirst du's sehen. Das ist ein richtiger Networking-Abend, was? Lass uns da möglichst viel draus machen. Ich hab schon Blasen auf der Zunge vom vielen Reden. Wo sind eigentlich die Kinder?«

Ich beschrieb ihm, wo sich das Fernsehzimmer befand.

»Ich geh dann mal gucken, ob alles in Ordnung ist.«

»Gut.« Ich ging ein paar Schritte mit ihm mit, bis zum Wohnzimmer. An der Bar stand Michel und unterhielt sich mit Bruno und zwei jungen Frauen. Mit dem halbvollen Weinglas in der Hand, blieb ich in dem Bogendurchgang stehen. Wie hypnotisiert. Er war so schrecklich schön. Geradezu beängstigend. Schien ganz und gar in sich zu ruhen. Und in jeder Hinsicht strahlte er Kraft aus: in seinen Bewegungen, aber auch in der Art und Weise, wie er redete und lachte. Ein strahlendes Lächeln. Energie. Männlichkeit.

Ich nahm einen kräftigen Schluck Wein. Und noch einen.

»Hübscher Junge, was?«

Neben mir stand eine Frau von etwa Mitte dreißig. Sie war ein Stück kleiner als ich und hatte kurzes schwarzes Haar mit einzelnen roten Büscheln und hellgrüne Augen. Auf ihrer gebräunten Haut glitzerte Goldschmuck.

»Wie bitte?«, fragte ich.

Sie hob ihr Glas, um damit auf Michel zu deuten. »Du hast gerade zu ihm rübergeschaut, oder? Zu dem süßen Bengel dahinten. Michel. Der größte Charmeur Südfrankreichs.« Sie lächelte breit und zwinkerte mir mit ihren stark geschminkten Augen zu.

Ich kam zu dem Schluss, dass sie zu viel getrunken hatte. Genau wie alle anderen hier.

Vertraulich beugte sie sich zu mir vor und seufzte tief. »Der Kleine ist einfach ... wie soll ich sagen ... Siehst du die Neonschrift auf seiner Stirn?« Sie sah mir in die Augen und malte sich mit dem Zeigefinger von links nach rechts Buchstaben auf die Stirn: »S-E-X. Das steht da.«

Ich verschluckte mich beinahe an dem Wein und sah kurz in die andere Richtung. Fieberhaft suchte ich nach einer angemessenen Erwiderung, brachte aber keine zustande.

»Und dabei ... arbeitet er doch bei euch, oder? Das hat Peter vorhin erzählt, dass Michel zu eurer

Truppe gehört, zusammen mit Bruno und den beiden Antoinen. Mit denselben Leuten hat er letztes Jahr unser Atelier fertiggemacht. Eine schöne Zeit war das.« Sie lächelte und wiegte ihren Oberkörper im Takt der Musik.

Ich antwortete noch immer nicht.

»Entschuldigung, ich habe mich gar nicht vorgestellt. Rita Stevens.«

Sie reichte mir die Hand. An ihren schmalen Handgelenken klimperte noch mehr Gold.

»Simone Jansen.«

»Ich hab vorhin schon deinen Mann kennengelernt, glaube ich. Eric heißt er, oder?«

Ich nickte.

»Peter hat uns einander vorgestellt. Netter Kerl. Er meinte, er hätte viel gelernt in der letzten Zeit. Letztes Jahr hätte er noch den Klempner gerufen, wenn bloß der Wasserhahn tropfte, und jetzt steht er sogar schon selbst auf dem Baugerüst. Was der Umzug in ein anderes Land nicht alles bewirken kann ... Komisch, oder? Dass dieselben Leute sich plötzlich ganz anders benehmen als dort, wo sie geboren und groß geworden sind. Ganz neue Seiten an sich selbst entdecken.«

Eines musste man Rita lassen, sie redete nicht lange um den heißen Brei herum, aber ich verspürte keinerlei Bedürfnis, es ihr gleichzutun. Die bemerkenswerteste neue Seite, die ich an mir selbst entdeckt hatte, ging niemanden etwas an.

»Und du willst hier *chambres d'hôtes* aufziehen, oder?« Nachdem ich nicht reagiert hatte, versuchte sie, das Gespräch in Gang zu halten.

»Das habe ich vor, ja.«

»Gute Idee. An deiner Stelle würde ich noch irgendwas Zusätzliches anbieten. Zeichen- oder Kochkurse zum Beispiel. Dann kannst du das Dreifache verlangen. Ben und ich veranstalten Workshops für gestresste Manager, Vier-Tage-Kurse. Ein bisschen töpfern, leckeres Essen und dann wie neugeboren zurück in den Norden. Nach zwei Tagen ist alles wieder wie vorher, aber egal. Wir sind letztes Jahr hierher gezogen. Bereust du's schon?«

Ich hob den Blick. Sie hatte Sommersprossen, wie mir erst jetzt auffiel. Vielleicht war sie ja ganz nett, aber eigentlich mochte ich sie nicht. Und ehrlich gesagt, hatte diese Aversion wahrscheinlich vor allem damit zu tun, wie sie Michel ansah und über ihn sprach.

»Ob ich es bereue?«, wiederholte ich.

»Ja, dass du hierher gekommen bist.«

»Nein, gar nicht. Es ist wunderbar hier.«

»Das ist es tatsächlich, wunderbar«, sagte sie und schaute noch einmal vielsagend zu Michel hinüber, der gerade mit einem etwa zwanzigjährigen Mädchen tanzte, mit ihr redete und sie anlächelte. Seine Tanzpartnerin hatte dunkle Locken, die ihr wie ein Wasserfall über die Schultern fielen, und eine Taille wie ein Stundenglas, über der sie ein kurzes Blumenkleid aus sehr dünnem Stoff trug. Mit großer Eleganz und einem strahlenden Lächeln drehte sie eine Art Pirouette. Ich spürte den Stachel der Eifersucht. War sie vielleicht ... seine Freundin? Ich hatte ihn nie gefragt, ob er eine Freundin hatte. Oder war er gerade dabei, mit ihr zu flirten, um sie heute Nacht...

Während Rita weiter in Michels Richtung schaute, sagte sie: »Ben hat noch nie den Fuß auf eine Tanzfläche gesetzt. Kennengelernt habe ich ihn auf einem Barhocker, und da sitzt er heute immer noch. Niederländische Männer wissen mit ihrem Körper nichts anzufangen. Sie versteifen schon, wenn sie noch in der Wiege liegen. Und die wenigen, die es zumindest mal probieren, trampeln beim Tanzen herum wie Holzmarionetten oder sehen aus, als hätten sie sich in die Hose gemacht. Aber schau dir mal ihn an ... diesen Körper ...«

Was wollte die Frau von mir? Warum faselte sie ständig von Michel?

Im nächsten Augenblick stieß sie mich an, wobei sie ein bisschen Wein verschüttete. »Sag mal, Simone, so unter uns, von Frau zu Frau, denkst du eigentlich manchmal ... ich meine, wenn dieser Kerl den ganzen Tag mit seinem göttlichen Körper bei euch rumläuft, stellst du dir dann nicht manchmal vor ...«

»Entschuldige, ich muss mal zur Toilette«, unterbrach ich sie und flüchtete in den Flur.

In der Abgeschlossenheit der Toilette lehnte ich mich mit dem Rücken an die Wand aus kühlem Marmor. Ich schloss die Augen. Diese Rita, mit ihren Töpferkursen und ihrem von Michel gebauten Atelier. Mit dem letzten Rest gesunden Menschenverstands, der mir geblieben war, sagte ich mir, dass ich keinerlei Anlass hatte, mich von dieser Frau derart durcheinanderbringen zu lassen. Rita hatte einfach zu viel getrunken, genau wie alle anderen heute Abend. Und genau wie ich fühlte sie sich von Michel angezogen.

Ich wischte mir ein paar Schlieren des zerlaufenen Eyeliners ab, atmete tief durch und stürzte mich wieder ins Getümmel.

»Ich würde gern mal Kokain probieren«, hörte ich mich selbst sagen.

Peter war der Einzige, der reagierte. »Warum?«

Er hatte verdächtig glänzende Augen, aber das konnte auch am Alkohol oder am Zeitpunkt liegen.

Es war halb fünf Uhr morgens, und ein Joint machte die Runde. Wir waren noch zu neunt, saßen in Peters Fernsehzimmer und ließen das Fest ausklingen. Im Fernsehen liefen Zeichentrickfilme, aber ohne Ton. Außer Eric, mir, Peter und Claudia waren noch Peters Buchhalter Julien und dessen Frau Annie dabei, die ebenso wie Peter und Claudia aus Belgien kamen und ein paar Dörfer weiter wohnten. Außerdem leistete uns ein Niederländer von Anfang vierzig Gesellschaft, der anscheinend ein Geschäftsfreund von Peter war und Frank hieß: dunkelhaarig, ein etwas trauriges Gesicht, Schnurrbart und Lockenkopf. Bruno hielt auch noch durch. Und Michel.

»Warum denn gerade Kokain?«, fragte Peter noch einmal.

»Nur so«, sagte ich.

Eric gab ein Murren von sich. In seiner Gegenwart hatte ich immer das Gefühl, ich müsste mich angepasster verhalten und nuancierter ausdrücken. »Ich habe es noch nie probiert, immer nur darüber gelesen. Es kommt mir fast vor, als hätten alle schon mal Kokain probiert, nur ich nicht. Als würde mir da was fehlen ... in meiner Persönlichkeitsentwicklung.«

Bastian und Isabelle lagen im Gästehaus und schliefen. Inzwischen war es schon wieder eine ganze Weile her, dass Claudia mit mir zum Fernsehzimmer gegangen war, um mich darauf hinzuweisen, dass Bastian und Isabelle auf einem der Sofas eingeschlafen waren. Sie hatte mir die Zimmer in dem anderen Gebäude gezeigt, einem extra Gästehaus, woraufhin wir die Kinder hinübertrugen und ins Bett brachten. Sie waren schon mitten im Traumland und murmelten nur kurz etwas vor sich hin, schliefen dann aber tief und fest weiter. Im Zimmer nebenan gab es ein Doppelbett und ein kleines Badezimmer.

»Hier könnt ihr dann schlafen«, hatte Claudia zu mir gesagt. »Ich habe immer ein ganz schlechtes Gefühl dabei, wenn Leute, die schon was getrunken haben, noch Auto fahren. Und erst recht bei den vielen Kurven hier, am Wochenende gibt es immer wieder Verkehrstote.«

»Bei Kokain hast du nicht viel verpasst«, hörte ich Peter sagen.

Das Zimmer war inzwischen so verraucht, dass man die Luft in Scheiben hätte schneiden können. Ich hatte ein paar Züge genommen, um nicht unhöflich zu erscheinen, aber wenig gespürt.

»Für etwa zehn Minuten hast du das Gefühl, du könntest einen Billardtisch hochheben und hättest plötzlich die großartigsten Ideen der Welt«, fuhr er fort, »aber das war's dann auch.«

Es entstand eine Pause.

Ich trank einen Schluck Wasser. Vielleicht wurde es allmählich Zeit, schlafen zu gehen. Eric nahm schon eine ganze Weile nicht mehr aktiv an dem Gespräch teil. Bei ihm hatte das Marihuana offenbar durchaus Wirkung gezeitigt und ihn schläfrig gemacht. Auch Claudia war eingeschlafen. Sie hatte sich an Peter angelehnt und einen Arm über seine Brust gelegt. Frank hing auf dem Sofa, hatte den Kopf zurückgelehnt und machte auch keinen besonders wachen Eindruck mehr. Bruno flüsterte ab und zu etwas Unverständliches und kicherte, ein glückseliges Grinsen im Gesicht. Michel, der ein Bierglas zwischen den Fingern hin und her rollte, schien noch der wachste von allen zu sein. Irgendwelche Rauschmittel hatte er, soweit ich es mitbekommen hatte, nicht angerührt. Er saß am Couchtisch auf der Vorderkante eines Hockers und versuchte, mein Gespräch mit Peter mitzuverfolgen. Inwieweit es ihm gelang, war schwer einzuschätzen.

Draußen wurde es allmählich schon wieder hell. Anders als sonst nach einer durchgemachten Nacht, fühlte ich mich nicht mal besonders müde oder benommen. Wahrscheinlich war ich einfach über meinen toten Punkt hinweg.

»Ich zeige euch gleich mal, wo ihr schlafen könnt«, sagte Peter.

Eric wurde plötzlich wach, richtete sich auf und schenkte sich noch ein Glas ein. Seine Bewegungsabläufe waren nicht gut koordiniert, er verschüttete etwas Wein auf dem Couchtisch. »Ein Glas noch«, murmelte er, »dann gehen wir schlafen.«

Plötzlich merkte ich, dass mir unwohl wurde. »Ich gehe kurz zur Toilette.«

Als ich den langen Flur in Richtung Toilette entlangging, am Wohnzimmer und den rau verputzten, olivgrün gestrichenen Wänden vorbei, ließ die Übelkeit schon ein bisschen nach. Hier hing auch weniger Rauch als im Fernsehzimmer. Schon seit zwei Uhr nachts hatte ich keinen Tropfen Wein mehr angerührt, nur noch Wasser, aber ich hatte den Alkohol eindeutig noch im Blut. Die Aussicht, gleich in das Fernsehzimmer zurückzugehen, wo dieser süßlich-penetrante Qualm in der Luft hing, der unangenehm in der Nase und den Augen brannte, war nicht besonders verlockend. Ich öffnete eine Seitentür und trat nach draußen.

Eine frische Morgenbrise wehte mir ins Gesicht. Ich holte erst ein Mal, dann ein weiteres Mal tief Luft. Um mich herum zwitscherten Vögel. Der Himmel hatte einen leichten Pastellfarbstich, ein grau verschleiertes Rosa. Ich ging über die Kieselsteine zur Ecke des Hauses und weiter zum Gästehaus. Das letzte Mal, das Eric bei Bastian und Isabelle nach dem Rechten geschaut hatte, war gegen zwölf gewesen. Ich öffnete die Tür und knipste das Licht an. Ganz leise schlich ich die Wendeltreppe hinauf und lauschte an der Tür. Ruhige Atemzüge. Alles in Ordnung. Sie schliefen tief und fest.

Ich machte kehrt und merkte, dass meine Übelkeit verflogen war. Überall sangen die Vögel mittlerweile aus voller Kehle. Es war ein fantastischer Morgen in einem wundervollen Garten, voller niedriger Hecken, Sträucher und kleiner Wasserkunstwerke. Ein Hobby von Claudia, wie sie mir erzählt hatte. Vor ein paar Jahren, als dieses Stück Land noch völlig verwildert und von Unkraut überwuchert gewesen war, hatte sie sich darauf gestürzt wie eine Besessene, und seither war es Jahr für Jahr schöner geworden. Ich fand es ein großartiges Hobby, und ich nahm mir vor, selbst auch Gartenbau zu betreiben, wenn unser Haus erst fertig wäre.

Auf halbem Wege blieb ich stehen.

Michel kam auf mich zugeschlendert. Allein das Bild, das er bot, mit offenem Hemd, dieser herrliche Körper ... Ich konnte nicht mehr, wollte nicht mehr nachdenken. Ich gab mir die größte Mühe, nicht gleich auf ihn loszustürmen und ihm um den Hals zu fallen.

An der Ecke des Hauses legte er mir die Arme um die Taille und küsste mich. Er zog mich ein Stück zur Seite, sodass wir nicht mehr in Sichtweite des Hauses standen, und drückte mich an die Steine einer blinden Mauer.

Meine Hände glitten um seinen kräftigen, muskulösen Körper. Für einen Moment öffnete ich die Augen. Ihn so ganz für mich zu haben war ein fantastisches Gefühl. Großartig, betörend, fast schon euphorisierend. Weit und breit keine anderen Frauen, die sich die Lippen nach ihm leckten, nur er und ich.

»*Tu m'as manquée*«, flüsterte er. »Ich hab dich vermisst.«

»Was war das für ein Mädchen?«

Er küsste meinen Hals.

»Sag schon«, beharrte ich.

»Was für ein Mädchen?«

»Die, mit der du getanzt hast, die mit dem Blumenkleid.«

»Eifersüchtig?« Er grinste, seine Augen blitzten. Er fand es komisch. »Warst du eifersüchtig?«

»Ja.«

»Brauchst du nicht.« Er beugte sich vor, um mich noch einmal zu küssen, strich mir mit der einen Hand über den Rücken, zog mit der anderen meine Bluse hoch und fand rasend schnell den Weg zu meinem BH, den er nach oben schob. Er kannte sich aus. Es ging alles so rasch, dass mir schwindelig wurde.

Eine Morgenbrise streichelte meine nackte Haut.

Das hier war russisches Roulette. »Nicht hier«, flüsterte ich.

Er biss mich in den Hals. »Ich will dich.«

»Nein, das geht nicht! Wenn jemand kommt!« »Wenn sie nicht schlafen, sind sie sturzbetrunken oder stoned. Es kommt schon keiner.« Sein Mund glitt zu meiner Brust, er griff nach meiner Hand. Ich schloss die Augen, lehnte den Kopf an die Wand. Er hob den seinen wieder, rieb seine Nase an meiner und presste das Becken an mich, sodass ich seine Erektion spürte. Das Blut pochte mir in den Adern, brauste, sang, ich lehnte mich mit meinem ganzen Gewicht an die Wand. Unwillkürlich wanderten meine Hände zum Verschluss seiner Hose. »Ich habe dich so vermisst«, flüsterte er, und was er noch sagte, verstand ich nicht mehr. Er hob meinen Rock an, schob meinen String zur Seite. Ich atmete flach, bekam keinen Ton mehr heraus.

Eric würde mich suchen. Auch von den anderen konnte jederzeit jemand nach draußen kommen, schließlich hatte Peter vor einer Viertelstunde angekündigt, dass er uns rauswerfen würde.

»Das ... geht ... nicht.«

»Es geht wunderbar.«

»Nein, nein«, stieß ich hervor. Wenn ich jetzt nichts tat, wenn ich diesem Treiben jetzt keinen Einhalt gebot, konnte ich für nichts mehr garantieren. Ich war sowieso schon zu lange weggeblieben.

Um Michel aufzuhalten, vor allem aber aus Selbstschutz nahm ich seinen Kopf in die Hände und zwang ihn, mich anzusehen.

»Schau mich an«, zischte ich. Ich wusste nicht, was »erwischt werden« auf Französisch heißt, also sagte ich bloß: »Ich habe Angst, okay? Ich habe wirklich Angst.«

Das schien zu helfen. Er ließ mich los.

Ich zerrte mir den BH wieder über die Brüste, knöpfte rasch meine Bluse zu und stopfte mir ein paar lose Enden Stoff unter den Gürtel. Mit finsterem Blick sah Michel mich an, verfolgte meine Bewegungen. Knöpfte schließlich seine Hose zu und rückte das, was sich darunter befand, wieder zurecht. »Du musst mal zu mir nach Hause kommen.«

»Und was ist mit Bruno?«, hörte ich mich selbst fragen. Ich war längst noch nicht wieder die Alte. Ich spürte, dass mir das Blut in die Wangen geschossen war, und ich atmete flach. »Der kennt mich doch. Und unser Auto.«

Mein Gott, konnte das wahr sein, traf ich hier gerade eine heimliche Verabredung, vorsätzlich?

Lief das so?

»Freitagabends ist er immer weg, da fährt er zu seiner Freundin. Komm am Freitag.«

»Was weiß Bruno eigent-«

Michel wich zurück. Erschrocken fixierte er irgendetwas in meinem Rücken, dann war er plötzlich verschwunden, und ich stand alleine da.

Ich drehte mich um. Peter.

Ich reagierte heftiger, als es für jemanden mit einem reinen Gewissen normal gewesen wäre. Ich errötete noch mehr, und die Kinnlade klappte mir herunter. Mein Körper verriet mich, er verriet mich immer. Mit Mühe rang ich mir ein Lächeln ab, aber das Beben meiner Lippen konnte ich nicht unterdrücken. Unwillkürlich tastete ich nach den Knöpfen meiner Bluse, kontrollierte, ob sie geschlossen war.

Jetzt musste ich etwas sagen, musste die Spannung überwinden, die in der Luft lag, musste dieses Rendezvous in der Morgendämmerung an einer Gartenmauer - ein Rendezvous mit einem seiner Arbeiter - so wegerklären, dass am Ende allenfalls noch etwas Nichtiges, ganz Unschuldiges übrig bliebe.

Je länger ich schwieg, desto mehr belastete ich mich selbst, desto schuldiger musste ich wirken und desto vielsagender würde es erscheinen, dass ... Ja, was eigentlich? Was hatte Peter genau gesehen? Hatte er tatsächlich etwas gesehen? Doch. Er wusste es.

An seiner ganzen Haltung und seinem Blick erkannte ich, dass er wusste, was los war.

Sonderbarerweise sagte er jedoch nichts. Er blieb noch kurz stehen, als wollte er sich an meiner Panik weiden, diesen Augenblick möglichst in die Länge ziehen. Dann ging er, verhalten den Kopf schüttelnd, mit einem rätselhaften Lächeln auf den Lippen auf die Hintertür zu.

Bastian fuchtelte furchterregend mit einem Schwert aus Pappmaché herum und stieß einen Schlachtruf aus. Isabelle war als Elfe verkleidet, mit kleinen Flügeln aus Draht und Tüll. Eine ganze Armee hellblauer und rosafarbener Elfen nahm es mit einer Horde böser Zwerge und Ritter auf. Die Logik erschloss sich mir nur halb, von den schnell und undeutlich gesprochenen Dialogen verstand ich überhaupt nichts.

Mit mir drängten sich noch mindestens zweihundert Leute in dieser *salle de fête*. Die stolzen Eltern und sonstigen Angehörigen der Amadines, Lauras, Thomasse und Lucs, die heute Abend aufführten, wofür sie wochenlang geprobt hatten. Der Gemeindesaal war verdunkelt, lediglich die Rauchverbotsschilder an der Wand leuchteten schwach, Spotlights waren auf die Bühne gerichtet. Ich war stolz, genau wie alle anderen Mütter und Väter, vielleicht sogar ein kleines bisschen mehr.

Die kleinen Elfen drehten mit wedelnden Ärmchen eine anmutige Acht auf der Bühne. Die Musik war laut, die Anlage schnarrte ein bisschen. Die Lehrer und Lehrerinnen - die hier *maîtresses* hießen - standen am Bühnenrand und klatschten ermutigend in die Hände.

Ich dachte an letzte Woche zurück. Mittlerweile verbrachten wir die Nächte in den Schlafzimmern im linken Flügel. Der Wohnwagen stand leer. Lediglich zum Fernsehen wurde er noch von den Kindern benutzt, und auch das wäre in Kürze nicht mehr nötig, weil das als provisorisches Wohnzimmer vorgesehene Gästezimmer neben Isabelles Schlafzimmer beinahe fertig war. Ich fühlte mich hin- und hergerissen. Einerseits war ich heilfroh, nicht mehr in dem rumpeligen Kasten schlafen zu müssen. Andererseits war der Wohnwagen in den letzten Wochen zu einem Symbol geworden. Zwischen diesen vier Wänden aus Metall und Kunststoff hatte ich die bisher intensivsten Augenblicke meines Lebens verbracht. Jetzt verkümmerte das Ding zwischen dem üppig emporspriessenden Unkraut wie ein fehlplatziertes Mahnmal.

Dass wir jetzt drinnen schliefen, war nicht die einzige Veränderung. Peter hatte Eric erzählt, dass er ein paar neue Aufträge angenommen hatte, bei denen er, vor allem in der Anfangsphase, so viel wie möglich selbst dabei sein wollte. Für die Fertigstellung unseres linken Flügels wurde er nicht mehr gebraucht, meinte er. Zwei, allenfalls drei Arbeiter reichten dafür bei Weitem aus. Seit letztem Dienstag waren nur noch Louis, Pierre-Antoine und Antoine bei uns. Peter war am Montag noch mal vorbeigekommen, um uns das zu erzählen und die drei Jungs, die vorläufig bei uns weiterarbeiten würden, zu instruieren. Ab nächster Woche würde er nur noch jeweils am Montagmorgen kurz auftauchen, um zu schauen, wie es voranging. Und natürlich um das Geld für die vergangene Woche abzuholen. Jede Woche bekam Eric eine Abrechnung mit den Arbeitsstunden. Eric bezahlte bar, Peter zeichnete ab, und so blieben wir, wie er das nannte, »immer auf dem aktuellen Stand«. Mir war es ganz recht, dass Peter fast nicht mehr kam, denn es fiel mir schwer, ihm noch in die Augen zu sehen, vor allem wenn Eric oder die Kinder dabei waren.

So, wie es jetzt lief, war es für alle besser.

Trotzdem vermisste ich die Jungs. Ich hatte mich an das Kochen für eine große Truppe, an das lebhafte Treiben im Haus und rundherum, an den Gesang der Arbeiter schon so richtig gewöhnt. Und auch heute, am dritten Tag, war es mir noch nicht gelungen, für die kleiner gewordene Gruppe die richtige Menge an Essen zu kalkulieren.

Eric stieß mich an und holte mich wieder in die Gegenwart des Gemeindesaals zurück. »Großartig, Simone, guck dir den Kleinen da an. Der hat Talent, siehst du das? Er genießt es richtig, dass er so viel Aufmerksamkeit bekommt.«

Ich schrak auf. »Ja«, sagte ich leise, wobei ich den Impuls unterdrückte, mit *oui* zu antworten, um unter all den Franzosen weniger aufzufallen. Ein Mann, der schräg vor uns saß, drehte sich nach uns um. Ich erkannte ihn, konnte mich aber nicht erinnern, wessen Vater es war. Er erwiderte mein Lächeln und wandte sich dann wieder dem Geschehen im vorderen Teil des Saals zu.

Eric lehnte sich zu mir herüber. »Siehst du Isabelle mit ihren Zöpfen? Die *maîtresse* muss mit all den Mädchen ganz schön viel Arbeit gehabt haben.«

»Ja, das sieht lieb aus.«

»Musst du auch mal machen.«

»Ich, Zöpfe?«

»Ja, bei Isabelle. Die stehen ihr gut.«

Meine Reaktion ging im Beifall unter. Der Saal wurde nun von Neonröhren an der Decke grell erleuchtet. Die Leute standen auf und schoben sich zwischen den aufgereihten Holzstühlen hindurch Richtung Aula. Gespräche, Händeschütteln. Manche liefen gleich nach draußen, um eine Zigarette zu rauchen. Am liebsten wollte ich sofort weg, aber wir mussten noch auf die Kinder warten, bevor wir hier rauskonnten.

In der Aula standen ein paar Tische zusammen. Dahinter hatten sich zwei resolute Frauen zwischen fünfzig und sechzig mit kurzen Jacken und weißen Blusen postiert, die Plastikbecher mit Fruchtsaft, Wasser oder Rotwein füllten. Beiläufig griff ich nach einem Becher mit dunkelrotem Inhalt. Ein bisschen Alkohol kam mir jetzt ganz gelegen. Eric nahm sich auch einen Becher und stand dann schweigend neben mir. Leute liefen an uns vorbei, nickten freundlich, manche gaben mir die Hand. Ich stellte ihnen Eric vor, aber über das übliche *ça va?* und ein freundliches Lächeln ging es nicht hinaus.

»Klappt prima mit der Integration, was?« Ich hatte mir die Bemerkung nicht verkneifen können, auch wenn ich mir gleich hinterher am liebsten die Zunge abgebissen hätte.

Eric blickte um sich. »Erinnerst du dich noch an die beiden Iraker in Amsterdam?«

Ich nickte. Vor zwei Jahren war ein Paar aus dem Irak zu uns ins Viertel gezogen. Sie hatten zwei Töchter, die auf die Schule von Bastian und Isabelle gekommen waren. Die Eltern waren gebildete Menschen gewesen, er Ingenieur oder Professor an der Uni. Sie waren aus ihrer Heimat geflüchtet, um in den Niederlanden ein neues Leben anzufangen. Besser denn je verstand ich mittlerweile, wie unglaublich schwer es für sie gewesen sein musste. Ich konnte nichts dafür, aber ich musste sofort an Michel denken. Bestimmte Formen der Integration kannten keine Sprachbarrieren.

»Du meinst, dass die auf solchen Abenden auch immer ein bisschen verloren herumstanden«, antwortete ich matt.

»Sprachprobleme«, sagte Eric. »Bei festlichen Anlässen haben die Leute keine Lust auf stockende Konversation. Aber das gibt sich schon, wenn wir erst ein bisschen länger hier wohnen.«

Das hoffte ich auch. Sicher war ich mir nicht. Sicher war ich mir in keinerlei Hinsicht mehr. Eigentlich zweifelte ich gegenwärtig an allem, an der ganzen Unternehmung, an den *chambres d'hôtes* und an meinem Entschluss, Eric hierher zu folgen. Sogar an der vor dreizehn Jahren getroffenen Entscheidung, ihn zu heiraten. Immer tiefer grub ich in meinen Erinnerungen. All unsere schönen Augenblicke erschienen mir nichtig im Vergleich zu dem, was ich mit Michel erlebt hatte. War wirklich Liebe der Grund für meine Heirat mit Eric gewesen? Oder hatte ich ihm mein Jawort nur gegeben, weil mir von klein auf eingetrichtert worden war, dass ich mir einen Ehemann suchen musste, der finanziell abgesichert war - sodass Erics Antrag damals das Ende meiner Mission markiert hatte?

Ich konnte mich nicht erinnern, mich jemals so zerrissen gefühlt zu haben wie heute, in dieser *salle de fête* im tiefen Süden Frankreichs. Mein Leben war zum reinsten Chaos geworden.

»Kennst du all die Leute hier?«, fragte Eric.

»Die meisten schon, vom Sehen. Es sind fast alles Eltern.«

»Verrückt eigentlich«, sagte er, während er aufmerksam um sich blickte, »ich kenne hier wirklich niemanden, keinen Menschen. Und für dich sind es lauter bekannte Gesichter ... Ich glaube, wir haben in letzter Zeit ein bisschen nebeneinanderher gelebt.«

»Das ... das war natürlich zu erwarten.«

In den Niederlanden war es allerdings auch nicht anders gewesen. Dort war es die Firma, hier das Haus.

»Nächstes Jahr wird sich das ändern. Jetzt ist alles noch ziemlich hektisch, aber ich hab in den letzten Tagen darüber nachgedacht. Wenn das Haus fertig ist, kann ich ja zum Beispiel die Kinder morgens zur Schule bringen, und du holst sie abends ab.«

»Könnten wir machen.«

Ich nahm einen kräftigen Schluck Wein, der mir nicht schmeckte. Während ich mich unsicher umschaute, wanderten meine Gedanken zum letzten Montag zurück.

Die Aussicht, Peter wieder unter die Augen zu treten, hatte mich schon im Vorhinein extrem nervös gemacht. Ab und zu hatte er mir mehrdeutige Blicke zugeworfen, doch dabei war es geblieben. Das hatte mich, den Umständen entsprechend, beruhigt. Ich war zu dem Schluss gekommen, dass es für ihn wahrscheinlich auch nicht die beste Werbung wäre, wenn die Sache herauskäme. Schließlich arbeitete Michel für seine Firma, und Peter konnte kein Interesse an einer Krise zwischen Eric und mir haben, die womöglich die Arbeit zum Erliegen brachte. Menschenkenntnis war nicht meine größte Stärke, aber ich hatte das Gefühl, dass ich Peter inzwischen ein bisschen kannte. So freundlich und nett er auch sein konnte - wenn es um Geld ging, war er ausgesprochen diszipliniert. Jedes Mal, wenn die Jungs nach Hause gegangen waren und seine Rechnung auf den Tisch kam, fiel mir wieder die distanzierte, geschäftsmäßige Haltung auf, mit der er das Bündel Geldscheine, das Eric ihm übergab, in seinem Portemonnaie verschwinden ließ. Wahrscheinlich hatte Peter sich überlegt, dass der kontinuierliche Geldstrom aus Erics Portemonnaie wichtiger war als die Freundschaft, die sich zwischen den beiden entwickelt hatte. Oder vielleicht hoffte ich das auch nur. Zumindest hatte ich mir vorgenommen, später, wenn das Haus erst fertig wäre, dieser Freundschaft so viel Abbruch zu tun, wie es in meiner Macht stand. Mit ganzer Kraft würde ich daran arbeiten.

Peter wusste zu viel. Auf lange Sicht wollte ich, dass er aus unserem Leben verschwand. Aber vorläufig konnte ich lediglich hoffen, dass der vergangene Sonntag keine Folgen nach sich ziehen würde.

Ich schrak aus meinen Gedanken auf, als ich einen Mann auf uns zukommen sah. Etwa sechzig Jahre alt, mit weißem, gelichtetem Haar. Der Bürgermeister unseres Dorfs.

Er nickte uns wohlwollend zu, gab uns die Hand und tauschte die üblichen Höflichkeiten mit uns aus. »Das haben Ihre Kinder gut gemacht auf der Bühne, wirklich.«

Ich lächelte höflich. »Vielen Dank.«

»Macht das Haus schon Fortschritte?«, fragte er Eric.

»Oh ja, es läuft prima. Noch ein halbes Jahr, denke ich, dann haben wir das Größte hinter uns.«

»Ihr Haus hat früher sehr einflussreichen Leuten gehört, wussten Sie das?«

Wie zwei kleine Kinder schüttelten wir gleichzeitig den Kopf.

»Der Familie Sago«, fuhr er fort. »Weinbauern. Vor vierzig Jahren sind die letzten beiden Söhne in die Stadt gezogen. Für eine Weile sind sie noch zurückgekommen, um hier Ferien zu machen, aber am Ende stand es permanent leer.«

Ich dachte an die Hänge rund um unser Haus. Weinreben hatte ich nirgends gesehen, nicht den kleinsten Spross.

»Wo sind denn die Weingärten geblieben?«, fragte ich.

Der Bürgermeister, dessen Name mir entfallen war, machte ein trauriges Gesicht. »Die sind verwahrlost, es hat sich niemand darum gekümmert. In den sechziger Jahren wurden sie schließlich alle ausgehackt. Sehr schade, aber was soll's, das war der Fortschritt, wissen Sie. Es zog die Leute in die Städte, sie wollten hier nicht mehr bleiben. Auch schade um das Haus. Aber umso mehr hat es uns alle gefreut, dass es jetzt im alten Glanze wiederersteht.« Mit einem freundlichen Nicken und nochmaligem Händedruck verabschiedete er sich von uns.

»Das wäre in den Niederlanden doch undenkbar«, sagte Eric. »Dass der Bürgermeister zu einer Schulaufführung kommt und mit allen ein kleines Schwätzchen hält.«

»Ich weiß nicht mal, wer unser Bürgermeister war«, dachte ich laut nach.

Langsam trudelten die ersten Kinder in der Aula ein. Ich erkannte zwei Jungs aus Isabelles Klasse wieder.

Schließlich entdeckte ich auch die fröhlichen Gesichter von Bastian und Isabelle. Begeistert kamen sie auf uns zugerannt. Die Lehrerin hatte ihnen die Schminke nicht richtig abgewischt, um Isabelles Nase und Augen waren noch blaue Ränder zu erkennen.

»Mama, hast du mich gesehen?«

»Ja, Schatz.« Ich strich ihr über die Zöpfe. »Du warst großartig, Mädchen, einfach toll! Ich bin sehr stolz auf dich.«

Ich stieß Eric an. »Sollen wir gehen?«

Er ließ sich den letzten Rest Wein die Kehle hinunterrinnen. »Ja, lass uns mal los. Es ist auch schon halb zwölf. Du und die Kinder, ihr habt morgen frei, aber ich muss mich um acht Uhr morgens schon wieder um die Jungs kümmern.«

Auf dem Rückweg lagen Isabelle und Bastian auf der Rückbank und dösten vor sich hin. Zwischendurch musste Eric eine Notbremsung machen, weil zwei Wildschweine mit aufgerichteten Schwänzen quer über die Straße liefen. Im Licht unserer Scheinwerfer konnten wir ihre Augen leuchten sehen.

»Was meinst du«, fragte Eric, »sollen wir ein paar Weinreben pflanzen? Vielleicht bringt uns das noch mehr Sympathien ein.«

»Ich weiß nicht. Ich habe keinerlei Ahnung von Wein. Und du auch nicht.«

»Das kann man doch lernen. Vielleicht mach ich das noch mal, Weinreben anbauen. Der Boden eignet sich ja anscheinend gut dafür.«

Ich schwieg und richtete den Blick auf die kleine Straße, die vor uns lag. Die Scheinwerfer des Volvos erleuchteten Bäume, Sträucher und manchmal einen einsamen Briefkasten am Anfang einer Wagenspur oder eines in den Wald führenden Pfads. Laternen gab es hier nirgends.

Unwillkürlich schweiften meine Gedanken zu Michel ab. Seit dem Fest hatte ich ihn nicht mehr getroffen. Irgendwie war ich ein bisschen enttäuscht von ihm. Er hatte mich an jenem Abend draußen vor dem Haus einfach stehen lassen. War abgehauen, der Konfrontation aus dem Weg gegangen. Ohne ein Wort zu sagen, ohne mich zu warnen.

Und doch verging keine Stunde, in der ich nicht an ihn dachte.

»Simone! *Ne dis rien!*«

Auf Anhieb sitze ich kerzengerade im Bett. Ein Schrei, der in meinem Kopf nachhallt. Ich hebe das Kinn und lausche. Stille.

Es dauert kurz, bevor mir klar wird, wo ich mich befinde. Ja, ich weiß es wieder. Die harte Matratze, die völlige Finsternis. Der Geruch von Angst, Verzweiflung, Schweiß und Chlor.

Sag nichts.

Ich ziehe die Decke fester an mich und schlinge die Arme um meinen Leib. Habe ich geträumt?

Geschlafen? Im Takt meines Herzschlags scheint mein ganzer Körper zu pulsieren, während ich angespannt lausche.

Nur noch Stille.

Ich muss geträumt haben. Natürlich. Es ist wahrscheinlich mitten in der Nacht, und bis auf das Klopfen meines eigenen Herzens ist kein Laut zu vernehmen. Das Blut saust mir in den Ohren.

»*Ne dis rien!*«

In der Dunkelheit leuchten meine Augen auf.

Es klingt gedämpft, nicht als ob jemand laut rufen würde, aber dafür umso realer. Ich täusche mich nicht.

Ich kenne diese Stimme. Oh ja, und ob ich sie kenne. Ich lächle.

Ich bin hier nicht allein.

Schritte auf dem Gang, sie gehen an meiner Zelle vorbei. Jemand mahnt zur Ruhe. Ich höre Schlüsselbunde rasseln.

Während warme Tränen durch meine Wimpern rinnen, gebe ich ein stilles Versprechen ab.

Ich werde nichts sagen. Kein Wort.

»Ich gehe einkaufen.«

»Oh, Mama, darf ich mit?«

»Nein, Schatz, es wird sonst zu spät für euch, ich möchte gern, dass ihr um neun im Bett liegt.«

»Ist doch nicht so wichtig«, brummte Eric. »Es ist Wochenende, morgen ist Samstag.«

Bastian sah erwartungsvoll zu mir auf. Für ihn war jede Fahrt in die Stadt ein Glückslos, bei dem als Gewinn irgendein Geschenk oder eine Tüte Süßigkeiten winkte. Ich verwöhnte ihn zu sehr.

»Nein, mein Liebling, Mama will heute mal allein weg, ohne euch Kinder.«

Eric hob die Brauen.

»Ich hab da jetzt keine Lust drauf«, sagte ich bissig. »Ich will einfach mal ... einfach mal in Ruhe einkaufen. Ich brauche auch einen neuen Rock.«

Eric zuckte mit den Schultern. »Mama will euch nicht dabeihaben, Kinder. Vielleicht nächstes Mal.«

»Aber ich bringe euch Schokolade mit«, sagte ich, um den beiden ihr Leid zu versüßen.

»Ein Überraschungsei?«, bettelte Bastian.

»Ja, aber das gibt es dann erst morgen. Wenn ich nach Hause komme, seid ihr bitte schon im Bett.«

Letzteres war eine verkappte Handlungsanweisung an Eric. Nicht dass die irgendwas bringen würde, aber ich versuchte es immer wieder.

Der Supermarkt in der Stadt war mit dem DEEN bei uns im Dorf überhaupt nicht zu vergleichen. Ein Unterschied wie Tag und Nacht. Neben diesem französischen LeClerc schrumpfte unser alter Dorfsupermarkt zu einem Krämerstand auf dem Mittwochsmarkt zusammen. Der LeClerc war fast schon ein Abenteuerpark. »*Grande surface*«, sagten die Jungs von der Baustelle dazu, wörtlich »große Oberfläche«, und das war noch stark untertrieben. Der Supermarkt war in jeder Hinsicht gigantisch, sowohl was die Fläche, als auch was die Auswahl anging. Es konnte einem schwindelig davon werden. Reihenweise Nachspeisen, verschiedene Sorten Öl, jede Menge Fleisch, Fisch, Schalentiere, Käse, Brot, Schokolade, Südfrüchte, Getränke, Unterwäsche, Geschirr, elektronische Geräte, Bücher. Tausende Quadratmeter Verkaufsfläche, man konnte sich in dem Laden verlaufen, ganze Tage darin zubringen. Isabelle und Bastian standen immer vor der Fleischtheke und starrten mit offenem Mund die am Stück erhältlichen Kuhzungen, Schafsherzen und sonstigen, nicht weniger spektakulären anatomischen Einzelteile von allerlei Huftieren an, die wir in den Niederlanden lediglich aus Bilderbüchern kannten. Am Fischstand lagen zur Dekoration zwischen den Lachsfilets mitunter echte Haifischköpfe mit ausdruckslosen, starren Augen, die die Kinder stets sensationslüstern von allen Seiten begutachteten. Auch das Aquarium mit den lebenden Krebsen war rasch eine Zielscheibe ihres morbiden Interesses geworden.

Da ich diesmal alleine war, beschränkte ich mich auf die Dinge, die auf meiner Einkaufsliste standen, sodass alles viel schneller ging. Um die Tiefkühlabteilung machte ich einen großen Bogen. Nachdem ich an einer der siebenunddreißig Kassen bezahlt hatte, ging ich noch rasch in einen Modeladen, der sich unter demselben Dach befand. Meinen Einkaufswagen ließ ich unbeaufsichtigt am Eingang stehen. Das hatte ich schon öfter gemacht, es hatte nie Probleme gegeben.

An einem Ständer mit Abendgarderobe fand ich einen schwarzen Stretchrock aus Baumwolle. Etwas weiter nahm ich ein paar BHs von einem Ständer. Schwarze Spitze, Dreiviertel-Körbchen. Ich probierte den Rock an, drehte mich vor dem Spiegel. Stemmte die Hände in die Hüften, drehte mich noch einmal.

Das Ding war schon ziemlich kurz. Zu kurz? War das noch was für mich? Das unbarmherzige Licht, das jede Unebenheit an meinen nackten Beinen betonte, setzte meinem Selbstvertrauen doch ein bisschen zu. Ich beschloss, den Rock trotzdem anzubehalten, schließlich war das Licht nirgends so unvorteilhaft wie in dieser Ankleide - was eigentlich unbegreiflich war.

Von den BHs passte mir ein einziger, ein Modell, wie ich es schon seit zehn Jahren nicht mehr getragen hatte. Ich betrachtete mein Spiegelbild und konnte nicht anders, als mir selbst zuzulächeln.

Mit zwei vollen Einkaufstaschen auf der Rückbank bog ich in die Rue Charles de Gaulle ein. Eine breite Straße mit vielen alten Fassaden, hohen Gebäuden, einer Menge Ampeln und keinerlei Bäumen. Geschweige denn Parkplätzen. Es war dunkel geworden, die orangefarbenen Laternen waren bereits angegangen. Ich fuhr an schmalen Gassen mit heruntergekommenen Häusern vorbei, die links und rechts von langen Schlangen geparkter Autos gesäumt wurden. Das ehemalige Krankenhaus, in dem Michel wohnte, sah düster aus. Ein großer unpersönlicher Plattenbau mit einem Haupteingang in der Mitte. In einer der Seitenstraßen ließ ich den Volvo stehen. Ein kühler Herbstwind strich mir um die nackten Beine. Ich blickte um mich. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Vom Licht der Laternen an der Hauptstraße fiel nur noch ein fahler Schein auf die in den Querstraßen geparkten Wagen.

In ein solches Viertel würde ich normalerweise gar nicht kommen.

Und doch ging ich jetzt hier entlang. Meine Absätze klackerten zielbewusst auf dem Trottoir. Zum ersten Mal, seit ich denken konnte, tat ich nicht das, was von mir erwartet wurde, sondern das, was ich von ganzem Herzen wollte. Was diesen Wandel bewirkt hatte, die Auswanderung, meine derzeitige Lebensphase, unsere spartanischen Lebensverhältnisse, das warme Wetter oder alles zusammen? - Ich wusste es nicht. Was ich sehr wohl wusste, war, dass ich etwas tat, was für mich selbst richtig war, und darauf wollte ich nicht verzichten. Ich hatte ein ausgesprochen gutes Gefühl dabei.

Ein befreiendes Gefühl.

Vor dem Eingang blieb ich stehen. Drei Stufen, die zu einer Doppeltür aus Drahtglas führten. Ich drückte gegen deren rechte Hälfte. Im Flur lagen plattgetretene Dosen und Reklameblätter auf dem Boden. Ich ging die Treppe hoch: deprimierendes Betongrau in grünlichem Dämmerlicht. Die Wände waren mattgelb gekachelt.

Hier wohnte Michel also. Mindestens zweimal täglich benutzte er diese Treppe.

Als ich den ersten Absatz erreicht hatte, war ich ein wenig außer Atem, und das Herz hämmerte mir in der Brust. Überall Türen, nirgends ein Fenster. Schmutzige, verschmierte, ehemals weiße Wände, vergitterte Deckenlampen. Der Ort, an dem meine Befreiung stattfinden sollte, hatte etwas von einem Gefängnis an sich.

Bei Nummer 38 klopfte ich an, nachdem ich zuvor meinen Rock ein bisschen nach unten gezogen, mein Haar zurechtgeschüttelt und mir selbst Mut zugesprochen hatte. Ich versuchte zu schlucken, aber mein Mund war zu trocken.

Michel öffnete die Tür. Er trug ein straffes, apfelgrünes T-Shirt mit einem Aufdruck und eng anliegende schwarze Boxershorts. Forschend sah er mich an, mit einem Blick, den ich nicht richtig einordnen konnte. Dann zog er die Tür einladend weit auf, und ich trat ein.

In der Mitte des Raums, der nicht viel größer war als Bastians Schlafzimmer, blieb ich stehen. Zu meiner Linken befand sich eine einfache beigefarbene Spüle, sauber und ordentlich. Auf der anderen Seite konnte man von einem kleinen, viereckigen Fenster aus das Haus gegenüber sehen. Ein Zweisitzer von undefinierbarer Farbe und ein französisches Bett aus Metall mit grau gestreiftem Bettzeug. Grauer Teppich, ein kleiner Fernseher, ein CD-Player. Über dem Bett an der Wand, als Blickfang, das Poster eines Tarantino-Films. Ein Radiowecker, ein Stapel Zeitschriften, CDs und zwei maßstabsgetreue Modelle von Motorrädern.

Das war alles. Sonst nichts. Das war sein Wohnraum. Sein Zuhause.

Ein größerer Kontrast zu unserem Wohlstand, zu der Weitläufigkeit unseres Zuhauses, den unzähligen Zimmern und den vielen Hektar Grund und Boden, die wir unser Eigen nannten, war kaum denkbar.

Ich hatte noch kein Wort gesagt, Michel ebenso wenig. Und doch kommunizierten wir miteinander. Ich spürte ein fiebriges Prickeln, spürte Vibrationen im Raum. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Als seine Hand zielstrebig unter meinen Rock fuhr und er sein Gesicht in meinem Hals vergrub, wusste ich wieder, warum ich hier war. Alles andere wurde bedeutungslos. Um die ganze Welt wäre ich gereist, nur um diesen Körper an meinem zu spüren.

»Ich hab was für dich«, sagte Michel, als ich von der Toilette zurückkam, die vom Flur abging. Michel teilte sich das Bad mit acht anderen Leuten. Keiner von ihnen war zu Hause. Schmutzige Unterwäsche, Handtücher und eine bunte Sammlung von Bechern mit Zahnbürsten sprachen allerdings eine deutliche Sprache.

Als ich sah, was er für mich auf den Tisch gelegt hatte, erstarrte ich. Es war das erste Mal, dass ich es in echt sah.

Kokain.

Ich starrte den kleinen Spiegel und das Häuflein weißen Pulvers an, das darauf lag. Die Gedanken in meinem Kopf überschlugen sich.

»Das wolltest du doch mal probieren, oder?« Michel hatte sich auf dem Bett ausgestreckt, zwei Kissen hinter dem Kopf. Die CD, die er inzwischen eingelegt hatte, kannte ich nicht. Französischer Rap.

Er hatte also sehr wohl etwas von dem Gespräch mitbekommen, das ich in der Nacht nach dem Fest mit Peter auf Niederländisch geführt hatte. Aber das war ein vom Alkohol vernebeltes Gespräch gewesen, rein rhetorisches Geplänkel.

Oder etwa nicht?

Unablässig starrte ich das weiße Pulver an. Fasziniert. Biss mir auf die Unterlippe. Nur eine einzige Linie. Wäre das wirklich so schlimm?

Ich warf einen kritischen Blick auf den Radiowecker. Es war neun Uhr. Um zehn musste ich zu Hause sein, alles andere würde ich nicht erklären können. Das bedeutete, dass ich in einer halben Stunde wegmusste.

Wirkte es dann schon nicht mehr? Oder würde es bedeuten, dass ich meiner Familie nachher mit geweiteten Pupillen unter die Augen treten musste, strotzend vor Energie und Übermut?

Ich hatte es so oft im Fernsehen gesehen. So viel darüber gelesen.

Alle nahmen das Zeug. Mein eigener Schwager, eine gute Freundin, ganze Volksstämme. Einfach alle. Warum also nicht auch ich?

Eine neue Erfahrung. Ich spürte, dass ich vor Aufregung zitterte. Freud, Edison und Jules Verne hatten auch alle Kokain genommen. Und wenn sie es getan hatten ...

Ich atmete schnell. Mein Blick huschte von Michel zu dem weißen Pulver. Ich sah noch einmal auf die Uhr.

»Ich mache das nicht«, sagte ich. Ich hatte laut gesprochen, aber eher zu mir selbst als zu Michel.

Er lag auf dem Bett und sah mich an. Träge. »Da passiert nichts. Ein Zehntel Gramm. Nach einer Stunde spürst du nichts mehr.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte es wirklich nicht. Sorry.«

»Angst?«

Ich nickte.

»Schade.«

Ich legte mich mit aufs Bett, kuschelte mich an ihn und küsste ihn auf die Nase. »Ist aber lieb von dir.«

Er lächelte, spielte mit meinem Haar. »Du weißt nicht, was du verpasst.«

»Vielleicht ist das ganz gut so.«

Über meine Schulter blickte er zu dem kleinen Häuflein weißen Pulvers hinüber. Schmiegte sein Kinn in das Grübchen an meinem Hals. Streichelte geistesabwesend meinen Bauch. Ich schauderte.

»Soll ich es aufheben?«, fragte er. »Fürs nächste Mal?«

Ich zweifelte. Vielleicht zu lange.

»Schon gut«, sagte er. »Es muss ja nicht sein.«

Komischerweise bekam ich jetzt ein schlechtes Gewissen. Ich hatte keine Ahnung, wie viel das Zeug wert war und was es ihn gekostet hatte, es für mich zu besorgen, aber ich konnte mir vorstellen, dass es nicht ganz leicht gewesen war. Viel Geld hatte er sicher nicht, und die französische Drogengesetzgebung war schrecklich rigide. Michel hatte Kopf und Kragen für mich riskiert, und ich bürgerliche Tussi traute mich nicht.

»Das war doch nicht nötig«, sagte ich. »Das ist doch viel zu teuer. Und zu riskant.«

»Ich wollte dir etwas geben, was du gern haben willst ... und wovon Eric nichts zu wissen braucht.«

»Das gibst du mir doch schon«, sagte ich. Mit der Hand strich ich über seinen Bauch und weiter abwärts. »Mehr als genug davon. Glaub mir.«

Jede Art von Aktion führt unwiderruflich zu einer Reaktion. Worte, Blicke, ein vergessener Händedruck oder ein zu ausgedehntes Schweigen. Die tausend anscheinend so unbedeutenden Entschlüsse, die man täglich bewusst oder unbewusst trifft, kann man sich wie mit jedem Schritt, jeder Begegnung von Neuem achtlos in Raum und Zeit geworfene Bumerangs vorstellen.

Viele kommen ganz in der Nähe auf und versanden. Andere kehren exakt dorthin zurück, wo ihre Flugbahn angefangen hat.

Für die Treffer ist man nicht selten selbst verantwortlich. Unbewusst.

Montagsmorgen, halb zwölf. Die breite Tür zur Diele - brandneu, gerade erst grundiert - stand sperrangelweit offen. An ein zu allen Seiten hin offenes Haus hatte ich mich in den letzten Monaten bereits gewöhnt. Die verfallenen Scheunen auf der anderen Seite des Hofes sahen trübselig aus. Es nieselte ein bisschen. Das Zirpen der Grillen hatte ich schon eine Weile nicht mehr gehört. Die Frösche hatten sich wahrscheinlich unter der dicken, warmen Modderschicht am Grund unseres Sees in Sicherheit gebracht, und die Schwalben waren fortgeflogen. Anfang November in Südfrankreich.

Die Jungs taten, was sie konnten, um die Stille zu kompensieren. Sie waren oben bei der Arbeit und machten einen enormen Lärm. Der Staub wirbelte bis in die Diele hinunter. Die alten Kacheln im Bad mussten dran glauben. Rechts neben der Treppe standen eine Badewanne, eine Duschtür und ein Waschbecken, alles noch in Luftpolsterfolie und Kartons verpackt.

Zerstreut stellte ich eine Bratpfanne aufs Feuer, wartete, bis sie sich erhitzt hatte, und gab dann einen ordentlichen Schuss Olivenöl mit Zitrone hinein. Aus der Tiefkühltruhe fischte ich ein kleines Glas mit tiefgefrorener Petersilie und streute sie über die lauwarmen Kartoffeln. Dann noch ein bisschen grobes Meersalz, bevor ich den Inhalt des Siebs in das heiße Öl gleiten ließ. Kurz zischte es. Mit einem Pfannenwender zerteilte ich die Kartoffeln in kleine Stücke, wartete kurz, bis die Unterseite goldgelb war, und wendete die Masse dann.

Dass ich von dem vielen Essen noch nicht dick und fett geworden war, grenzte an ein Wunder.

In einer der niederländischen Zeitschriften, die Erica bei mir liegen gelassen hatte, stand eine Titelstory über französische Frauen. Dass sie so schlank blieben, obwohl sie doch jeden Tag zwei üppige warme Mahlzeiten zu sich nahmen und quasi täglich Wein tranken, lag der Verfasserin zufolge eindeutig an der Kochkultur. Den Franzosen komme es auf ein paar Euro mehr oder weniger nicht an, wenn es um gute Zutaten geht: einfache Nahrung, deren Herkunft bekannt und vertraut sei. Außerdem nehme man sich Zeit dafür, das Essen zuzubereiten und vor allem die Mahlzeiten auch zu genießen. Jeden Tag aufs Neue.

Traditionellerweise war das ja vielleicht so, aber wenn ich mich umsah, hatte ich doch das Gefühl, dass eine ganze Menge Frauen nicht mehr in dieses romantisierte Bild passten. Die vielen verlockenden Knabbereien und Süßigkeiten, die immer größere Strecken der Supermarktregale füllten, waren der Zeitschrift ebenfalls entgangen. Auch im tiefen Süden Frankreichs gewann Haribo zunehmend an Terrain. Die deutschen Süßigkeiten waren längst ein fester Bestandteil von Geburtstagsfeiern und langen Autofahrten geworden.

Mit den wohlbekannten Folgen.

Ich schrak aus meinen Gedanken auf. Bleu, der in der Diele vor sich hin gedöst hatte, war aufgesprungen und lief schwanzwedelnd auf Peter zu, der gerade hereingekommen war. Beiläufig strich er dem Hund über den Rücken. Dann ging er weiter Richtung Küche.

Mein Herz setzte für einen Schlag aus. Zwanghaft fing ich an, allerlei unsinnige Handlungen zu verrichten, um den Augenblick der Begrüßung hinauszuzögern. Ich wandte ihm den Rücken zu, um mir unter dem Wasserhahn die Hände abzuspülen und sie an einem Geschirrtuch abzutrocknen. Heimlich hoffte ich, dass er dieses Signal verstünde und nach oben weitergehen würde.

Fehlanzeige. In meinem Rücken hörte ich den Schotter unter seinen Füßen knirschen. Ich drehte mich um. Ihm in die Augen zu sehen fiel mir immer noch schwer, ich schaute ein wenig an ihm vorbei. Er gab mir drei Begrüßungsküsse, und zwar ziemlich nachdrückliche, wobei er mich an den Oberarmen festhielt, sodass ich mich kaum bewegen konnte. Diese aufdringliche, herrische Art der Begrüßung war nicht untypisch für ihn. Hier in dem begrenzten Raum der Küche, ohne Eric und die Jungs, aber auch angesichts der unterschwelligten Spannung, die ohnehin schon zwischen uns herrschte, kam es mir fast wie eine Vergewaltigung vor. Als er mich losließ, wich ich sogleich zurück. Daraufhin sah er mich lange an, als wollte er jeden Augenblick etwas sagen. Dann aber drehte er sich bloß zu den Töpfen um und hob einen der Deckel hoch. »Sieht gut aus. Ich esse mit.«

Damit verschwand er Richtung Diele. Verwirrt blieb ich zurück.

Beim Essen schien zunächst alles wie immer. Sechs Personen, die eine leckere Mahlzeit vor sich auf dem Tisch stehen hatten und sich ein bisschen unterhielten.

Ich wusste es besser.

Peter hatte mich eine ganze Stunde lang keines Blickes gewürdigt. Mit allen anderen am Tisch hatte er sich unterhalten, nur mit mir nicht. Meine eigenen halbherzigen Versuche, mit ihm ins Gespräch zu kommen, waren komplett an ihm abgeprallt. Ich begann mit dem Abräumen des Geschirrs.

Als ich mit einer vollen Kanne Kaffee aus der Küche zurückkam, war gerade ein neues Thema angeschnitten worden. Die in schnellem Französisch geführte Konversation drehte sich um Frauen. Wenn ich richtig verstand, ging es gerade darum, dass französische Männer eine Vorliebe für ausländische Frauen hatten. Was französischen Frauen nach vorherrschender Meinung fehlte, wurde mir nicht deutlich. Hier wurde einfach zu schnell gesprochen, und dann auch noch in *argot*, französischer Umgangssprache.

Ich rührte mit dem kleinen Löffel in meinem Kaffee. So wie ich mich im Moment fühlte, hätte ich eigentlich besser Tee getrunken. Das hätte zumindest einen beruhigenden Effekt gehabt. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass es fast schon wieder halb zwei war. Gleich würden die Jungs sich wieder an die Arbeit machen. Noch eine halbe, höchstens eine Dreiviertelstunde, dann wäre Peter Vandamme wieder für eine Woche von der Bildfläche verschwunden.

Plötzlich sah er mir direkt ins Gesicht. Er wechselte ins Niederländische. »Es ist das am besten gehütete Geheimnis ganz Frankreichs: Die meisten Französinen haben es faustdick hinter den Ohren. Nach außen hin schön sittsam und anständig, gute Mütter und treue Ehegattinnen. Aber oh weh ...«

Fassungslos sah ich ihn an. Meine Hand mit dem Löffel blieb wie erstarrt in der Luft hängen.

Er lächelte zynisch. »Wusstest du, dass die meisten einen heimlichen Liebhaber haben? Manchmal sogar mehr als einen. Vor allem hier, *à la campagne*, haben die Damen bisweilen richtig zu tun.«

Ich versuchte, Ruhe zu bewahren, so gelassen wie möglich zu bleiben, was mir nicht besonders gut gelang. Zwischendurch schaute ich verstohlen zu Eric hinüber, der interessiert zuhörte.

»Du lebst dich hier auch allmählich ein, Simone, stimmt's?«, fuhr Peter fort. »*Presque française* ...« Er warf mir einen triumphierenden Blick zu und nahm einen Schluck Kaffee.

Das Herz schlug mir bis zum Hals, ich wurde rot.

»Das stimmt«, pflichtete Eric ihm bei. »Du hast dich schon ziemlich gut eingewöhnt. Mit dem Kochen und so. Früher hast du nie so aufwändig gekocht. In dieser Hinsicht hat die neue Umgebung dir ziemlich gutgetan.«

Peters Unterton war Eric offenbar völlig entgangen - unbegreiflicherweise, denn er war kaum zu überhören gewesen. Und nicht nur das, sondern die Schuld stand mir vermutlich auch überdeutlich ins Gesicht geschrieben, ein großes »Schuldig« mit fetten Ausrufezeichen. Mir stockte der Atem, aber irgendetwas musste ich entgegnen. Ich schaute in die Runde und hatte das Gefühl, dass alle mich anstarrten. Panik machte sich in mir breit.

Ich riss mich zusammen, so gut ich konnte, und rang mir ein Lächeln ab. »Ich hätte tatsächlich nie gedacht, dass mir das Kochen so viel Spaß machen würde ...«

Hoffentlich reichte das, hoffentlich.

Peter beobachtete mich, starrte mich mit seinen braunen Augen an, als wollte er mich sezieren.

Ich hielt mich damit auf, mir imaginäre Fussel von der Jeans zu zupfen, an dem Stoff herumzukratzen, nur um nicht aufblicken zu müssen.

»Das muss fantastisch sein«, hörte ich Peter sagen, »einfach tun zu können, wozu man Lust hat.«

Er soll aufhören, er soll jetzt endlich aufhören.

»Kann ich noch etwas Kaffee bekommen?«

Die Stimme von Pierre-Antoine, dem jungen Typen, der ein bisschen aussah, als ob er aus Spanien käme.

Ich stand auf und schenkte ihm Kaffee ein. Um ein Haar wäre es daneben gegangen, ich zitterte immer noch. Mechanisch schenkte ich auch den anderen noch einmal nach, auch Peter, was dieser für meinen letzten, verzweifelten Versuch halten musste, den Anschein von Normalität zu wahren.

Es wurde nicht mehr viel gesprochen, das Schweigen schnürte mir die Kehle zu. Eine halbe oder Dreiviertelstunde kam mir auf einmal vor wie eine Ewigkeit. Das würde ich nicht durchhalten.

»Würdet ihr mich entschuldigen?« Ich schob meinen Stuhl zurück. »Ich muss dringend noch was erledigen.«

Ein kühler Wind, der einen leichten Sprühregen mit sich brachte, schlug mir ins Gesicht, als ich den Hügel zu dem kleinen See hinunterging. Kratzige Grashalme scheuerten an meiner Hose, die langsam, aber sicher immer nasser wurde und schließlich völlig durchgeweicht war. Der Regen wurde stärker, doch mochte es auch gewittern, blitzen, stürmen und hageln, ich wollte nicht zum Haus zurückkehren, bevor ich Peters Landrover nicht hatte wegfahren hören.

Bei dem kleinen See setzte ich mich ins nasse Gras und starrte die unzähligen, ineinander übergehenden Ringe im Wasser an, die nach und nach immer mehr wurden.

Ich schlang die Arme um die Knie. Meine innere Unruhe ließ einfach nicht nach, das Herz schlug mir noch immer bis zum Hals. Ich wäre fast zusammengebrochen, so frustriert und ohnmächtig fühlte ich mich.

Und ich hatte Angst. Furchtbare Angst.

Die ganze Situation lief völlig aus dem Ruder.

Theo und Betty kamen aus Utrecht, wo sie mitten im Zentrum an einer Gracht gewohnt hatten, über ihrem eigenen Restaurant. Das hatten sie verkauft, um hier mit *chambres d'hôtes* anzufangen. Die beiden waren ein sonderbares Paar. Er war groß und breitschultrig, hatte buschige Brauen und machte einen etwas wüsten Eindruck, obwohl er sehr freundlich und umgänglich war. Sie hingegen wirkte grazil und war gute dreißig Zentimeter kleiner als ihr Mann. Dünnes, halblanges braunes Haar und feine Brauen, die aussahen wie tätowiert. Am meisten fiel ihre Brille auf, wegen des auffälligen blauen Gestells.

Theo und Betty hatten uns mit zunehmender Begeisterung die Gästezimmer gezeigt - es waren sechs an der Zahl, mit antik wirkenden Möbeln, weiß getünchten Balkendecken und Böden aus unbehandeltem Eichenholz. Die *chambres d'hôtes* befanden sich anders als bei uns nicht im selben Gebäude, sondern auf der anderen Seite des Vorplatzes mit kleinen Teichen, Springbrunnen, Rosensträuchern und Statuen. Wenn hier die Sonne schien, gab das bestimmt ein prima Foto für die eigene Webseite. Im Augenblick jedoch prasselte ohne Unterlass Regen auf den grauen Schotter.

Ich spießte ein Stück Fisch auf die Gabel. Frittierte Wels. Theo war Chefkoch - angeblich hatte er sich seine Sporen wohl verdient, dennoch war ich heute Abend von seinen Kochkünsten nicht sonderlich angetan.

»Habt ihr euer Haus in den Niederlanden auch so gut verkaufen können?«, fragte Betty.

»Wir haben totales Glück gehabt«, antwortete Eric. »Wir hatten es in den 90ern für mehr als zweihunderttausend gekauft - Gulden, versteht sich. Damals wollte außer den Einheimischen noch niemand in dem Dorf wohnen. Wir sind von all unseren Freunden für verrückt erklärt worden: Wieso sucht ihr euch etwas, das so weit ab vom Schuss liegt? Inzwischen wohnen die aber alle auch nicht mehr in der Stadt.«

»Das passiert doch im Augenblick überall in den Niederlanden«, sagte Theo. »Vor zwanzig Jahren wollten alle in die Randstad, jetzt ziehen sie da in Massen wieder weg. Es ist der totale Hype. Die Leute gehen nach Friesland, Groningen, Drenthe ... - in die Provinz, wo noch Platz ist.«

»Und wo der Wohnraum noch bezahlbar ist«, pflichtete Betty ihm bei.

Ich nahm noch einen Schluck Wein. Ich trank zu viel, aber das beruhigte mich wenigstens, es half mir, den Abend zu überstehen.

»Das ist inzwischen auch vorbei«, bemerkte Eric. »Dasselbe Haus bei uns im Dorf, das vor fünfzehn Jahren noch zweihunderttausend wert war, hat letztes Jahr fast fünfhunderttausend eingebracht. Und zwar in Euro. Unglaublich eigentlich, wie schnell das gegangen ist. Es hat überhaupt keine reale Entsprechung mehr.«

Betty schmierte etwas selbst gemachte Tapenade auf ein Stück geröstete Baguette. »Vielleicht ist das der Hauptgrund, warum hier immer mehr Leute von außerhalb herziehen. Die Hauspreise in Kombination mit dem Platz, den man hier hat. Dank Internet und Telefon sind Entfernungen ja immer leichter zu überbrücken, also schauen die Leute sich zunehmend auch außerhalb der Heimat um. Man lebt schließlich nur einmal. Die Briten rennen auch nur noch schreiend weg, habt ihr deren Preise mal gesehen? Letztes Jahr standen wir in der Gegend von Brighton vor dem Schaufenster eines Maklers. Wirklich un-glaublich! Und hier bekommt man für dasselbe Geld, für das man sich in den Niederlanden oder England eine Dreizimmerwohnung leisten kann, einen freistehenden Bauernhof mit ein paar Hektar eigenem Grund und Boden.«

»Und besseres Wetter.« Theo kratzte die letzten Reste Wels zusammen. »Das war für mich eigentlich

der Hauptgrund. Mit der ständigen Kälte und dem Regen habe ich nie meinen Frieden geschlossen.«

Betty und Theo waren nette, unterhaltsame Menschen, keine Frage, aber es klickte nicht zwischen uns. In den Niederlanden hätte ich sie wahrscheinlich nicht mal kennengelernt, weil wir in unterschiedlichen sozialen Kreisen verkehrten. Das war typisch für Leute, die aus demselben Land kamen und nun gemeinsam in der Fremde wohnten: Die Muttersprache war der gemeinsame Nenner, und wenn man darüber hinaus noch etwas aneinander fand, umso besser. Eine große Auswahl an Landsleuten hatte man schließlich nicht. Geschweige denn an solchen, die Kinder im Alter von Bastian und Isabelle hatten.

»Wir hatten hier aber auch schon einigen Regen«, bemerkte Eric. Er stieß mich mit dem Ellbogen an. »Weißt du noch, wie unsere erste Woche hier aussah?«

»Ja, natürlich weiß ich das noch. Regen, Regen, Regen.«

Betty beugte sich zu mir vor. »Auf genau den Regen hatten wir hier alle nur gewartet. Der Juli war extrem trocken. Mit Temperaturen, bei denen man fast erstickt wäre. Über fünfunddreißig Grad. Ich hätte nie gedacht, dass ich mir jemals Regen oder kaltes Wetter wünschen würde, aber letzten Sommer habe ich wirklich danach geschmachtet. Es war unerträglich. Wenn man Butter auf dem Tisch stehen ließ, war die eine Stunde später flüssig.«

Theo klopfte mit den Fingern eine Zigarette aus seiner Marlboro-Schachtel heraus. »Ihr braucht wahrlich nicht traurig zu sein, dass ihr diese Affenhitze verpasst habt. Es gab Leute, die in die Niederlande zurückgefahren sind, weil sie es hier nicht mehr aushielten. Übrigens war auch alles voller Mücken.«

Aus dem Nebenzimmer drang lautes Gelächter von Isabelle und Bastian. Es war unmöglich zu überhören. Sie kugelten sich mit Thomas und Max über den Fußboden, sahen nebenbei ein bisschen fern und nahmen sich dazu Surimi-Stücke oder Baguette mit Käse vom Couchtisch. Der Fernseher war ziemlich laut. Betty hatte sie schon ein paar Mal ermahnt, ihn leiser zu stellen.

»Noch ein bisschen Bordeaux?«, fragte Theo. Ohne die Antwort abzuwarten, schenkte er alle Gläser wieder dreiviertelvoll.

Ich setzte das Glas an die Lippen und nahm zwei kräftige Schlucke Wein, wohl wissend, dass ich allmählich in die Gefahrenzone geriet.

Theo legte Messer und Gabel auf dem Teller ab und steckte sich eine Zigarette an.

Betty fing an abzuräumen, und ich stand auf, um ihr zu helfen. Ich spürte den Alkohol in den Beinen. Sie winkte auf der Stelle ab: »Nein, bleib du mal schön sitzen. Lasst euch heute ruhig verwöhnen, ihr habt es momentan schon schwer genug.«

Eric hielt mir ein Stück Baguette mit Tapenade hin.

»Wann willst du eigentlich eröffnen?«, fragte Betty. Sie legte mir freundschaftlich die Hand auf die Schulter.

»Eröffnen?«

»Die *chambres d'hôtes*.«

»Sobald es geht. Nach Möglichkeit im Frühling. Von den Gästezimmern sind drei schon fertig, dort schlafen wir im Moment noch. Und das Bad ist auch in Arbeit.«

»Nur ein einziges Bad?«

»Äh ... vorläufig schon, fürchte ich.«

»Das kannst du aber nicht machen. Die Leute wollen ihr eigenes Bad. Hast du das nicht eingeplant?«

Unwillkürlich musste ich an Michel denken, an sein mit acht anderen Personen geteiltes Badezimmer. Die schmutzige Wäsche auf dem Boden, die lange Reihe von Zahnputzbechern mit Zahnbürsten. Die braunen Flecken von auf dem Rand des Waschbeckens ausgedrückten Zigaretten. Ich trank noch einen Schluck Wein.

Eric mischte sich ein: »Wir wollen später noch kleine Waschecken einbauen, mit Toilette, Dusche und Becken. Die Trennwände sind schon da, und die Leitungen haben wir auch verlegt. Nur anschließen müssen wir das Zeug noch.«

Das schien sie zu beruhigen.

Den ganzen Abend war mit keinem Wort über Peter gesprochen worden, obwohl mich gerade das brennend interessiert hätte. Schließlich kannten die beiden ihn besser als wir, oder zumindest länger. Ich beschloss, selbst die Sprache auf ihn zu bringen.

»Wie habt ihr eigentlich Peter kennengelernt?«, fragte ich Theo.

»Im Baumarkt. Ich brauchte Beize, aber die Töpfe sahen alle gleich aus. Er hat mich angesprochen, weil er mich da herumirren sah, und so kamen wir ins Gespräch. Zwei Wochen später war er hier schon mit gut und gerne sieben Mann zugange. Peter ist etwas ganz Besonderes, ich weiß nicht, wie ich hier ohne ihn zu Rande gekommen wäre. Aber er ist auch ein komischer Kauz. Eigentlich ein umgänglicher Kerl, aber einer mit zwei Gesichtern, wie ich irgendwann mitbekommen habe. Der hat auch noch ganz andere Sachen drauf.«

»Muss er wohl«, rief Betty von der Spüle herüber. Sie hatte angefangen, das Geschirr in die Spülmaschine zu räumen. »Eine Firma, bei der vierzig Leute arbeiten, baut man eben nicht nur mit Nettigkeit auf.«

»Ich mag ihn«, sagte Eric. »Mir gefällt seine Art. Nicht rumnölen, sondern anpacken.«

»Was meinst du mit den zwei Gesichtern?«, fragte ich.

Theo winkte ab. »Ach, nichts weiter.«

»Obwohl, Theo«, sagte Betty, als sie sich wieder neben mich setzte, »das ist nur die halbe Wahrheit. Es gab schon ein paar Reibereien.«

»Inwiefern?«

»Es ist ...« Theo warf ihr über den Tisch hinweg einen mahnenden Blick zu. »Na ja, eigentlich sollte man so nicht über ihn reden. Er hat eine Menge Gutes getan, und das tut er auch immer noch. Aber ... wusstet ihr, dass die Jungs, die für ihn arbeiten, allesamt irgendwelche Vorstrafen haben?«

Ich stieß den Wein um. Sofort durchtränkte der rote Bordeaux die elfenbeinfarbene Damast-Tischdecke. Bestimmt ein Viertel des wertvollen Stoffes färbte sich sofort violett. Die Flüssigkeit tropfte auf den Küchenboden.

»Oh verdammt, Entschuldigung!«, rief ich und sprang auf. Um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, hielt ich mich an der Rückenlehne des Stuhls fest. Der Stuhl geriet ins Wanken, fiel aber nicht um. Betty stürzte zur Spüle, um ein Geschirrtuch zu holen.

»Entschuldige, entschuldige bitte«, stammelte ich.

»Ist nicht so schlimm«, sagte Betty. Vielleicht bildete ich mir den ärgerlichen Unterton in ihrer Stimme nur ein.

Gemeinsam stellten wir die Gläser und Kerzenleuchter auf die andere Tischhälfte. Sie schlug die Decke zurück und fing mit geschickten Händen an, die Tischfläche abzutupfen. Ich wollte ihr helfen und war schon auf dem Weg zum Spülschrank, als sie mich zurückrief.

»Nein, setz dich doch, setz dich ruhig wieder! Ist ja schon fast weg.« Sie verschwand kurz und kam dann mit Eimer und Wischtuch zurück.

Nein, ich hatte es mir nicht eingebildet. Sie ärgerte sich tatsächlich. Ich hatte wirklich zu viel getrunken, und es war mir leider allzu deutlich anzumerken.

Die Kinder kamen in die Küche und begutachteten den Schaden. »Ist was passiert?«

»Nein, Schatz, Mama hat nur ein Weinglas umgestoßen.«

»Hat sie zu viel getrunken?«

»Ein bisschen, glaube ich«, sagte Eric.

Bastian schüttelte den Kopf. »Wenn ich groß bin, trinke ich keinen Wein, nie. Da fängt man an, sich ganz komisch zu benehmen.«

»Und es schmeckt eklig«, sagte Isabelle.

»*Oui, beurk*«, stimmte ihr neuer Freund Max ihr zu, in akzentfreiem Französisch, und verzog das Gesicht.

Eric sah auf die Uhr. »Wir müssen sowieso langsam los. Es ist schon fast elf. Die Kinder müssen morgen zur Schule.«

»Ich will noch nicht nach Hause«, rief Isabelle. Mit lautem Geschrei stürzten sie alle hintereinander wieder ins Wohnzimmer. Wahrscheinlich würden wir sie gleich suchen müssen. Unter dem Tisch, hinter dem Sofa, im Badezimmer. Wenn Bastian und Isabelle ihren Spaß hatten, war es immer ein Kraftakt, sie zum Mitkommen zu bewegen.

Eric erhob sich. »Lass uns mal gehen. Trommelst du unsere Nachkommenschaft zusammen?«

Ich fand Isabelle und Bastian auf der Toilette, wo sie sich kreischend wegzuducken versuchten.

»Wenn ihr jetzt nicht sofort mitkommt«, sagte ich so streng wie möglich, »waren wir das letzte Mal hier zu Besuch.«

Die Drohung lief ins Leere.

Eine knappe Stunde später waren wir unterwegs nach Hause. Der Abend hatte einige Fragen bei mir aufgeworfen. Was war damals vorgefallen? Warum hatte Theo Peter doppelgesichtig genannt? Was meinte Betty mit Reibereien? Aber vor allem hallte ständig das Wort »Vorstrafen« in meinem Kopf wider.

Der Morgen ist angebrochen. Blasses, kühles Licht sickert durch das kleine Fenster in meine Zelle.

Ich habe heute Nacht kaum ein Auge zugetan, aber die Panik hat sich gelegt. Ich habe diese dunklen Stunden ohne Licht und Zeitgefühl zum Nachdenken genutzt. Und ich weiß, was ich sagen werde, wenn sie mich holen kommen: gar nichts. Ich werde es durchhalten, es wird mir gelingen.

Ich werde zuhören, aber nicht reagieren. Auf gar nichts.

Drei Tage keinen Kontakt mit der Außenwelt, hat der Polizist gesagt. Heute ist der zweite. Noch ein einziger Tag. Morgen Abend oder spätestens am darauffolgenden Morgen kann ich mich mit einem Anwalt beraten. Ich muss mit jemandem sprechen, dem ich vertrauen kann, der mir geduldig zuhört, der kein Urteil über mich fällt, sondern mich hier unversehrt herausholt.

Falls das überhaupt möglich ist.

Schritte auf dem Flur reißen mich aus meinen Gedanken. Vor meiner Zellentür verstummen sie. Derselbe Polizist wie gestern tritt ein.

Er sagt etwas, das ich nicht verstehe. Aus seiner ungeduldigen Armbewegung schließe ich, dass ich mitkommen soll.

»Peter weiß es«, sagte ich.

Es war Freitagabend, neun Uhr. Auf der Rückbank des in einer kleinen Gasse geparkten Volvos standen zwei volle Einkaufstaschen und warteten darauf, dass ich sie nach Hause brachte. Hier, in Michels Zimmer, peitschte der Novemberregen gegen das Fenster. Michel lag, an einen Stapel Kissen gelehnt, neben mir im Bett und rauchte eine Selbstgedrehte. Den Arm hatte er lässig um meine nackten Schultern gelegt. Mein Körper glühte, meine Haut prickelte noch, aber der Radiowecker auf dem schmalen Brett tickte unerbittlich weiter, dabei wollte ich noch so viel mit Michel besprechen.

»Er macht mir Schwierigkeiten«, fuhr ich fort.

»Nein, bestimmt nicht.«

»Am Montag hat er eine Bemerkung über Französinen gemacht, die so tun, als wären sie gute Mütter und treue Gattinnen, aber am laufenden Band fremdgehen.«

Michel zuckte mit der Schulter. »Na und?«

»Er ... ich hatte das Gefühl, dass er das mit Absicht sagt. Eric war dabei. Und die anderen auch.«

»Da bildest du dir nur was ein.« Er schloss für einen Moment die Augen, öffnete sie wieder. »So ist Peter nicht.«

Ich schmiegte meine Wange an seine Brust. »Vielleicht ja doch.«

»Peter ist wie ein Vater zu mir, Simone. Er hat mich nie verurteilt, sondern mich so genommen, wie ich war. Und ich war nicht gerade ein lieber kleiner Junge. Ich hatte einen ziemlichen Ruf weg, musst du wissen. Und trotzdem hat er mir sein Vertrauen geschenkt, genau wie Bruno, Pierre-Antoine und den anderen ... Nein, Simone, Peter ist nicht so, wie du denkst. Wirklich nicht. Mich würde er damit doch auch in Schwierigkeiten bringen, oder etwa nicht?«

Michel tat so, als wäre Peter ein Heiliger. Davon war ich nicht überzeugt.

Ganz und gar nicht.

»Bist du eigentlich auch vorbestraft?«, fragte ich.

Tief sog er den Rauch ein. »Ich?«

Ich nickte.

»Erzähl ich lieber nicht.«

»Ich will es aber wissen.«

»*Tant pis* - Pech.«

Ich wurde ein bisschen gallig. Ich war doch wohl diejenige, die hier alles zu verlieren hatte, nicht er. Ich musterte ihn von der Seite. Er nahm einen Zug und schaute dem Rauch nach, als wäre er in Gedanken versunken, als dächte er noch darüber nach, ob er es mir nicht doch erzählen wollte.

Während ich ihn ansah, mir all seine kleinen Gesten einprägte, wurde mir bewusst, wie wenig ich mir im Grunde vorstellen konnte, dass er tatsächlich etwas Ernsthaftes auf dem Kerbholz hätte. Er machte einen viel zu vernünftigen, ruhigen und ausgeglichenen Eindruck. Wenn mir jemand erzählt hätte, was Bruno so alles angestellt hatte, hätte ich das zweifellos geglaubt. Ich hatte ihn einmal auf Pierre-Antoine losgehen sehen, der genau wie er selbst etwas cholerisch veranlagt war. Es ging immer nur um irgendwelche Kleinigkeiten, aber in solchen Augenblicken traten die Adern auf Brunos Stirn hervor, und seine Augen fingen gefährlich an zu blitzen. Zweimal hatte ich das miterlebt, und beide Male war es ausgerechnet Michel gewesen, der sein Werkzeug aus der Hand gelegt hatte, um dazwischenzugehen. Er hatte ruhig auf die beiden eingeredet und sie kräftig an den Schultern festgehalten, bis die Gemüter sich

abgekühlt hatten.

Michel hatte einen beruhigenden Einfluss auf die Truppe. Schon allein deshalb, aber auch weil er sich mit Bleu und den Kindern so gut verstand, konnte ich nicht glauben, dass ihm irgendetwas anzulasten wäre.

Er drückte seine Zigarette aus und schob sich über mich, vergrub sein Gesicht zwischen meinen Brüsten. Fing sie an zu küssen. »Komm her, mit deinem schönen, weichen Körper.«

Ich erstarrte. »Ich will es wissen.«

»Warum?«, fragte er leise und setzte seine Liebkosungen fort. Mein Körper reagierte heftig. Ich erschauerte bei den Berührungen seiner Zunge, seiner Hände, seines sich an mich drängenden Körpers.

»Weil ich dich besser kennenlernen möchte«, sagte ich mit unsicherer Stimme.

Mit den Händen umfasste er meine Brüste, malte kleine Kreise mit seinen rauen Daumen.

»Du kennst mich doch.«

»Nein, ich kenne deinen Körper«, flüsterte ich, während ich spürte, wie ich den Boden unter den Füßen verlor und langsam wegsackte. »Das ... das ist etwas anderes.«

Er grinste. Sein Kopf verschwand unter der Decke. Ich protestierte, versuchte, unter ihm wegzuschlüpfen, aber er umfasste meine Schenkel und hielt sie fest. Wenig später starrte ich nur noch mit leerem Blick an die Decke, während Wellen durch meinen Leib liefen, träge und unwiderstehlich, und ich dachte an gar nichts mehr.

Halb zehn. Bis zehn wieder zu Hause zu sein würde ich schon nicht mehr schaffen.

Mechanisch begann ich, mich anzuziehen. Michel tat es mir gleich.

»Ich bring dich noch runter.« Er fischte seine Jacke von der Innenseite der Tür.

Wir gingen die Treppe hinunter. Ein Mann mit kantigem Gesicht und unordentlich zu einem Knoten zusammengebundenen Rastazöpfen kam uns entgegen und schüttelte Michel im Vorbeigehen die Hand. Die Innenseite seines Arms war voller Tattoos, ein Wirrwarr von blauen Punkten und Symbolen.

Mich würdigte er keines Blickes.

Draußen war es frisch, oder auch schlichtweg kalt. Michel legte den Arm um mich.

Vor dem Auto blieben wir stehen. Ich suchte in meiner Handtasche nach dem Schlüssel.

»Kommst du nächste Woche wieder?«

»Mal sehen.«

»Mal sehen?«

Es war dunkel in der Gasse. Ich konnte kaum sein Gesicht sehen. Riechen konnte ich ihn sehr wohl. Ein Parfumbrikant, der es hinbekäme, einen Hauch Michel in ein kleines Fläschchen abzufüllen, wäre innerhalb kürzester Zeit Marktführer.

»Du bist böse«, stellte er fest.

»Ich frage dich etwas, das für mich wichtig ist, und du gibst mir einfach keine Antwort.«

Er zuckte mit der Schulter und wandte den Blick ab. »Ich bin nicht sonderlich stolz darauf, das ist alles.«

»Michel, mir gehen so viele Dinge durch den Kopf. Ich habe auch über Peter das eine oder andere zu hören bekommen. Ich möchte wissen, was du über ihn weißt ... und was du Schlimmes getan hast.«

Ein Stück entfernt hupte jemand, ein penetranter Lärm, der durch die ganze Gasse schallte. Als wir uns danach umdrehten, fuhr das Auto schon wieder weiter.

»Lass uns da nächste Woche drüber reden«, sagte er.

Montag würde Peter wieder kommen.

Noch drei schlaflose Nächte.

»Nein, so lange will ich nicht warten.«

»Dann komm am Sonntag.«

Ich war unschlüssig. Konnte ich Sonntag einfach so weg, alleine? »Ich ... ich weiß nicht. Ist Bruno Sonntag nicht zu Hause?«

Aus der Innentasche seiner Jacke kramte Michel eine Packung Tabak hervor. »Ein Freund von mir hat einen Wohnwagen. Er benutzt ihn nicht, das Ding steht leer. Wenn wir uns da treffen, braucht niemand davon zu erfahren, auch Bruno nicht.«

»Ich hatte so das Gefühl, dass Bruno ohnehin schon Bescheid weiß«, zischte ich plötzlich.

»Weiß er nicht, das bildet er sich allenfalls ein. Ich hab nichts gesagt. Ich bin kein Idiot.« Mit unerschütterlicher Ruhe fing Michel an, sich eine Zigarette zu drehen.

Panisch sah ich auf die Uhr. Viertel vor zehn.

»Ich muss jetzt wirklich los.«

»Kennst du das Restaurant, kurz bevor es zur Schnellstraße abgeht?«

Ich nickte.

»Wenn du um das Gebäude herumfährst, siehst du dahinter einen Pfad, ein Stück rechts vom Parkplatz. Der führt zu einer kleinen Lichtung. Es stehen da noch ein paar andere Wohnwagen. Ich werde am Sonntag dort sein. Zwei Uhr.« Er leckte das Blättchen an und pflückte an den Enden der Zigarette die Tabakreste ab. »Zu Hause kannst du ja sagen, du hättest noch irgendwas einzukaufen vergessen.«

Er legte mir einen Arm um die Taille und ließ seine Lippen sanft über meine Wange gleiten. Dann strich er mir ein paar Strähnen aus dem Gesicht. »Und du musst mir etwas versprechen ...«

Ich sah zu ihm auf, verwirrt von dem plötzlichen Ernst in seiner Stimme.

»Wenn er es heute Nacht mit dir tut, denk an mich.«

Eric küsste mich auf die Stirn, rollte sich von mir herunter und stieg aus dem Bett. Ich hörte seine Schritte auf dem Holzboden in der Diele, dann drehte er im angrenzenden Badezimmer den Wasserhahn auf.

Ich starrte vor mich hin. Drehte mich um und zog mir die Decke über die Schulter. So konnte das nicht weitergehen.

Im Bad plätscherte das Wasser.

Ich stand auf, ging ebenfalls ins Bad und setzte mich auf die Toilette. Ließ die warme Flüssigkeit aus mir herauslaufen.

Mir wurde flau im Magen.

Eric drehte den Wasserhahn ab und ging vor mir in die Hocke. Er küsste mich auf die Stirn.

Die Lampe über dem Waschbecken schien mir grell ins Gesicht.

»Ich hole unten noch was zu trinken. Was möchtest du?«

»Ich bin müde, ich gehe lieber schlafen«, sagte ich. Ängstlich.

Feige.

»Ist alles in Ordnung? Du siehst so ... blass aus.«

»Ein bisschen zu viel Alkohol«, murmelte ich. »Ich hätte die Finger vom Wein lassen sollen.«

»Du hast doch kaum was getrunken heute Abend.«

»Zwei Gläser immerhin.«

»Also fast nichts.«

»Vielleicht werde ich krank oder so«, flüsterte ich, wobei ich seinem Blick auswich. »Morgen geht's mir bestimmt wieder besser ... wenn ich jetzt gleich schlafen gehe.«

Eines Tages im Jahr 1210 ging Llewellyn, der Prinz von Wales, auf die Jagd. Was Llewellyn nicht wusste, war, dass unterdessen sein kleiner Sohn Owain, den er in treuer Obhut glaubte, unbeaufsichtigt in seiner Wiege zurückgelassen war.

Während der Jagd preschte Llewellyns treuer Irischer Wolfshund, Gelert, plötzlich davon. Das hatte der Hund nie zuvor getan, und unruhig kehrte Llewellyn zu seinem Lager zurück. Dort kam Gelert ihm entgegen. Schnauze, Brust und Pfoten des Tieres waren blutverschmiert. Von den Dienstboten weit und breit keine Spur. Unruhig rannte Llewellyn durch das verlassene Lager zu Owains Wiege. Die Wiege war umgekippt und ebenfalls blutverschmiert. Vor Wut und Trauer wie von Sinnen, tötete Llewellyn seinen Hund mit dem Schwert. Danach hörte er plötzlich ein Kind weinen. Owain lag unversehrt unter einem Bett. Wenig später wurde in der Nähe des Zelts ein toter Wolf gefunden. Tief betrübt begrub Llewellyn seinen treuen Hund, der das Leben seines Sohnes gerettet hatte. Das Dorf Beddgelert (»Gelerts Grab«) in Snowdonia, Wales, verdankt seinen Namen dieser walisischen Legende.

Seit Freitag war es schrecklich kalt. Ohne Vorwarnung war der Winter angebrochen. Der Heizkessel funktionierte immer noch nicht richtig, es fehlten irgendwelche Einzelteile. Die Schlafzimmer heizten wir mit elektrischen Öfen, die Eric schnell noch gekauft hatte. Schon bald stellte sich heraus, dass sie nicht alle drei gleichzeitig laufen konnten. Dreimal waren bereits die Sicherungen herausgeflogen. Eric wollte aber vorläufig noch nicht bei der Stromgesellschaft anrufen, weil Peter ihm davon abgeraten hatte. Das tat er besser erst, wenn die Instandsetzungsarbeiten abgeschlossen waren, sonst machten die nur Schwierigkeiten. Solange noch nicht alles fertig war, galten offenbar strenge Regeln. Außerdem hatten wir die Neu- und Umgestaltung des Hauses nicht offiziell beim Rathaus genehmigen lassen, was uns auch noch Scherereien einbringen konnte.

Also war es jetzt im ganzen Haus kalt, außer in dem einen Zimmer, das an Isabelles angrenzte. Dort lief permanent ein elektrischer Ofen. Mit minimalem Aufwand hatten wir den Raum gestern als provisorisches Wohnzimmer eingerichtet. Behelfsweise hatte ich die Fensteröffnung mit Zeitungen verklebt, wir hatten ein paar Möbel aus dem Container geholt und einen Fußbodenbelag ausgerollt.

Jetzt war Eric damit beschäftigt, die Satellitenschüssel zu installieren. Es wollte nicht so recht vorangehen. Als ich zum wiederholten Male »Nein, nichts!« zu ihm hinausrief, hörte ich ihn frustriert fluchen.

Erst war die Mattscheibe blau, dann kamen Bildstörungen, dann wurde es wieder blau.

Es war schon fast ein Uhr, und ich wurde allmählich immer nervöser. Heute Morgen beim Frühstück hatte ich angekündigt, dass ich in der Stadt noch etwas einkaufen wollte - einer der kleineren Supermärkte hatte am Sonntag geöffnet -, aber Eric fand das unsinnig. Morgen wäre Montag, und die Kinder wären in der Schule, also könnte ich das, was fehlte, doch auch morgen holen. Darauf hatte ich entgegnet, ich wolle für heute Abend etwas Besonderes vorbereiten, ein paar Leckereien, die wir auf der Couch vor dem Fernseher essen könnten, schön gemütlich am warmen Ofen. Das sei meine Art zu feiern, dass wir endlich aus dem Wohnwagen heraus waren, erklärte ich, und als besondere Überraschung für die Kinder wollte ich Eis mitbringen.

Erst hatte Eric mich befremdet angesehen. Ich klapperte fast schon mit den Zähnen, als ich ihm diese Geschichte aufzählte, aber anscheinend wirkte sie doch in ausreichendem Maße überzeugend, denn er

hatte sie ohne großen Protest geschluckt. Aber vorher musste ich ihm mit der Schüssel helfen. Danach konnte ich los. Allein, denn das Eis sollte ja eine Überraschung sein.

»Mama«, beschwerte sich Bastian, »Isabelle kritzelt ständig auf meinen Bildern herum!«

Ich drehte mich zu den Kindern um, die zwischen auf dem Teppich verteilten Blättern und Stiften auf dem Bauch lagen. Isabelle sah mich mit feuchten Augen an. »Er auf meinen auch«, sagte sie mit dünner Stimme.

»Könnt ihr beiden nicht einfach mal schön zusammen spielen? Nur ganz kurz noch. Mama und Papa versuchen das mit dem Fernseher hinzukriegen, und wenn wir's geschafft haben, machen wir Nickelodeon an. Okay?«

Bastian nickte und entzog sein Bild demonstrativ dem Einflussbereich seiner Schwester. Isabelle legte sich auf die Seite und fing an, geistesabwesend auf ihrem Blatt herumzukritzeln. Ich machte mir ein bisschen Sorgen. Sie war schon den ganzen Vormittag schlapp und quengelig gewesen, außerdem klagte sie über Bauchschmerzen. Ich hatte Angst, dass sie krank wurde.

Kranke Kinder brauchen kein Eis. Die brauchen ihre Mutter.

»Ja, jetzt kommt es«, rief ich.

Es lief anscheinend gerade eine Sendung über Hinduismus. Ich zappte sofort zum Kinderprogramm weiter. »So, jetzt ist SpongeBob dran!«

Damit hatte ich meine Pflicht erfüllt. Ich wollte los. Es war schon halb zwei. Rasch ging ich ins Schlafzimmer, holte einen frischen String aus dem Schrank, eilte damit ins Bad, putzte mir die Zähne und zog mich schnell um.

Dann lief ich die Treppe hinunter, fischte die Autoschlüssel von der Spüle und nahm zwei leere Einkaufstaschen mit nach unten.

»Ich bin dann mal weg!«, rief ich Eric zu, der gerade sein Werkzeug verstaute. »Bis gleich.«

Geistesabwesend hob er die Hand.

Auf dem Parkplatz des Restaurants liefen eine Menge Leute mit Kindern herum. Ein paar waren dem trüben Wetter zum Trotz auf dem nahe gelegenen Spielplatz.

Ich fuhr um das Gebäude herum auf die Rückseite des Restaurants, wo neben einigen überquellenden Mülleimern ein paar Autos - wahrscheinlich vom Personal - und zwei LKW-Anhänger geparkt waren. Es dauerte einen Moment, bis ich den Pfad entdeckt hatte, der in einen kleinen Wald hineinführte. Ich stellte den Volvo neben den Müllcontainern ab.

Im Wald war es so dämmrig, als bräche der Abend bereits an. Etwa dreihundert Meter von dem Parkplatz entfernt, direkt hinter einem kleinen Hügel, standen drei Wohnwagen neben einer Holzhütte. Keine Autos, Fahrräder oder Motorräder. Neben einem der Wagen stand eine Satellitenschüssel auf dem Boden. Sämtliche Türen waren zu, genau wie die Gardinen. Nirgends ein Lebenszeichen.

In diesen Landstrichen, so hatte ich in den letzten Monaten begriffen, gab es Leute, die ein unorthodoxes Leben führten, die von einem leer stehenden Wohnwagen oder *gîte* zum nächsten zogen und zwischendurch allerlei Saisonarbeit annahmen, die gerade zu bekommen war. Louis war einer von ihnen gewesen, wie er mir erzählt hatte. Und ganz gewiss nicht der Einzige, hatte er hinzugefügt.

Auch diese Wagen waren offenkundig nicht bewohnt, oder die Bewohner waren für längere Zeit abwesend.

Nervös sah ich auf die Uhr. Fünf nach zwei. Ich drehte mich zu dem Pfad um, der genauso still und verlassen dalag wie dieser Platz.

Bei der Holzhütte setzte ich mich auf einen schmutzigen Gartenstuhl.

Die Zeit verging. Viertel nach zwei. Zehn vor halb drei. Halb drei.

Jedes Mal, wenn ich einen Motor hörte, sprang ich auf und lief zu dem Pfad, aber es war immer falscher Alarm.

Viertel vor drei. Ich konnte nicht mehr stillsitzen, ich lief zwischen den Wagen auf und ab, mittlerweile hätte ich mich hier mit geschlossenen Augen orientieren können. Zweige knackten unter meinen Schuhen, Herbstblätter raschelten. Es kühlte ab, oder vielleicht kam es mir auch nur so vor. Ich steckte die Hände in die Taschen und sah den Wölkchen nach, die mein Atem in der Luft bildete.

Wo blieb Michel?

Allerlei Gedanken spukten mir durch den Kopf. Vielleicht war irgendetwas passiert, vielleicht hatte er einen Unfall gehabt. Mehr als einmal hatte ich Motorradfahrer gerade noch mit heiler Haut davonkommen sehen, Kamikazepiloten, die im Zickzack über kurvige Straßen mit Gegenverkehr rasten, sich um durchgezogene Linien nicht scherten und auf entgegenkommende Lastwagen nicht reagierten, indem sie auf ihre eigene Spur zurückkehrten, sondern die noch mehr Gas gaben. War Michel womöglich zu spät von zu Hause losgefahren und ...

Drei Uhr.

Ich tigerte auf und ab, von den Wohnwagen zu dem kleinen Pfad und wieder zurück. Es fing leicht an zu regnen. Meine Finger waren vor Kälte ganz rot, und allmählich fing ich an zu zittern.

Warum hatten Michel und ich eigentlich nicht unsere Handynummern ausgetauscht? Dann hätte ich ihn jetzt anrufen oder ihm eine SMS schicken können. Dann wüsste ich jetzt mehr.

Vielleicht hatte ich am Freitagabend durch meine rosa Brille irgendetwas übersehen. Ich grub in meinen Erinnerungen und kam zu dem Schluss, dass wir uns eigentlich nur ein einziges Mal richtig unterhalten hatten: in Arcachon, auf der überdachten Terrasse des Le Pirate. Nämlich über Dialekte und so weiter, also über nichts Wesentliches. Danach war alles ganz schnell gegangen. Und im Wesentlichen ohne Worte.

Während ich zwischen den verlassenen Wohnwagen vergeblich auf ein Lebenszeichen von Michel wartete und mir immer kälter wurde, fragte ich mich, ob ich ihn nicht zu stark idealisierte. Ob ich mir nicht ein perfektes Bild von ihm gemacht und alles, was dazu nicht passte, ausgeblendet hatte. Wie gut kannte ich ihn wirklich? Was wusste ich von ihm?

Vorbestraft, das war Betty herausgerutscht. Nicht nur er, sondern alle, die für uns arbeiteten. Bei diesen Worten hatte ich auch begriffen, dass Peter nicht zu trauen war. Immer klarer wurde mir das jetzt. Michel hingegen betrachtete ihn quasi als Vater, das hatte er klipp und klar zu verstehen gegeben. Er wollte kein böses Wort über Peter hören.

Vielleicht war Michel ja auch zu Hause, saß mit einem Bier vor dem Fernseher, wollte einfach nicht mit mir reden, sich nicht von einer Frau festnageln oder zu irgendetwas zwingen lassen. Vielleicht wollte er mir eine Lektion erteilen, indem er mich hier als komplette Idiotin im Regen stehen ließ, an dem trostlosesten Ort, den ich mir vorstellen konnte. Ich konnte mir gut ausmalen, wie er sein Bier hob, lachte, mit Bruno scherzte.

Ich sah noch einmal auf die Uhr. Viertel nach drei.

Er würde nicht mehr kommen.

Ich ging zurück zum Auto, zwischen Gefühlen aller Art völlig hin- und hergerissen. Enttäuschung, Wut, Trauer.

Scham.

Erst beim Einsteigen dachte ich wieder an die Einkäufe.

Meine Familie freute sich auf einen geselligen Abend.

Peter hatte beim Essen wenig gesagt. Und wenigstens nichts, was mich in Verlegenheit gebracht hätte. Mit einem Scheuerschwamm schrubhte ich die angebackenen Reste aus der Bratpfanne, während ich Peter und Eric in der Diele ihre Geschäfte abwickeln hörte. Die beiden saßen an dem großen Gartentisch, die Jungs waren wieder bei der Arbeit. Aus dem Augenwinkel sah ich Eric ein paar Hunderter abzählen. Noch etwa fünf Minuten, dann wäre Peter wieder weg. Dann könnte ich wieder eine Woche lang frei atmen.

Ich hatte mir ganz umsonst den Kopf zerbrochen, ganz umsonst in der Nacht kein Auge zugetan.

Ich ließ noch einmal kochend heißes Wasser in die Pfanne laufen, tat einen Schuss Spülmittel dazu und stellte sie auf der Spüle ab. Ich musste sie einweichen, sonst wurde das nie etwas. Die Menge an Geschirr, die ich jeden Mittag spülen musste, war erstaunlich. Zu den ersten Geräten, die ich benutzen würde, wenn wir demnächst eine richtige Küche hätten, gehörte auf jeden Fall eine Spülmaschine.

Ich hörte Eric die Treppe hinaufgehen. Oben fing jemand an, Fliesen zu schneiden. Die Maschine kreischte und knatterte so laut, dass sie das Radio übertönte.

Plötzlich stand Peter hinter mir.

Ich erschrak, fing mich aber schnell wieder. Wie gewöhnlich drehte ich mich um, in der Erwartung, dass er mit seinen großen Händen meine Oberarme umfassen, mich dreimal nachdrücklich zum Abschied küssen und »*au revoir*« sagen würde.

In seinen Augen war eine sonderbare Glut, die mich beunruhigte. Er sagte kein Wort, sondern blieb einfach nur stehen, ganz dicht vor mir. Um die Situation zu entspannen, ergriff ich selbst die Initiative und hielt ihm meine Wange hin.

Als ich seine Hand auf meiner Hüfte spürte, seine Finger, die sich langsam nach oben, zu meiner Taille vortasteten, blieb ich im ersten Moment wie angewurzelt stehen. Dann wich ich zurück, als hätte er mir in die Magengrube geschlagen.

Eindringlich, fast schon spöttisch sah er mich an. »Sonst stellst du dich doch auch nicht so an, oder?« Er hatte ganz leise gesprochen, aber mit einem nicht zu überhörenden drohenden Unterton. Er tat einen Schritt vor und drängte mich dabei an die Spüle in meinem Rücken.

Oben ging das Gesäße und Gesinge weiter, als wäre nichts geschehen.

Er grinste. »Oder stehst du vielleicht eher auf unerfahrene kleine Jungs als auf echte Männer? Hast du vielleicht Angst, Simone? Vor echten Männern?«

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Was sollte ich tun? Ihn schlagen? Ihm das Knie in den Schritt rammen? Schreien? Eric rufen? Wenn Eric mich hörte, würde Peter ihm erzählen, was er gesehen hatte, und wenn ich nichts tat, machte er vielleicht weiter. Peter sah mich an. Sein Gesichtsausdruck hatte etwas Wahnsinniges an sich. Mein Gott, er wollte mich doch wohl nicht ...

Ich konnte mich kaum rühren. Mein Magen verkrampfte sich, und mein Atem ging schneller.

Herrisch umklammerte Peter mit der Hand meinen Kiefer und hielt mich unnötig brutal fest. Dann zog er mich an sich und küsste mich mitten auf den Mund.

»Tschüss, Mutter Theresa, bis zum nächsten Mal.« Er wandte sich ab und ging auf die Diele zu. Im Türrahmen drehte er sich noch einmal um.

Energisch wischte ich mir mit dem Ärmel über den Mund. Demonstrativ.

»Ach ja ... vielleicht arbeite ich hier morgen noch mal einen Tag mit.«

Wir saßen in unserem provisorischen Wohnzimmer. Die Kinder lagen im Bett. Im Fernsehen lief eine

englische Serie über zwei Freunde - einer davon ein indischer Sikh -, die in den Bergen der Ardèche ein Haus gekauft hatten, eine totale Bruchbude. Eric trank einen roten Bordeaux und gab zu allem, was die beiden taten, zu jedem Fehler, den sie machten, seinen Kommentar ab. Der elektrische Ofen glühte. Draußen war es dunkel und sehr stürmisch.

Eric hatte ständig ein Grinsen im Gesicht, und als die französischen Arbeiter, die die englischen Freunde sich gesucht hatten, eines Morgens einfach nicht mehr auftauchten, brach er regelrecht in Gelächter aus.

»Topunterhaltung, Simone! Die Serie ist einfach großartig! Na, zum Glück haben wir das besser hingekriegt als diese beiden Stümper ...«

Ich fühlte mich zu keinerlei Reaktion bemüht. Stattdessen ließ ich die Ereignisse des Tages vor meinem inneren Auge Revue passieren und suchte nach dem Faden, dem ich nur zu folgen brauchte, um aus diesem Labyrinth herauszufinden.

Es gelang mir nicht, oder vielleicht war ich auch zu durcheinander, um darauf zu kommen. Ich hatte mich noch nie so einsam gefühlt, so leer. Und mehr denn je machte es mir jetzt zu schaffen, dass ich niemandem mein Leid klagen konnte.

Ich nahm mir vor, nächsten Freitag doch wieder zu Michel zu fahren. Und sei es nur um ihn zu fragen, warum er am Sonntag nicht aufgetaucht war. Außerdem wollte ich ihn damit konfrontieren, wie Peter sich heute mir gegenüber verhalten hatte, wollte ihm erzählen, dass ich mich bedroht fühlte, und zwar ziemlich heftig. Wenn Michel ihn dann immer noch toll fand, war die Sache klar. Oder zumindest ein bisschen klarer.

Ich blätterte im Wörterbuch, suchte den französischen Ausdruck für »bedrohen« und übte im Stillen ein paar Sätze für Freitag ein.

»Meine Güte, sogar ich kann das besser«, rief Eric.

Ich hob den Blick und sah im Fernsehen den grauhaarigen Engländer, eindeutig ein älteres Semester, mit hochrotem Kopf Steine durch die Gegend schleppen. Dann kam Werbung.

Eric stand auf. »Ich hol uns noch eine Flasche Wein.« Er ging nach unten.

Ich stand auf, um die Tür hinter ihm zu schließen, damit die Wärme nicht aus dem Raum hinauszog, überlegte es mir dann aber anders und ging ebenfalls die Treppe hinunter. Ich hatte plötzlich enorme Lust auf eine Tasse heißen Tee.

Es war wirklich verdammt kalt. Isabelle und Bastian, die jetzt in ihren Pyjamas unter doppelten Decken schliefen, taten mir richtig leid. In den Niederlanden war eine Zentralheizung etwas völlig Normales gewesen.

Hier war nichts mehr normal.

In der Küche plagte Eric sich mit einem Korkenzieher ab. Als ich den Wasserkessel mit einem halben Liter Mineralwasser aus dem Kühlschrank füllte, sah er auf.

»Tee? Bist du sicher, dass du nicht krank bist, Simone?«

Bleu strich ihm um die Beine. Unserem Vierbeiner machte die Kälte nichts aus. Er wollte nicht einmal im Wohnzimmer vor dem Ofen liegen.

»So richtig fit fühle ich mich nicht«, sagte ich matt.

Das Telefon klingelte.

»So spät noch?«, brummte Eric und nahm ab.

Nach meiner Uhr war es halb zwölf.

Eric nannte seinen Namen, einmal, noch einmal. Dann sagte er mehrmals »hallo« und legte schließlich wieder auf.

Ich sah ihn fragend an. Er zuckte mit den Schultern. »Nichts. Falsch verbunden, nehme ich an ...« Er

grinste und gab mir einen freundschaftlichen Klaps auf den Po. »Oder es ist dein heimlicher Geliebter.«

Ich murmelte etwas und drehte mich zum Gaskocher um. Mein Blutdruck schoss in die Höhe, und während ich nach einem Teebeutel suchte, zitterten meine Finger. Michel hatte unsere Nummer nicht. Wir standen noch in keinem einzigen Telefonverzeichnis.

Es gab nur einen einzigen Menschen, der unsere Nummer kannte und dem ich zutraute, dass er um diese Zeit noch anrief: Peter.

Der Gang unseres Zellenblocks ist gefliest, grelle Neonbeleuchtung, Metalltüren mit Schiebeluken auf Augenhöhe.

Ich höre jemanden schreien. Der Polizist, der mich begleitet, achtet nicht darauf.

Hinter uns hämmert jemand unaufhörlich gegen eine der Zellentüren.

Am Ende des Gangs befindet sich eine Gittertür. Dahinter steht ein weiterer Polizist. Auf seinem Rücken hängt ein Gewehr.

Die Panik kehrt mit ganzer Heftigkeit zurück. Mein Herz scheint schneller zu schlagen. Mein Mund wird trocken.

Der Polizist hinter der Gittertür mustert mich vom Scheitel bis zur Sohle, tauscht mit meinem Bewacher einen Blick des Einverständnisses aus und öffnet die Tür. Wir kommen in einen grell erleuchteten Durchgangsraum mit Systemdecke und Wänden in fahlem Beige. Hinter uns hämmert immer noch jemand in regelmäßigem Rhythmus gegen die Zellentür. Nachdem wir links abgebogen sind, verklingt der Lärm. Ein Flur mit Linoleumboden, an einer Seite eine Pinnwand, ein paar Dienstpläne.

Gestern Abend muss ich auch hier entlanggegangen sein, wo sonst, aber ich kann mich an nichts mehr erinnern. Mechanisch setze ich einen Fuß vor den anderen. Es ist fast, als würde ich schweben oder auf Kissen laufen. Das Herz hämmert mir wie wild im Brustkorb.

Sie wollen mich verhören. Jetzt ist es so weit.

Es riecht nach Kaffee. Der Geruch ist so widerlich, dass ich das Gesicht verziehe und würgen muss. Die Anspannung hat meinen Körper völlig durcheinandergebracht.

Der Polizist bleibt stehen, vor einer Tür auf der rechten Seite. Er öffnet sie und bedeutet mir mit einem kurzem, herrischen Nicken, dass wir an unserem Ziel angekommen sind.

Ich gehe hinein.

Dienstagvormittag, Viertel vor zwölf. Im Ofen standen zwei Schalen mit Sauerkrautauflauf, dessen Rand langsam knusprig wurde. Ich hatte mir einen Bodywarmer über den Pullover gezogen, war aber immer noch völlig durchgefroren. Es schien, als atmeten die Wände selbst Frost aus.

Peter war oben bei der Arbeit. Ich hörte, wie er mit der Stimme gegen den Lärm des Fliesenschneiders anzukommen versuchte. Seine Anwesenheit machte mich enorm nervös. Nach unserer gestrigen Konfrontation war ich heute auf einiges gefasst. Meine Hände zitterten schon seit Tagen. Die Kinder fertigte ich ständig mürrisch ab, nur um mich hinterher ausgiebig bei ihnen zu entschuldigen. Essen konnte ich auch fast nichts mehr. Bestimmt hatte ich schon enorm abgenommen.

Das Geratter des Fliesenschneiders verstummte. »Jungs, Essen ist fertig - *manger!*«, rief ich nach oben.

Mit dem weißen Staub, der in die Diele gerieselte kam und aussah wie Sprühregen, drangen auch ein paar Antworten zu mir herunter.

Ich nahm zwei Handtücher, um die dampfenden, glühend heißen Schalen zum Tisch zu bringen. Die Teller hatte ich in eine Schüssel mit warmem Wasser gelegt, um sie warm zu halten. Ich trocknete sie flüchtig ab, stellte sie auf den Tisch und nahm noch zwei Flaschen Wasser und einen Orangensaft aus dem Kühlschrank. Um etwas zu tun zu haben, spülte ich schon mal ein paar Töpfe ab. Die Jungs kamen einer nach dem anderen in die Küche, um sich die Hände zu waschen. Peter war einer der letzten, mit Eric im Schlepptau.

Erst als sich schon alle an den Tisch gesetzt hatten, ging ich in die Diele zurück. Peter saß neben Eric, die Antoines einander gegenüber, und neben Louis war noch ein Platz frei.

Ich wartete, bis alle anderen sich aufgetan hatten, bevor ich mir selbst etwas nahm. Den Saft wagte ich nicht anzurühren, weil meine Hände so stark zitterten, dass ich bestimmt etwas verschüttet hätte.

Zunächst entspann sich ein zähes Gespräch über die Fortschritte der Arbeiten an unserem Haus. Dann erzählte Pierre-Antoine ein paar Anekdoten von anderen Baustellen, auf denen Antoine und er im letzten Jahr gearbeitet hatten.

Nichts Aufsehererregendes.

Als von dem Essen fast nichts mehr übrig war, ging ich in die Küche, um Kaffee aufzusetzen.

Bei meiner Rückkehr hatten sie das Thema gewechselt. Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken, als mir klar wurde, worum es ging: Ehen und Beziehungen mit großen Altersunterschieden.

»Paare mit besonders großem Altersunterschied«, sagte Eric, »gibt es in unserem Bekanntenkreis gar nicht, glaube ich.«

»Ich kenne eines«, sagte Louis. »Ein guter Freund von mir hat eine Frau, die zehn Jahre jünger ist.«

»Funktioniert das?«, fragte Pierre-Antoine.

Louis legte Messer und Gabel weg und zog eine zerknüllte Tabakpackung aus der Seitentasche seiner Hose. »Bei den beiden schon. Er ist schon immer ein bisschen *ado* gewesen. Nie erwachsen geworden.«

Mit *ado* meinte er *adolescent*, ein Wort, das hier ständig überall zu hören war und Jugendliche zwischen zwölf und etwa achtzehn Jahren bezeichnete. Sowie Erwachsene, die sich unreif benahmen.

»Man sieht das aber häufig«, bemerkte Antoine, »Männer mit jüngeren Frauen. Andersherum kommt es nicht so oft vor.«

»Madonna hat doch dauernd Männer, die viel jünger sind als sie«, sagte Pierre-Antoine.

»Die führt auch kein normales Leben.«

»Kennst du jemanden, der ein normales Leben führt?«

Antoine zuckte mit den Schultern. »Jedenfalls niemanden mit so viel Geld.«

Unwillkürlich fing ich an zu rechnen. Ich wusste nicht, wie alt Michel war. Es war nie zur Sprache gekommen, und ich hatte ihn nie gefragt. Ich schätzte ihn auf etwa zwanzig, womit er zehn Jahre jünger wäre als ich. Wenn ich richtiglag, war er gerade erst zur Welt gekommen, als ich schon zum ersten Mal alleine zu Popkonzerten durfte und meinen ersten Freund küsste. Unglaublich.

»Wie weit seid ihr beide eigentlich auseinander?«, fragte Peter plötzlich Eric. Ganz kurz sah er mich an, was niemand bemerkte, aber mich noch wachsamer machte, als ich ohnehin schon war.

»Simone und ich? Äh ...« Eric sah mich schafsköpfig an. »Ungefähr ... zwei Jahre, glaube ich.«

»Bist du älter als sie?«

»Nein, umgekehrt.«

»Ah«, sagte Peter und lehnte sich zufrieden zurück. »Das dachte ich mir schon.«

»Wie meinst du das?«, fragte Eric.

»Dass du eine Frau hast, die auf jüngere Männer steht. Vielleicht sogar auf beträchtlich jüngere.«

Eric hob die Brauen, sah mich fröhlich an und deutete mit dem Kopf auf Peter, als wollte er sagen: Hast du das gehört? So ein Spinner, was?

Er hatte wirklich nicht die blasseste Ahnung, was sich zwischen Peter und mir abspielte.

Eine stabile Ehe, die ruhig vor sich hin plätscherte, ohne große Turbulenzen, Probleme und Streitereien. Wie hätte er da etwas ahnen sollen?

Eigentlich hätte ich etwas erwidern müssen. Einen Scherz machen, damit die Leute lachten, und dann schnell zu einem anderen Thema überleiten. Ein paar geschickt gewählte Worte, einige wenige Sätze in taktisch kluger Reihenfolge mit der passenden Miene dazu. Jeder, der auch nur über ein Minimum an Sozialkompetenz verfügte, hätte das ohne Weiteres hinbekommen.

Ich nicht. Nicht jetzt.

Ich stand auf, ging in die Küche und tauchte hinter die Tür des Kühlschranks ab, verschanzte mich regelrecht dahinter und versuchte, mir selbst Mut zu machen. Noch einmal wegzulaufen, wie letzten Montag, konnte ich mir nicht erlauben. Eric hatte mich im Nachhinein darauf angesprochen. Er hatte es sehr unhöflich gefunden, dass ich einfach so vom Tisch aufgestanden war.

Mit der Kaffeekanne, ein paar leeren Bechern sowie Milch und Zucker kehrte ich zurück. Meine Hand zitterte, als ich den Kaffee einschenkte. Erst nachdem ich mich wieder gesetzt hatte, riskierte ich einen schüchternen Blick in Peters Richtung. Ein Lächeln umspielte seine Lippen, und seinen Blick konnte man durchaus als dämonisch bezeichnen.

Louis fing an, über seinen Wohnwagen zu reden, der ein Leck habe, er wollte sich gern ein Stück Plane von Peter leihen. Antoine saß da und gähnte, er erzählte, dass es gestern spät geworden sei bei ihm, er sei noch auf ein Glas zu einem Freund gegangen und dann dort hängen geblieben. So ging es weiter, bis es zwei Uhr war und die Jungs wie vorprogrammierte Roboter ganz von selbst aufstanden und die Treppe hinaufschlurften.

Peter folgte ihnen.

Während ich die Teller und Schüsseln abräumte, kam immer mehr Wut in mir hoch. Meine Angst wich einer gewissen Empörung, einem Trotz. Dies hier war mein Haus, und es war meine Küche. Nur wegen Peter fühlte ich mich hier nicht mehr in Sicherheit. Wie ein verängstigtes Kaninchen schlich ich durch mein eigenes Zuhause, scheu um mich spähend.

Hatte ich dazu Anlass? Nach den Handgreiflichkeiten und den sonderbaren Blicken, die er mir zuwarf, glaubte ich das langsam wirklich. Auch hegte ich keinerlei Zweifel, dass niemand anders als er gestern Abend so spät noch angerufen hatte. Aber was wollte er damit erreichen? War er so krank im Kopf, dass

er das lustig fand? Oder war er vielleicht eifersüchtig? Als er mich in der Nacht nach dem Fest zusammen mit Michel gesehen hatte, hatte er auch schon komisch geguckt, aber nichts weiter gesagt. War es nicht typisch männlich, in solchen Augenblicken neidisch zu werden? Lag seinem Handeln irgendeine Frustration zu Grunde?

Das war gut möglich. Ausschließen wollte ich nichts mehr.

Je länger ich jedoch nachdachte, desto mehr bekam ich das Gefühl, dass er irgendetwas im Schilde führte, dass es hier um mehr ging als bloß um spontane Reaktionen eines kranken, frustrierten Egos.

Wenn Peter wirklich psychisch krank wäre, könnte er nicht über einen so langen Zeitraum hinweg vierzig Personen an sich binden, Vorstrafen hin oder her, und alle derart für sich einnehmen, uns inbegriffen. Das war logisch.

Also musste mehr dahinterstecken. Irgendetwas wollte er von mir. Und eines wurde mir immer klarer: Ich musste etwas unternehmen.

Die Rue Charles de Gaulle lag wie ausgestorben da. Im Sommer steckte diese Stadt voller Leben. Jetzt, da der Winter anbrach, saßen offenbar alle zu Hause am warmen Ofen. Auf der Straße war jedenfalls weit und breit niemand zu sehen.

Ich stellte den Volvo in der Seitenstraße ab und betrat den Wohnblock. Auf der Treppe begegnete ich niemandem, der Flur war auch menschenleer. Dreimal klopfte ich an Michels Zimmertür. Lauschte. Nichts.

Ich klopfte noch einmal an, diesmal kräftiger.

Keinerlei Reaktion.

Hatte er vom Fenster aus meinen Wagen gesehen und tat jetzt so, als wäre er nicht da? Nein, das konnte nicht sein, das Auto stand weiter weg.

Ich sah auf die Uhr. Halb neun.

Vielleicht saß er irgendwo in einer Kneipe, oder er war in Brunos Zimmer.

Oder war er bei Peter?

Ein Geräusch riss mich aus meinen Gedanken. Ein magerer junger Typ mit Pferdeschwanz und glasigem Blick huschte wie ein Schatten hinter meinem Rücken vorbei. Er öffnete die Tür nebenan.

»Pardon«, sagte ich.

Er hielt inne und sah mich an, wobei er die Augen zusammenkniff, als fiele es ihm schwer, mich richtig mit dem Blick zu fixieren. Als hätte er irgendwelche Medikamente genommen. Oder Drogen. Vielleicht auch Alkohol. Oder alles auf einmal.

»Weißt du vielleicht, ob Michel zu Hause ist?«, fragte ich. »Oder ... ob er gleich noch kommt?«

Uninteressiert schüttelte er den Kopf und verschwand ohne ein weiteres Wort hinter seiner Tür.

Ich ging die Treppe wieder hinunter und draußen auf die andere Straßenseite, von wo aus man in Michels Zimmer hineinschauen konnte. Die Gardinen waren zugezogen, das Licht war aus. Was jetzt? Bis halb zehn warten? Vielleicht kam er ja noch.

Ein rauer Wind fegte dürre Herbstblätter und Papierreste zwischen den Häusern vor sich her, wirbelte sie über dem Asphalt auf.

Fröstelnd zog ich die Mantelaufschläge enger zusammen. Blickte noch einmal zu dem dunklen Fenster, dann wieder zum Eingang.

Knatternd fuhr ein Motorroller vorbei. Aus der anderen Richtung näherte sich ein Auto. Ich zog mich in eine Türnische zurück. Unablässig ging mir alles Mögliche durch den Kopf. Dass Michel bei Freunden war oder irgendwo in einer Kneipe saß und erst gegen Mitternacht nach Hause kommen würde. Dass er eine Freundin hatte - das Mädchen von dem Fest - und bei ihr eingezogen war. Dass er schlief und mein

Klopfen an der Tür nicht gehört hatte. Vielleicht war er auch einkaufen gegangen; dann konnte er jeden Moment wieder auftauchen.

Allmählich wurde mir wirklich kalt. Wahrscheinlich war es ohnehin ein ziemlich hoffnungsloses Unterfangen, hier auf der Straße zu warten. Schon wieder hätte ich mich ohrfeigen können, weil ich Michel nie nach seiner Handynummer gefragt hatte.

Nach einer halben Stunde ging ich zum Auto zurück.

Ab und zu sprach meine Mutter weise Worte, die sie vermutlich bei dem Psychologen aufgeschnappt hatte, zu dem sie einmal im Monat ging - und dem sie zweifellos alles erzählte, was sie mir vorenthielt. Als mich einmal die Bemerkung einer Freundin in Rage gebracht hatte, sagte sie zum Beispiel: »Auf die Taten und Worte anderer Menschen hat man keinen Einfluss. Selbst entscheiden kann man bloß, wie man darauf reagiert. Kontrollieren kann man immer nur sich selbst.«

»Opa und Oma haben heute Morgen angerufen.«

Isabelle und Bastian sahen Eric erwartungsvoll an. Es war Mittwoch, der einzige Tag, an dem sie morgens allein zur Schule mussten.

»Sie kommen dieses Wochenende nach Frankreich«, erklärte Eric.

»Super!« Bastian war begeistert. »Bringen sie uns Geschenke mit?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Eric.

»Geht es denn deiner Mutter wieder besser?«, fragte ich.

»Zumindest so weit, dass sie sich die Reise zutraut. Aber sie kommen bloß übers Wochenende.«

Zu Mittag gab es Tiefkühlpizza. Louis und die beiden Antoinen waren über diese kulinarische Bankrotterklärung alles andere als glücklich. Die Stücke, die sie sich abschnitten, wurden immer kleiner.

»Wann kommen sie denn?«, fragte Isabelle.

»Noch zweimal schlafen.« Eric wandte sich wieder an mich. »Sie fahren morgens los, also werden sie so gegen sechs hier sein, schätze ich. Wenn du Freitag etwas Leckeres kochst, könnten wir am Samstag auswärts essen gehen. Das haben wir lang nicht mehr gemacht.«

»Gute Idee«, sagte ich leise.

Ich überlegte, wie ich wohl den Besuch meiner Schwiegereltern mit meinem Vorhaben, am Freitagabend alleine weg zu sein, in Einklang bringen konnte. Ich wollte mit Michel reden. Außerdem wollte ich am Wochenende zu Peter fahren. Montag käme er ja schon wieder her, und ich wollte ihm zuvorkommen.

»Ich will aber Freitagabend noch in die Stadt, zum Einkaufen.«

Eric sah mich verärgert an. »Warum machst du das nicht heute? Nimm am besten die Kinder gleich mit, dann können wir hier in Ruhe durcharbeiten.«

»Eric«, sagte ich so ruhig wie möglich, »freitagabends zum Einkaufen in die Stadt ist, seit wir hier wohnen, meine einzige Abwechslung.«

»Dann fahr doch morgen Nachmittag nach dem Essen. Du kannst nicht einfach verschwinden, wenn meine Eltern hier sind. Jedenfalls nicht, wenn sie bloß für ein paar Tage kommen.«

»Das ist doch wohl nicht dein Ernst«, regte ich mich auf. »Wenn ich hier abgewaschen und aufgeräumt habe, ist es sowieso schon halb drei, dann bin ich um drei in der Stadt, und um vier muss ich wieder zurück sein, weil dann die Kinder kommen.«

Grimmig kaute Eric auf seiner Pizza. »Und das kannst du nicht ein einziges Mal verschieben? Meine Eltern fahren tausend Kilometer im Auto hierher, um uns zu besuchen, und du musst unbedingt alleine in die Stadt.«

Ich aß noch ein Stück Pizza und wischte Isabelle ein bisschen rote Soße vom Kinn.

Wenn ich auf meinem Standpunkt beharrte, lief es auf einen Streit hinaus.

»Na ja«, sagte ich, »vielleicht hast du Recht ... wir können ja mal sehen.«

»Da fällt mir ein«, sagte Eric schon etwas ruhiger, »kannst du meine Mutter noch mal anrufen? Ich hab vergessen, ihr zu sagen, dass sie Satésauce mitbringen soll. Und Schokoflocken fürs Frühstück.«

Ich murmelte, dass ich ihr Bescheid sagen würde. Mein Blick war auf das Handy von Louis gefallen, das neben seinem Teller auf dem Tisch lag.

»Darf ich mal sehen?« Ohne die Antwort abzuwarten, griff ich danach und suchte im Menü nach dem Adressbuch.

»Das ist ein ganz altes Ding«, sagte Louis.

»Aber schon praktisch«, sagte ich.

Rasch hatte ich Michels Handynummer gefunden.

»Darf ich auch?«, fragte Bastian.

»Gleich.«

Ich versuchte, mir die Nummer einzuprägen. Die ersten beiden Ziffern brauchte ich nicht, die waren immer gleich. Ich war noch dabei, mir die ersten drei einzuschärfen, als die Zahlen verschwanden und stattdessen der Name Michel im Display aufleuchtete. Im nächsten Moment war wieder die Nummer zu sehen: 5-3-9 ... das Display erlosch.

Verdammt!

Ich drückte die Menütaste, damit die Anzeige wieder aufleuchtete, und suchte noch einmal nach der Nummer. 5-3-9-3-5 ... wieder weg.

»Seit wann interessierst du dich denn für Handys?«, hörte ich Eric fragen.

»Bei meinem ist der Akku immer so schnell leer. Ich glaube, ich brauche ein einfacheres Modell.«

5-3-9-3-5-8 ... weg. Was war das denn für ein Schrottding?

»Und jetzt willst du so eins?«

»Vielleicht.«

»Das von Louis ist steinzeitlich, Simone. Das ist gar nicht mehr zu bekommen, schätze ich.«

Ich murmelte irgendetwas und konzentrierte mich auf die letzten beiden Ziffern. Kehrt dann schnell zum Hauptmenü zurück.

Unter lautem Protest Bastians schob ich das Telefon wieder zu Louis hinüber, stand auf und ging in die Küche, wo ich mir einen Stift und einen Kaffeefilter nahm. Weil ich mir nicht hundertprozentig sicher war, schrieb ich gleich mehrere, verschiedene Zahlenkombinationen auf. Ohne dass die Arbeiter, die Kinder oder Eric es sehen konnten, faltete ich den Kaffeefilter zusammen und steckte ihn mir in den Socken.

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Ich hatte einen kleinen Sieg errungen.

Als es auf zehn Uhr zuing, hatte ich die Kinder gerade ins Bett gebracht. Eric ließ die Badewanne volllaufen. Unser Badezimmer war funkelnagelneu. Fliesen und Becken glänzten im Licht der Halogenstrahler.

In meinem Socken steckte immer noch der Kaffeefilter.

Eric umarmte mich und streichelte meinen Rücken. »Was meinst du? Wollen wir unser neues Bad einweihen?«

Ich küsste ihn leicht auf den Mund und entzog mich seiner Umarmung.

»Ich gehe noch kurz vor die Tür. Bleu muss noch mal raus.« Im Türrahmen wandte ich mich noch einmal um. »Nicht, dass du verschwindest, ich bin gleich wieder da!«

Eric warf mir eine Kussband zu.

Wie ich mich aufführte, war geradezu erschreckend.

Am Fuß der Treppe stand Bleu und wedelte mit dem Schwanz. »Komm, raus mit dir, *viens!*«

Ich öffnete die Tür. Draußen war es kalt und dunkel, aber das interessierte mich nicht. Ich konnte es kaum erwarten, die verschiedenen Zahlenkombinationen, die ich mir aufgeschrieben hatte, in mein Handy zu tippen. Ich wollte Freitagabend unbedingt zu Michel, mich mit ihm aussprechen, aber bevor ich dafür eine schwere Ehekrise in Kauf nahm, wollte ich zumindest sicher sein, dass er auch zu Hause wäre.

Bleu schnellte augenblicklich davon. Den würde ich innerhalb der nächsten halben Stunde nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Ich fischte mein Handy aus der Tasche und ging durch den Torbogen an die Seite unserer Scheune. So konnte Eric mich, falls er aus dem Fenster schaute - die Wahrscheinlichkeit war denkbar gering -, zumindest nicht sehen.

Ich bückte mich, zog den Kaffeefilter aus meiner Socke und ließ den fahlen Schein des aufleuchtenden Displays darauf fallen.

Mit rasendem Herzen probierte ich die erste Nummer. Am anderen Ende meldete sich ein aufgeregter Franzose, der nicht Michel hieß und auch keinen Michel kannte. Beim zweiten Versuch erreichte ich eine Automatenstimme, die unbeteiligt mitteilte, die gewählte Nummer sei zurzeit nicht erreichbar, ich solle es zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal probieren. Die dritte in krakeliger Schrift auf dem Filter notierte Zahlenfolge brachte mich in Kontakt mit einem jungen Mädchen, oder zumindest klang ihre Stimme jung. Ich konnte nichts dagegen tun, dass ich sofort einen Stich von Eifersucht verspürte, dass mir gleich alles Mögliche vor Augen stand. In herrischem Tonfall brachte ich etwas heraus wie »Kann ich bitte mit Michel sprechen?«

Das Mädchen war anscheinend aufrichtig verwirrt, sie kannte überhaupt keinen Michel.

Blieb also die zweite Nummer, die zurzeit nicht erreichbare. Ob es tatsächlich seine war? Dass er gerade keinen Empfang hatte, war durchaus möglich. Das war mir hier selbst schon oft passiert. Die alten Häuser, unseres inbegriffen, hatten extrem dicke Wände von bis zu einem Meter Tiefe. Sie bestanden aus Natursteinen, die die Bauern vor Hunderten von Jahren, lange vor der Industriellen Revolution, einzeln zusammengesammelt und in Lehm gepresst hatten. Für moderne Kommunikationsmittel waren solche Wände nicht ausgelegt. Es drang einfach kaum ein Signal durch sie hindurch.

Ich versuchte es noch einmal - wieder nichts. Dann speicherte ich die Nummer unter dem Namen »Michelle« im Adressbuch. Um wirklich hundertprozentig sicherzugehen und keine Spuren zu hinterlassen, löschte ich auch die Liste der gewählten Rufnummern. Rückverfolgung ausgeschlossen. Später musste ich auf jeden Fall die Orange-Rechnung mit dem Einzelverbindungs nachweis abfangen.

Mit einem Pfiff rief ich Bleu. Im nächsten Augenblick kamen zwischen den Sträuchern seine wolfsartigen Konturen zum Vorschein. Zusammen gingen wir zurück.

Draußen hörte ich das Telefon klingeln. Es war bestimmt schon halb elf.

Ich ging hinein und schloss die Tür hinter mir. In der Küche blieb ich stehen und zögerte. Dann nahm ich den Hörer ab.

Im selben Moment wurde am anderen Ende die Verbindung unterbrochen.

Es war Samstagnachmittag, fünf Uhr, und ich war krank. Jedenfalls hatte ich das vorgeschützt. Niemand hatte daran gezweifelt.

Gestern Abend war ich tatsächlich krank gewesen. Als Erics Eltern unsere Zufahrt entlangfuhren, hatte ich mit Sodbrennen im Bett gelegen und geglaubt, ich könnte jeden Augenblick sterben. Schwindel, Fieber, Benommenheit. Eric wollte einen Arzt rufen, aber ich hatte ihm versichert, es sei nichts Ernstes. Ich brauchte keinen Arzt, der mir sagte, was ich auch selbst wusste: dass mir einfach alles zu viel geworden war. Die Umstellung auf ein anderes Land, eine andere Sprache und Kultur, die vielen neuen Eindrücke, der Mangel an sozialen Bezugspunkten, die Kälte, meine Sorgen um die Kinder und der an allen Ecken und Enden fehlende Komfort, aber - wenn ich ehrlich war - vor allem die Anspannung. Unablässig musste ich stark sein, um der Kinder willen, aber auch um Erics willen, während ich innerlich laut weinte und schrie. Hinzu kam, dass ich in den letzten Wochen nicht viel gegessen hatte, und gestern Abend hatte mir mein Körper schließlich unmissverständlich signalisiert: bis hierher und nicht weiter.

Aber irgendwie musste es weitergehen.

Heute Morgen hatte ich mich schon etwas besser gefühlt, aber beschlossen, weiter krank zu spielen.

Mit gespitzten Ohren lag ich im Bett und lauschte darauf, dass Eric draußen den Wagen anließ. Er fuhr mit seinen Eltern und den Kindern in die Stadt. Sie würden einkaufen und später auswärts essen gehen. Vor neun Uhr abends wären sie nicht zurück.

Ich sprang aus dem Bett, rannte zum Fenster und schaute nach draußen. Das Auto meiner Schwiegereltern fuhr gerade unsere Zufahrt hinauf, zur oberhalb von unserem Grundstück gelegenen Straße. Ich dankte dem Himmel.

Innerhalb von fünf Minuten hatte ich mich angezogen, die Autoschlüssel von der Spüle genommen und war zum Volvo hinuntergelaufen.

Peters Wagen stand am Ende seiner Zufahrt. Daneben war ein weißer Lieferwagen geparkt. Hatte Claudia ein eigenes Auto? Das wusste ich nicht. Ich konnte nur hoffen, dass ich Peter alleine antreffen würde.

Aber gleich würde ich es wissen.

Ich parkte neben Peters Landrover und stieg aus. Meiner Entschlossenheit zum Trotz zitterten mir die Hände.

Zu klingeln brauchte ich nicht. Noch ehe ich das Treppenpodest erreicht hatte, erschien Peter im Türrahmen. Er trug eine Bundfaltenhose und ein rotes Sweatshirt mit V-Ausschnitt.

»Mit dir hatte ich schon viel eher gerechnet«, sagte er. »Komm rein.«

Drinne war es dunkel. Auf dem glänzenden Holzboden knarrten unsere Schritte. Im Wohnzimmer deutete er auf das Sofa.

»Setz dich doch. Möchtest du etwas trinken?«

»Nein, *merci*.«

Bei der Anrichte schenkte er sich selbst ein Glas Whisky ein. Unsicher sah ich mich um. Das Haus sah völlig anders aus als bei dem Fest, so ganz ohne Leute, Musik, Kerzen und Lampions. Es herrschte eine düstere, fast schon unheimliche Stimmung. Der dunkelrote Samtbezug des Sofas war verschlissen, der Couchtisch staubig, auf dem Lack zeichneten sich Ringe ab. In einer Mauernische standen verwelkte Blumen in einer leeren Vase mit Kalkablagerungen.

»Ihr habt es wirklich schön hier«, sagte ich, um das Eis zu brechen. Schließlich hielt er hier die Zügel

in den Händen, nicht ich.

Peter brummte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart und drehte sich zu mir um. Sein Gesicht konnte ich fast nicht erkennen, weil durch die ockerfarbenen kleinen Fenster so wenig Tageslicht kam.

»Als ich hier vor sieben Jahren gelandet bin, war dieses Haus eine Ruine. Ein verfallenes kleines Palais, mit ein paar morschen, eingestürzten Nebengebäuden. Nichts wert. Die ganze Region war zurückgeblieben. Es gab keine Arbeit, keine Geschäfte, alle zogen hier weg. Ich habe es für den Grundpreis bekommen. Das Geld für den Kauf und die Sanierung hab ich mir von einem Freund geliehen, ich selbst hatte nämlich nichts. Keinen Franc, *riens*.« Peter drehte sich zum Fenster um und schaute nach draußen.

Ich hielt die Luft an, wagte kaum noch, mich zu rühren.

Dies war eine Einleitung. Aber zu was? Peter hatte dieses Gespräch eindeutig besser vorbereitet als ich.

»Es gibt Leute, denen es besser ergeht«, bemerkte er und nahm einen Schluck von seinem Whisky. »Die haben ihr Haus in den Niederlanden oder England verkauft und dabei einen fetten Gewinn gemacht. Die kaufen von ihrem eigenen Geld hier eine Bruchbude und lassen sie von Leuten wie mir in Schuss bringen. Alles ohne Darlehen, als ob es bloß Peanuts wären. Überleg mal, wie reich man dafür sein muss. Jedenfalls um einiges reicher, als ich damals war.«

Peter sprach nicht von irgendwelchen allgemeinen Verhältnissen, sondern das Ganze war auf uns gemünzt. Wir hatten unser Haus in den Niederlanden tatsächlich mit so viel Gewinn verkauft, dass wir in der Lage gewesen waren, unser hiesiges bar zu bezahlen. Und dann war noch genug für die Sanierung übrig geblieben. Selbst wenn wir im ersten Jahr noch keine Gäste für unsere *chambres d'hôtes* hätten, würde das nicht viel ausmachen. Woher wusste Peter eigentlich, dass wir für das Haus und die Sanierung keinen Kredit aufgenommen hatten? Hatte Eric ihm das gesagt? Gut möglich. Zugleich fragte ich mich, was wir Theo und Betty eigentlich genau erzählt hatten. Auch mit ihnen hatten wir über Geld gesprochen, soweit ich mich entsinnen konnte.

Peter breitete die Arme aus, als wollte er den Raum umfassen. »Dieses Haus, Simone, ist mein kleines Schloss, mein Heimathafen. Hier will ich alt werden. Ich habe in meinem Leben Dinge getan, die ...«, er seufzte und spitzte bedächtig die Lippen, sah mich aber immer noch nicht an. »... Sagen wir mal: Ich habe ein bewegtes Leben hinter mir, und hier habe ich endlich Ruhe gefunden. Nach all den Jahren. Ich bin durch Schaden klug geworden, durch Schaden und Schande, genauer gesagt. Mit der Schande kann ich leben, aber der Schaden ... ja, der Schaden wiegt schwerer.«

Er unterbrach sich und nahm einen Schluck von seinem Whisky. Schwenkte die Flüssigkeit im Glas. Meine Augen hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt. Erst jetzt fiel mir auf, wie müde er aussah. Er hatte Ringe unter den Augen und Falten im Gesicht, die ich bislang nicht an ihm bemerkt hatte.

»Was bezahlt ihr uns eigentlich für unsere Arbeit? Fünfzehn Euro die Stunde?«

Ich reagierte nicht. Es war eine rhetorische Frage, er erwartete keine Antwort. Peter hielt einen Monolog.

»Habt ihr den Klempnern und sonstigen Handwerkern in den Niederlanden auch so viel bezahlt?«

Worauf wollte er hinaus? Beklagte er sich jetzt über den Stundenlohn? Er hatte den Preis schließlich selbst vorgeschlagen.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Und den Huren, was hat dein Mann seinen Huren bezahlt? Auch fünfzehn Euro?«

Ich erschrak über seinen Tonfall. Über das Wort Huren, über die plötzliche Härte. Eric war nie zu Prostituierten gegangen. Niemals.

»Eric war nie bei einer Hure«, sagte ich, und zu meiner eigenen Verärgerung klang meine Stimme

fietsig und schrill.

Peter warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Bist du dir da sicher, Simone? Du selbst führst doch auch ein nettes kleines Doppelleben, oder? *Presque française* ...«

Ich verhakte die Finger im Schoß. Sie waren feucht.

»Na ja«, fuhr er fort, »sagen wir mal: Huren sind ein bisschen teurer als fünfzehn Euro pro Stunde. Und männliche Huren ... ich schätze mal, die können, wenn sie gut sind, wenn es keine Klagen gibt, gut und gerne ihre zweihundert verdienen. Mangelware eben, wenig Angebot, viel Nachfrage.« Er sah mich ungerührt an. »Ein ziemlicher Unterschied, was? Fünfzehn gegen zweihundert.«

Es verschlug mir die Sprache.

»Er ist gut, oder?« Peter setzte sich in den Sessel mir gegenüber und fixierte mich. »Unser Deckhengst.«

Ich falle.

Zehn Meter, zwanzig, hundert. Ich bin in einen wilden Strudel geraten, der mich mitreißt, mich hinunterzieht, mit unsichtbarer Kraft, immer tiefer und schneller, durch einen schwarzen Tunnel, an dessen Ende kein Licht kommt. Bis zum Aufprall. Bloße, pure Scham.

»Also alles nach Wunsch und keine Klagen, wenn ich das richtig sehe.« Peter kippte den restlichen Whisky in einem Zug hinunter und stellte das Glas geräuschvoll auf dem Tisch ab. »Gut, dann kommen wir jetzt zum Geschäftlichen.« Seine Augen funkelten im Halbdunkel. »Du gibst mir jede Woche zweihundertfünfzig Euro. Dann bleibt deine hübsche, kleine verlogene Welt heil. Ein Schnäppchen, würde ich sagen.«

Ich brachte kein Wort mehr heraus. Ich wollte hier weg, wollte schreien, mich auf ihn stürzen, kreischen, aber ich blieb sitzen. Kalte Schauer liefen mir den Rücken hinunter.

»Michel bekommst du vorläufig nicht mehr zu Gesicht«, fuhr er fort. »Ich brauche ihn jetzt erst mal eine Weile auf einer anderen ›Baustelle‹.« Bei dem letzten Wort malte er imaginäre Führungszeichen in die Luft.

Dann erhob er sich. »Ich werf dich jetzt raus, Mutter Teresa. Jeden Montag, bis auf Weiteres. Zweihundertfünfzig Euro. Du bist ein kluges Mädchen, also brauche ich dir nicht groß zu erklären, was passiert, wenn die Kohle nicht rüberkommt.«

Ich stand auf. Verwirrt folgte ich ihm in die Diele, wo er mir die Tür aufhielt. Beim Hinaustreten sah ich ihm kurz in die Augen.

Sein Blick war hart wie Stahl, völlig gefühllos.

Auf dem Rückweg bekam ich von der Umgebung nichts mit, ich lenkte den Wagen geistesabwesend und mechanisch. Schließlich hielt ich bei einem Parkplatz, weil es verantwortungslos war, in meinem Zustand weiterzufahren. Ich starrte vor mich hin, unfähig zu weinen. Dachte an Isabelle und Bastian, an den Mut, den es sie gekostet hatte und noch immer kostete, sich hier einzugewöhnen. An den Stolz in ihren Gesichtern, wenn sie die französischen Wörter richtig aussprachen, an ihre verhaltenen Versuche, dieses Land als ihre neue Heimat zu akzeptieren. An die Offenheit, mit der sie sich den Arbeitern - »Papas Freunden« - angenähert hatten, die ganz neue soziale Bezugspunkte für sie waren, und an die Begeisterung, mit der sie Peter immer begrüßt hatten.

Aber das Schlimmste war, dass noch jemand anders mit im Spiel war. Außer Peter.

Ich ließ den Kopf in die Hände sinken. Ich musste allein mit dieser Sache fertig werden. Ganz und gar allein.

Innerlich kämpfte ich gegen den Impuls an, von hier wegzufahren, zurück in die Niederlande, wo ich außer Reichweite von Peters monströsen Tentakeln wäre. Plötzlich kamen mir die Tränen. Während ich

vergeblich im Handschuhfach nach einem Taschentuch suchte, um mir die Nase zu putzen, wurde mir klar, dass ich genau darauf drängen musste. Es war die einzige Möglichkeit.

Wir mussten hier weg.

In einem touristischen kleinen Dorf am Fluss, keine zwanzig Autominuten von unserem Haus entfernt, war jeden Montagmorgen Markt. Es gab Stände mit Fleisch, Gemüse, Käse und Fisch, aber auch mit Kleidung, Keramik, Schmuck und afrikanischen Masken. Sie standen dicht gedrängt auf dem Platz und in den beiden Straßen, die von ihm abgingen. Ich hatte auch schon einen irischen Bierbrauer und einen Imkerstand mit Honig und Kerzen entdeckt.

Es war nicht schwer vorstellbar, dass es hier im Sommer von Touristen nur so wimmelte, mit denen man dann im Gleichschritt in einer langen Schlange vorwärtsschlurfte. Jetzt war es ziemlich ruhig.

Es war ein bemerkenswert sanfter Novembormorgen. In ein paar Straßencafés hatten die Leute ihre Jacken aufgeknöpft und tranken Kaffee.

Ich ging quer über den Markt zu einer Filiale der Crédit Agricole und steckte meine Karte in den Geldautomaten. Beim Eintippen der Geheimzahl überkamen mich Zweifel.

Zweihundertfünfzig Euro waren viel Geld.

Ich beruhigte mich mit dem Wissen, dass im Moment so viel für Lohnkosten und Baumaterial von unserem Konto abging, dass Eric solche Beträge vielleicht nicht einmal auffielen. Wir bekamen Rechnungen über fünfhundert Euro, über tausendeinhundert, tausendachthundert ...

Vielleicht hob ich besser etwas mehr ab. Wenn der Betrag jeden Monat gleich blieb, fiel das auf den Auszügen mehr auf als verschiedene über einen Monat verteilte Beträge.

Ich hob dreihundert Euro ab und steckte die Scheine im Portemonnaie in ein Extrafach.

Ab sofort durfte ich nicht mehr so viel Geld im Supermarkt ausgeben, nicht mehr so viele Geschenke für die Kinder kaufen und erst recht nichts mehr für mich selbst anschaffen.

Den Marktplatz im Rücken, ging ich zwischen weiteren Ständen Richtung Parkplatz zurück, als ich hinter einer der Auslagen eine Frau bemerkte, die mir vage bekannt vorkam. Blond, etwa fünfzig Jahre alt. Sie sah adrett aus, gebräunt und geschminkt, und trug einen modernen Bodywarmer. Als ich an dem Stand vorbeiging, sah sie mir direkt ins Gesicht, und an ihrem Blick las ich ab, dass sie mich erkannt hatte. Im selben Augenblick fiel es mir auch wieder ein: Es war die Frau aus Amsterdam, mit der ich kurz auf Peters Fest gesprochen hatte. Ihren Namen hatte ich vergessen, wie fast alle Namen meiner neuen Bekanntschaften jenes Abends.

»Ach nein!«, rief sie und zwängte sich hinter ihrem Stand hervor, um mich zu begrüßen. »Du bist doch Simone, oder?«

Schafsköpfig nickte ich. Ihr Name war mir immer noch nicht wieder eingefallen.

»Ich bin Lucy, erinnerst du dich? Wir haben uns bei Peter und Claudia kurz unterhalten. Weißt du, mit wem ich hier gerade noch geschwätzt habe? Mit Rita, die ist hier auch irgendwo.« Sie ließ den Blick über die vielen Köpfe hinwegschweifen. »Sie ist wahrscheinlich einen Kaffee trinken gegangen. Jack ist auch hier, der sitzt immer am Marktplatz im Café de Paris, gegenüber von der Bank.«

»Jack?«, fragte ich. Die Situation war mir unangenehm.

»Mein Mann.«

»Ach ja, natürlich.«

»Weißt du was?«, fragte Lucy und fasste mich am Unterarm, als fürchtete sie, ich könnte mich aus dem Staub machen, während sie auf den Zehen wippte, über die Köpfe der Passanten hinwegschaute und jemandem hinter einem Stand gegenüber lebhaft zuwinkte. »Wir gehen zusammen einen Kaffee trinken. Vielleicht ist Rita auch noch da. Es ist so schön mild heute.«

Ich war total überrumpelt.

Eine Französin löste Lucy hinter ihrem holländischen Käsestand ab, und wir gingen zum Marktplatz zurück, wo ich gerade hergekommen war.

Das Café de Paris war schlicht gehalten, mit gefliestem Boden. Ein paar Leute, hauptsächlich Männer, lasen schweigend ihre Zeitung - die *Sud Ouest* - und tranken Kaffee. An der Bar nahmen zwei ältere Männer ein Getränk zu sich, bei dem es sich kaum um etwas anderes als starken Alkohol handeln konnte, Pastis. Beide trugen Wollpullover, einer der beiden hatte eine schmierige Mütze auf. Hauptsächlich bestand die Kundschaft allerdings aus Marktbesuchern, die an den Tischen saßen und sich angeregt unterhielten. Es war heiß, und der Raum war erfüllt von Stimmengewirr, das zwischen den kahlen weißen Wänden widerhallte.

Lucy lotste mich zu einem der kleinen braunen Tische. Rita erkannte ich auf Anhieb wieder. Ich wusste noch, dass sie um die Augen stark geschminkt und mit einer Menge klimpernden Goldschmucks behängt gewesen war. Den Schmuck trug sie auch heute, aber das Make-up fehlte.

Lucy besorgte einen zusätzlichen Stuhl, den sie ans Kopfende des Tisches stellte. »Setz dich doch, Mädel.« An den älteren Mann gewandt, der damit beschäftigt war, ein Stück Gebäck zu zerkrümeln, ratterte sie in einem Atemzug herunter: »Jack, das ist Simone, Peter arbeitet jetzt bei ihnen, sie war auch bei dem Fest von Peter und Claudia, aber ich glaube, da habe ich euch nicht vorgestellt.«

Eines musste man ihr lassen, Lucy hatte ein tadelloses Gedächtnis.

Ich reichte Jack die Hand. Er sah freundlich aus: sanfte Gesichtszüge und feines, beinahe weißes Haar.

Rita sprang auf. Sie beließ es nicht bei einem Handschlag, sondern beugte sich weit über den Tisch, um mir auf beide Wangen einen Kuss zu geben.

»Wie schön, und was für ein Zufall, dass du hier bist. Möchtest du auch Kaffee? Espresso, Café au lait? Cappuccino würde ich dir nicht empfehlen, den können sie hier nicht. Da tun sie dir ein bisschen kalten Kaffee in ein Glas und füllen es mit Schlagsahne auf.«

»Dann gern einen Espresso«, sagte ich matt.

Der Vierte in der Runde war ein etwa Vierzigjähriger mit hoher Stirn und lichtem Haar, der sich als Ben vorstellte, Ritas Mann, und in seiner Jacke dasaß. Auch er hatte die französischen Begrüßungskussgewohnheiten übernommen.

Endlich konnte ich mich setzen. Die Bedienung, ein hageres Mädchen mit dunkelbraunem Pferdeschwanz, nahm die Bestellung auf.

»Magst du was Süßes?«, fragte Lucy.

Ich nickte.

Sie bestellte noch etwas dazu, das ich nicht verstand.

»Kommt ihr mit der Arbeit voran?« Vier Augenpaare sahen mich erwartungsvoll an.

»Zumindest schlafen wir mittlerweile im Haus«, sagte ich. »Wir haben ein provisorisches Wohnzimmer und ein Bad, und die Schlafzimmer sind auch schon fertig.«

»Das ist wirklich ein Fortschritt«, quasselte Lucy. »Und, wie war es, wieder im eigenen Bett zu schlafen?«

Ich rang mir ein Lächeln ab. »Na ja, der Wohnwagen war nicht gerade der größte Luxus.«

»Aber manchmal ist das ganz gut, denke ich«, sagte Ben. »Wenn man eine Weile kein kuscheliges Nest zum Schlafen gehabt hat, kein warmes Wasser, keine Heizung und so weiter, dann lernt man die kleinen Annehmlichkeiten wieder mehr zu schätzen.«

»In den ersten Wochen vielleicht«, meinte Jack, »aber mal ehrlich: Man gewöhnt sich auch schnell wieder daran.«

Lucy nahm der Bedienung den Kaffee ab und stellte ein riesiges Schaumgebäck vor mich auf den Tisch.

»Meringue«, sagte sie. »Wundervoll. Ich könnte die Dinger den ganzen Tag lang essen, aber das macht mein Magen nicht mit. Meine Waage übrigens auch nicht. Schon mal probiert?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann mal los, es ist wirklich lecker, sehr süß.«

Es war tatsächlich extrem süß und bestand anscheinend lediglich aus geschlagenem Eiweiß und Zucker, sonst nichts. Das rosafarbene Teilchen zerbröselte gleich beim ersten Hineinbeißen, man konnte es gar nicht essen, ohne zu krümeln. Im Nu waren meine Finger klebrig, und beim Zubeißen spürte ich, wie die Zuckerglasur von meinen Zähnen absprang.

»Wie sieht es denn bei euch mit der Heizung aus?«, hörte ich Ben fragen.

Ich sah auf, aber die Frage war nicht an mich gerichtet.

»Es ist ein Typ mit Solarzellen vorbeigekommen und jemand mit so einer Art Erdwärmeheizung. Eigentlich eine gute Sache, man hat später so gut wie keine Kosten mehr und braucht sich nicht weiter drum zu kümmern. Aber es ist einfach zu teuer. Der mit der Erdwärme wollte zwanzigtausend haben, der andere ist noch am Rechnen. Und weil wir hier nicht steuerpflichtig sind, bekommen wir auch keinen Zuschuss. Also bleiben wir vorläufig noch bei Holz und Öl.«

»Wie heizt ihr eigentlich?«, fragte Rita mich.

»Momentan noch mit elektrischen Öfen. Einen Kessel haben wir zwar schon, aber mit dem ist Eric noch nicht fertig.«

»Das ist aber teuer, pass da lieber ein bisschen auf«, sagte Rita. »Mir kam letzten Februar eine Rechnung über 700 Euro ins Haus geflattert - nur für Strom.«

»Da war es aber auch extrem kalt«, ergänzte Lucy.

»Wasser ist hier auch teuer«, meinte Ben. »Lässt man einmal das Schwimmbad volllaufen, sieht man das sofort an der Rechnung.«

»Wir haben eine Pumpe mit einem Generator am Brunnen stehen, da holen wir das meiste Wasser her«, sagte Jack. »Das ist so gut wie umsonst. Bis auf den Diesel für den Generator.«

Ich sah mich in der Runde um. Eigentlich fand ich es wundervoll, mich mal wieder unterhalten zu können, ohne jedes Wort auf die Goldwaage legen und mich bei den Substantiven fragen zu müssen, ob sie weiblich oder männlich waren, in der Einzahl oder der Mehrzahl stehen mussten, während ich zugleich die Konjugationen und Verben, aus denen ich mir die richtigen herauspicken musste, in einem Affenzahn an mir vorbeisausen sah. Aber auch hier in dieser Runde konnte ich nicht über das sprechen, was mich wirklich beschäftigte. Darüber konnte ich mit niemandem reden.

»Seid ihr zufrieden mit den Arbeitern?«, fragte Rita mich.

»Äh ... ja. Es ist jetzt ziemlich ruhig geworden, jetzt sind nur noch die beiden Antoinettes und Louis bei uns. Peter ist auch nicht mehr da. Er hat zwei neue Aufträge irgendwo anders.«

»Davon hab ich gehört«, sagte Rita. »Er wollte ein Landhaus in der Gegend von Libourne restaurieren. Und Freunde von ihm haben ein paar Hektar Bauland im Baskenland gekauft, wenn ich mich recht entsinne. Es scheint dort sehr schön zu sein.«

Ganz vorsichtig erkundigte ich mich: »Hast du noch viel Kontakt zu Peter?«

»Nicht wirklich. Er hat auch viel zu tun, weißt du, er kann schlecht mit all seinen ehemaligen Kunden ständig Kontakt halten. Aber man läuft sich hier immer wieder über den Weg. Jeder weiß genau über den anderen Bescheid. So weitläufig die Gegend auch sein mag, letztlich ist es doch wie auf dem Dorf. Erst recht unter den Ausländern. Wenn man ein paar Leute kennt, bleibt man über die wichtigen Neuigkeiten fast schon tagesaktuell auf dem Laufenden.«

Lucy pflichtete ihr bei und erzählte eine Geschichte über englische Auswanderer, die Streit mit dem örtlichen Bürgermeister bekommen hätten und deren Campingwagen jetzt zum Verkauf stand. »Habt ihr

eigentlich im Hinblick auf das Wasser schon etwas unternommen?«, fragte sie mich.

»Im Hinblick auf das Wasser?«

»Hier in der Gegend enthält es fast dreißig Prozent Kalk. Hast du das noch nicht gemerkt? Es ist fast schon kriminell, man zahlt sich dumm und dämlich für Wasser, das man nicht mal trinken kann und das einem sämtliche Geräte kaputt macht. Wir haben so einen Typen kommen lassen mit einer Wasserreinigungsanlage, einer Art Filter. Das funktioniert sehr gut. Wenn du willst, gebe ich dir die Adresse. Auf den kann man sich verlassen.«

»Was habt ihr dafür bezahlt?«, fragte Rita.

»So um die dreitausend.«

»Das war bei uns ein bisschen teurer.« Sie vergewisserte sich bei Ben. »Fünftausend, oder?«

»Ich weiß nicht mehr, kann sein.«

Mir wurde klar, dass ich bereits vollauf damit beschäftigt war, mir in einem fremden Land ein neues soziales Netzwerk aufzubauen. Die Leute hier am Tisch kamen mir eigentlich alle ganz nett vor. Und sie akzeptierten mich vorbehaltlos, allein schon weil ich auch aus den Niederlanden kam und wir eine gemeinsame Vergangenheit hatten. Alle hatten wir hier in derselben Region unsere Häuser vom selben Bauunternehmer sanieren lassen. Aber mein Kopf war bereits so voll, dass darin schlicht kein Platz mehr für Einzelheiten aus dem Leben anderer war. Ich musste mich enorm zusammenreißen und zusehen, dass ich so schnell wie möglich hier wegkam, bevor ich noch zu heulen anfang oder mir irgendetwas Fatales rausrutschte.

Abrupt stand ich auf. »Ich muss los. War nett, euch zu treffen.«

»Jetzt schon?«, fragte Rita. »Mädchen, bleib doch sitzen, du bist hier in Frankreich!«

»Ich muss noch für die ganze Mannschaft kochen.« Ich warf einen hastigen Blick auf meine Armbanduhr. »Bis zwölf schaffe ich das sowieso schon nicht mehr.«

Dafür hatten sie Verständnis. Peter hatte sie alle gut erzogen.

Rita zog einen kleinen Kalender aus der Tasche und kritzelte schnell ein paar Zeilen auf ein Blatt, das sie herausriss und mir hinhielt. »Schau doch mal vorbei.«

Ich steckte den Zettel ein.

»Kommst du nächsten Montag wieder?«, fragte Lucy. »Dann kannst du den Jungs ja einen Auflauf in den Ofen stellen. Oder du lässt ein paar Pizzen für sie da. Das hab ich auch öfter gemacht. Von Peters Gequatsche über das Essen brauchst du dich nicht verrückt machen zu lassen. Du musst auch noch mal erzählen, wo genau ihr eigentlich wohnt, jetzt bin ich nämlich richtig neugierig geworden.«

»Mach ich«, sagte ich. »Beim nächsten Mal.«

Als ich über die kurvenreiche zweispurige Straße zurückfuhr, brachen die Schleusen, und die Tränen liefen mir sturzbachartig über die Wangen. Ich versuchte nicht einmal mehr, sie zurückzuhalten.

Ich hatte mein Bestes getan, all die Gefühle, die mich innerlich zerrissen, möglichst zu verdrängen. Sie ganz tief zu vergraben, sodass niemand sehen konnte, was wirklich in mir vorging.

Jetzt gelang mir das nicht mehr.

Heute früh waren Erics Eltern abgefahren, zwei Menschen, für die ich mir unter normalen Umständen alle Zeit der Welt genommen, um die ich mich liebevoll und sorgsam gekümmert hätte. Stattdessen war ich bloß erleichtert gewesen, als ihr Auto endlich unser Grundstück verlassen hatte. Ich kam mir vor wie eine Verräterin, eine Außenstehende.

Die Straße schlängelte sich durch hohe Berge, zwischen einer Felswand und einem tiefen Tal mit einem Fluss hindurch. Ich war unterwegs nach Hause, und ab heute wäre dieses Haus jeden Montagvormittag so etwas wie die Höhle des Löwen. Bei meiner Ankunft würde ich Peter unbemerkt das

Schweigegeld aushändigen müssen.

Nur jetzt, hier im Auto, hatte ich noch ein paar Augenblicke für mich. Auf einem an der Straße gelegenen Picknickplatz hielt ich an und ließ meinen Tränen weiter freien Lauf.

Ich war Peters Willkür ganz und gar ausgeliefert. Dabei hatte ich vor einem halben Jahr noch nicht einmal gewusst, dass es ihn überhaupt gab. Peter mit seinen abgefeimten Spielchen, seinen Einschüchterungen. Peter mit seinen zwei Gesichtern. Ich wünschte, dass er tot oder dass Eric ihm nie begegnet wäre.

Aber sonderbarerweise war es nicht Peter, der meine aus dem Gleichgewicht geratene Gefühlswelt beherrschte.

Ich hatte heute Nacht kein Auge zugetan, sondern unablässig nachgedacht und die Ereignisse in Gedanken Revue passieren lassen. Und während sich immer mehr Puzzlestücke zu einem teuflischen Ganzen fügten, hatte es sich angefühlt, als bekäme ich ein Messer in den Bauch gerammt, immer tiefer, immer gemeiner, immer hinterhältiger.

Alles war abgekartet gewesen. Alles.

Wenn ich die Sache mit Michel mitunter zu schön gefunden hatte, um sie für wahr zu halten, so hatte ich mich nicht getäuscht.

Die Initiative war von Anfang an von Michel ausgegangen. Schon bei unserer allerersten Begegnung, als er mir so fest in die Augen gesehen hatte. Und wer war mir zu dem kleinen See nachgegangen? Wer war mit mir nach Biganos gefahren, weil er »Probleme mit seinem Knie« hatte, um dann flink wie ein Wiesel an der Küste von Arcachon durch den Sand zu hoppeln? Wer war auf dem Fest von Peter so lange aufgeblieben, hatte Drogen und Alkohol verschmäht, um zwischen lauter halb Weggetretenen die Unschuld vom Lande zu spielen? Verdammt, sie hatten das alles im Vorhinein geplant, Peter und Michel. Jeder einzelne Schritt war gut durchdacht gewesen, und ich war wie ein Teenager darauf reingefallen.

Was wusste ich von Michel? Aus ihm selbst hatte ich nichts herausbekommen. Überhaupt nichts. Alles, was ich bis vor Kurzem noch zu wissen glaubte, basierte auf Informationen, die Eric von Peter eingeflüstert bekommen hatte. Eine mitleiderregende Geschichte über eine verpfuschte Jugend, die Michel nur noch sympathischer gemacht hatte. Und interessanter.

In der letzten Woche hatte er sich dann überhaupt nicht mehr blicken lassen. Und warum nicht? Er hatte wahrscheinlich genug damit zu tun, eine andere frisch angekommene und von ihrer abgeflauten Ehe gelangweilte Ausländerin zu verführen. Wahrscheinlich sahnte Peter auf diese Art und Weise Monat für Monat Tausende von Euro ab, und Michel vögelte sich fröhlich durch.

Dafür hatte er zweifellos Talent. Dafür war er wie geschaffen.

Ich legte den Kopf in den Nacken und starrte das Wagendach an. Meine Tränen waren noch immer nicht versiegt. Mit der Hand strich ich über den Beifahrersitz. Hier hatte er gesessen. Bruchstückhaft drängten sich mir Bilder auf, Gerüche und Geräusche. Michel neben mir, im Bett, in unserem Wohnwagen. Meine Hand, die jetzt das harte Polster des Beifahrersitzes berührte, auf seinem Bauch. Michel über mir, mit einer fast schon festlichen Konzentration in den Augen. Michel mir gegenüber, im Le Pirate, mit Brot in den Händen, von dem er mir ein Stück abbrach. Michel neben mir auf dem Sofa bei der Frau, die uns so herzlich und gastfreundlich empfangen und uns Bleu geschenkt hatte. Es war nicht zu übersehen gewesen, dass sie große Stücke auf Michel hielt.

Genau wie ich.

Auf das Lenkrad gestützt, ließ ich den Kopf auf die Arme sinken. Erst jetzt wurde mir bewusst, was mich in all meinem Elend am allermeisten schmerzte.

Wenn ich an Michel dachte, blieb mir jetzt nur noch die Leere, die er hinterlassen hatte. Streckte ich die Hände aus, so tastete ich in rabenschwarzer Finsternis, im Nichts umher.

Ich wusste einfach nicht mehr, was ich fühlen oder denken, geschweige denn tun sollte.

Ich konnte die vielen Gedanken und Gefühle, die mein trübes Bewusstsein unkontrolliert durchströmten, nicht mehr auseinanderhalten.

Mein Leben war zu einer großen Lüge geworden.

Die Tür schließt sich hinter mir. Ich bleibe stehen.

In der Mitte des Raums ein Tisch. Daran sitzen zwei Männer, deren Blicke auf mich gerichtet sind. Sie tragen weiße Hemden mit Schlips. Keine Uniformen. Der eine hat dunkle Haare, feine Gesichtszüge und braune Augen, die für sein Gesicht ein bisschen klein wirken. Der andere, rechts von ihm, ist etwas älter, um die sechzig, schätze ich. Graues Haar, pockennarbige Haut. Er hat Ringe unter den Augen, aber das Blau seiner Iris ist klar und scharf.

Auf dem Tisch steht ein Tonbandgerät, und es liegen ein paar Papiere herum, Formulare oder so was, ich kann es nicht richtig sehen.

Der ältere der beiden nickt mir zu. »*Bonjour, madame Jansen.*«

»*Bonjour*«, antworte ich. Meine Stimme klingt vor Nervosität ganz heiser. Jetzt wird mir auch wieder flau im Magen.

»Setzen Sie sich«, sagt der Mann mit den blauen Augen. Er hat einen flämischen Akzent, bei dem es mir kalt den Rücken herunterläuft. Er erinnert mich an Peter.

Ich setze mich auf den leeren Stuhl ihm gegenüber. Beiße mir auf die Lippe.

Sie verschlingen mich mit Blicken, als hätten sie stundenlang dicke Akten studiert und säßen nun endlich ihrem Studienobjekt von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Ich komme mir nackt vor.

»Wir haben ein paar Fragen an Sie, Frau Jansen«, sagt der Flame. »Aber bitte erlauben Sie, dass wir uns erst vorstellen. Der Herr an meiner Seite hier ist Philippe Guichard, der in diesem Departement für Mordangelegenheiten zuständig ist. Er leitet die Ermittlungen wie auch dieses Gespräch. Ich werde als Dolmetscher hinzugezogen, weil Sie Niederländerin sind. Mein Name ist Leo van Goethem. Wir werden Ihnen einige Fragen stellen. Sie können auf Niederländisch oder Französisch antworten, wie Sie möchten. Alles, was hier gesagt wird, wird mit diesem Tonbandgerät festgehalten.« Er legt die Hand auf das Gerät und schaut mich eindringlich an. »Haben Sie das verstanden?«

Ich nicke.

»Schön. Ich muss Sie noch darauf hinweisen, dass Sie nicht verpflichtet sind zu antworten. Wenn Sie eine Antwort geben, tun Sie das freiwillig. Verstehen Sie mich?«

»Ja«, fiefse ich.

»Gut. Dann fangen wir an.«

»Och, Mami, bitte, nur noch eins.«

»Nein, Isabelle, du musst jetzt wirklich schlafen. Es ist schon neun, morgen musst du wieder zur Schule.«

Isabelle sperrte ihre lieben, blauen Augen auf, so weit sie konnte. Sie wusste genau, wie sie mich rumkriegen konnte. »Och ... bitte!«

»Na gut, ein einziges noch.« Mein Widerstand war gebrochen. Das Schuldgefühl hatte die Oberhand gewonnen. Wenn es schon keine Geschenke gab, mussten eben Märchen herhalten, so lange, bis Isabelle eingeschlafen war und ich unbemerkt aus dem Zimmer schleichen konnte.

»Aber dann will ich auch wirklich keinen Ton mehr von dir hören. Versprichst du mir das?«

Sie nickte und gab ihre Bestellung auf: »Das von dem kleinen Entlein.«

Ich setzte mich auf dem Bettrand noch einmal bequem zurecht und schlug das Märchenbuch wieder auf. Von der kleinen Lampe fiel sanftes Licht auf die glänzenden Seiten. Ich hatte diese Geschichte schon so oft vorgelesen, dass ich sie beinahe auswendig konnte. Während ich von einem kleinen Entlein erzählte, das von den anderen kleinen Enten schrecklich gehänselt wurde, weil es so graue Daunenfedern hatte, schweiften meine Gedanken ab.

Es war schon wieder Sonntag. Die Woche war wie im Flug vergangen.

Am liebsten hätte ich den Kopf in den Sand gesteckt, einfach alles ausgeblendet, was um mich herum passierte.

Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen.

Aber das ging nicht.

Letzten Montag hatte Peter das Schweigegeld entgegengenommen. Ganz und gar stilecht, nämlich schweigend und diskret außer Sichtweite fremder Blicke. Listig grinsend hatte er es sich in die Hosentasche gesteckt.

Danach war ich vollends niedergeschlagen gewesen. Im Stillen hatte ich noch ein Fünkchen Hoffnung gehabt, dass das alles bloß ein Witz war, wenn auch ein kranker Witz. Aber dieser Funke war in dem Augenblick, als er das Geld angenommen hatte, ein für alle Mal erloschen.

Mit geschlossenen Augen hatte ich mich an der Spüle festgehalten, während seine Schritte sich langsam entfernten. Von ganzem Herzen hatte ich ihm gewünscht, er möge in atemberaubendem Tempo in eine tiefe Schlucht hineinrasen oder mit seinem protzigen Geländewagen gegen einen Felsen knallen. Ein einziger kurzer, fataler Augenblick der Unaufmerksamkeit.

Dann war ich nach draußen gegangen, zu dem kleinen See. Es war kalt, Nebelschleier hingen über der stillen Wasseroberfläche. Der Himmel über mir war eintönig bleigrau. Eine Stunde verbrachte ich schweigend damit, Peter in Gedanken auf gut und gerne hundert verschiedene Arten zu ermorden, bis langsam mein Realitätssinn zurückkehrte.

An jenem Montagnachmittag am See hatte ich ernsthaft erwogen, zur Polizei zu gehen und Anzeige wegen Erpressung zu erstatten. Aber je länger ich darüber nachdachte, desto komplizierter wurde es. Ich hatte keine Ahnung, welche Folgen so etwas hätte, wenn es einmal in Gang gebracht war. Zunächst stünde Peters Wort gegen meines. Wenn es auf eine juristische Auseinandersetzung hinausliefe, müsste ich wahrscheinlich eine Zeugenaussage machen, schon allein deshalb, weil es ja sonst keine Zeugen gab. Hinzu kam, dass sie das Protokoll dann womöglich zu uns nach Hause schickten oder wegen irgendwelcher Nachfragen vorbeikamen - also eines Tages mit ihrem Polizeiauto bei uns auf dem

Grundstück stünden. Diese Schreckensvision wurde ich nicht mehr los. Ich wagte mich schlichtweg nicht darauf zu verlassen, dass die hiesige Polizei die Sache mit der nötigen Diskretion behandeln würde. Polizisten waren auch nur Menschen.

Vor allem aber traute ich mich nicht, etwas anzustoßen, was dann womöglich ein Eigenleben entwickelte, das sich meiner Kontrolle entzog. Bislang musste ich lediglich Peter im Auge behalten. Das war immer noch leichter, als die Schritte eines ganzen Polizeikorps zu überwachen - und womöglich noch weiterer Instanzen.

Vielleicht konnte ich den Spieß ja auch umdrehen. Die Gemütsruhe, mit der Peter mich erpresste und seine Freunde - wie jetzt Eric - betrog, ließ vermuten, dass er noch in ganz andere Sachen verstrickt war. Verheiratete Frauen zu erpressen war vielleicht bloß Routine für ihn. Und womöglich war es nicht mal das Schlimmste, was er auf dem Kerbholz hatte. Wenn ich irgendetwas finden konnte, irgendeine weitere illegale Sache, die strafbar war, konnte ich Peter vielleicht anonym anzeigen, der Polizei einen Tipp geben. Irgendetwas, das ihn für Jahre hinter Gitter brächte. Bei der Vorstellung verspürte ich ein Kribbeln im Bauch, aber dabei blieb es. Denn ich wusste nicht, wie ich es anfangen sollte. Sollte ich Stellung vor seinem Haus beziehen? Aber wann? Ich musste ja für die Kinder und für die Arbeiter da sein. Eine Weile verschwinden, ohne dass Eric Schwierigkeiten machte, konnte ich lediglich am Freitagabend. Eine andere Möglichkeit bestand vielleicht darin, mit Leuten zu reden, für die Peter früher schon gearbeitet hatte. Informationen einzuholen. Aber Rita hatte gesagt, dass sich Neuigkeiten hier wie Lauffeuer verbreiteten. Wie es unterschwellig aussah, wusste ich nicht genau, aber auf den ersten Blick schien Peter bei allen sehr beliebt zu sein. Wie sollte ich also gegen ihn ankommen?

Das war das Ergebnis der Grübeleien eines langen Nachmittags. Letztlich lief es doch auf ein und dasselbe hinaus: Wir mussten hier weg. Fort aus Frankreich.

Flüchten.

»... was das kleine und ehemals hässliche Entlein jetzt sah, war sein eigenes Spiegelbild. Das Bild eines stolzen und wunderschönen Schwans.«

Isabelle war eingeschlafen. Ich klappte das Buch zu, legte es auf ihr Nachtschränkchen und knipste das Licht aus. Ging dann leise aus dem Zimmer und schloss die Tür hinter mir.

Auf dem Flur fing ich vor Kälte an zu zittern, die Dielen knarrten unter meinen Füßen. Ich ließ das Licht ausgeschaltet und trat ans Fenster. Der Flur roch nach Farbe und Sägemehl. Die Hügel badeten im sanften blauen Licht des Mondes. Bizarre graue Flecken schienen im Innern dieses hoch am Himmel stehenden ockerfarbenen Balls zu pulsieren. Ich schlang die Arme um meinen Leib. Die doppelt verglaste Fensterscheibe beschlug von meinem Atem, sodass meine Sicht trübe war. Ich fühlte mich genauso einsam wie der Mond dort oben im schweigenden Weltall.

Eric kam die Treppe herauf. »Hallo, meine Schöne.«

Das war eine Ankündigung, ich kannte ihn. Sex war wirklich das Letzte, was ich jetzt wollte. Ich reagierte nicht, wagte mich kaum zu rühren.

Er knipste das Licht im Badezimmer an, und ich sah mich selbst in der Fensterscheibe gespiegelt, eine dunkle, reglose Silhouette.

»Kommst du mit in die Wanne?«, hörte ich seine Stimme aus dem Bad. »Ein bisschen aufwärmen?«

»Ich will zurück in die Niederlande.«

Eine gedämpfte Stimme vor dem Hintergrund plätschernden Wassers: »Wie bitte?«

Ich trat in den Türrahmen des Badezimmers. »Ich will zurück in die Niederlande«, wiederholte ich, diesmal nachdrücklicher, mit vor Kälte zittriger Stimme.

Er sah nicht auf. »Zu Weihnachten?«

»Nein, für immer.«

Eric zog langsam seine blonden Brauen zusammen. »Was?«

»Ich will hier nicht bleiben. Ich will zurück.«

Die Kinnlade klappte ihm herunter. »Das kann nicht dein Ernst sein.«

Ich nickte heftig. »Doch, das ist es. Ich fühle mich schrecklich ... allein.«

Mit ein paar Schritten war er bei mir, umarmte mich und küsste mich auf die Stirn. »Allein? Nicht doch, wie kommst du denn darauf, Schatz?«

Ich drückte mich an ihn und begann zu weinen. Herzzerreißend, mein ganzer Körper bebte. »Ich fühle mich elend, richtig elend. Diese ganze Frankreich-Geschichte ist ein großer Fehler, Eric. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, ich will es auch gar nicht. Ich will nur noch zurück, ich vermisse so vieles, so viele Menschen, meine Muttersprache, die Geschäfte, sogar unsere alten Nachbarn fehlen mir ... ich habe mich noch nie so schlecht gefühlt.«

Eric hielt mich fest im Arm, während er mich forschend ansah.

»Aber wir sind doch erst vier Monate hier, Liebes. Was erwartest du? Es braucht eben alles seine Zeit. Du hast doch gewusst, dass es bestimmt ein Jahr dauern wird, bis wir uns hier ein bisschen etabliert haben. Das hast du doch gewusst, oder?«

»Wissen und Gefühl ist eben nicht dasselbe«, schluchzte ich. Ich fing an mich zu verhaspeln: »Ich ... ich halte das einfach nicht aus. Isabelle und Bastian tun mir so leid, ich kaufe ihnen ein Geschenk nach dem anderen, aber ich weiß nicht, wie ich es ihnen wirklich leichter machen kann. Sie brauchen keine Geschenke, Eric, sie brauchen Freunde. Andere Kinder, mit denen sie spielen können. Sie vereinsamen hier!«

Eric atmete mit gespitzten Lippen aus, was ein leises Pfeifen ergab. »Isabelle und Bastian kommen schon zurecht. Du hast doch selbst gesehen, wie gut sie bei der Schulaufführung waren. Wenn sie erst die Sprache gut genug beherrschen, finden sie auch Freunde, da bin ich mir sicher. Du wirst es schon noch sehen.« Er strich mir eine Strähne hinters Ohr. »Betty, die Frau von Theo, hat sich auch ein Jahr lang Sorgen gemacht, aber jetzt sind ihre Kinder völlig integriert. Da kommen unsere schon auch noch hin. Außerdem sind sie dann nicht nur zweisprachig, sondern wachsen in einer wundervollen Umgebung auf, in aller Freiheit, ohne Stress und Hektik. Du machst dir Sorgen, das verstehe ich ja, aber hab doch ein bisschen Geduld. Man kann so etwas nicht forcieren.«

»Ich verkümmere hier«, fuhr ich fort. »Du bist immer bei der Arbeit, ich fühle mich total allein und weiß gar nicht, was ich hier eigentlich soll. Ich putze, ich koche, ich kümmere mich um die Kinder, und Sozialkontakte habe ich allenfalls in der Mittagspause mit den Arbeitern. Meine einzige Abwechslung ist: Freitagabend zum Einkaufen in den Supermarkt, und das mache ich auch allein.«

Das war verlogen. Aber ich wollte ihn schließlich überzeugen. Die Situation war vielleicht nicht ganz so, wie ich sie in meiner Verzweiflung darstellte, aber gefühlsmäßig hatten diese Worte durchaus ihre Berechtigung.

»Im Moment ist es eben noch ein bisschen schwierig mit den Sozialkontakten hier, das begreifst du doch wohl. Wir können niemanden einladen, das geht noch nicht. *Noch nicht*, verstehst du?« Er seufzte. »Der ganze Trubel auf der Baustelle nimmt mich auch ziemlich mit. Aber in einem halben Jahr ist alles anders, du wirst schon sehen. Vertrau mir doch.« Er wischte mir eine Träne aus dem Augenwinkel und sah mich eindringlich an. »Weißt du was? Wenn das Haus fertig ist, machen wir ein großes Fest, zu dem wir alle aus der näheren und weiteren Umgebung einladen, eine Housewarming-Party, und dann investieren wir viel Zeit und Energie in neue Freunde. Vielleicht kannst du ja in einen Sportverein gehen oder ...«

Zeit und Energie in neue Freunde.

Freundschaften zu schließen betrachtete Eric als Projekt. So wie er alles, aber auch wirklich alles als

Projekt betrachtete. Abrupt befreite ich mich aus seiner Umarmung und sah ihm in die Augen. »Eric, das brauche ich nicht, ich will kein Fest, ich will in keinen Sportverein, ich will hier einfach nicht bleiben. Ich will nach Hause. In die Niederlande. Du denkst immer nur an dieses ... dieses Scheißhaus!« Meine Stimme überschlug sich, und vor lauter Wut und Frustration ruderte ich mit den Armen in der Luft. Es war mir mittlerweile alles egal. Sein Versuch, mich zu beruhigen, war der Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte. Eric bekam jetzt alles ab, was sich aufgestaut hatte.

Er umklammerte meine Handgelenke. Störrisch riss ich mich los.

»Psst, du weckst Isabelle auf.«

»Dann wacht sie eben auf! Das ist mir total egal! Du betrachtetest verdammt noch mal alles nur als Projekt! Unsere Freunde, unser Haus, unsere Ehe, alles!«

Eric war die Besorgtheit in Person. Er zog mich an sich und fuhr mir schnell und nervös durchs Haar. »He, he, he, ruhig, ganz ruhig, Simone, Liebes. So geht das nicht. Beruhige dich doch. Ich sehe dich nicht als Projekt. Wie kommst du denn darauf? Ich liebe dich.«

»So, du liebst mich? Und worin äußert sich das? Den ganzen Tag bist du nur mit dem Haus beschäftigt, dieses Scheißhaus ist das Einzige, was für dich zählt. Wir hängen da nur als Ballast mit dran. Dass wir hier langsam eingehen, kümmert dich überhaupt nicht, du schleppst deine ganze Familie mit auf diese Baustelle im Niemandsland, und wie wir uns dabei fühlen, interessiert dich einen Scheißdreck. Wenn du ...«

»Ich will dieses Haus für uns bauen, Simone. Für dich, für Isabelle, für Bastian. Das ist es, was ich will, Simone, und ich will möglichst schnell damit fertig werden, ich bin es nämlich auch mehr als leid, das kannst du mir glauben. Genau wie du. Den Staub, das Chaos, den Lärm, ich habe ständig Splitter in den Händen, fühle mich jeden Abend wie gerädert. Ich bin das auch alles nicht gewöhnt, aber ich arbeite trotzdem mit, denn je schneller wir fertig sind, desto eher können wir anfangen, uns ein normales Leben aufzubauen. Ein besseres Leben.«

Meine Stimme ging eine Oktave in den Keller. »Und was ... wenn es demnächst ... keine Familie mehr gibt, die in dem Haus noch wohnen könnte? Für Peter und die Jungs hast du alle Zeit der Welt. Mit denen besprichst du immer alles, dir geht es nur noch um die Sanierung. Du bist nie erreichbar, für mich nicht und für Isabelle und Bastian auch nicht. Nie.«

Halb verwundert, halb besorgt sah er mich an. »Nie erreichbar für euch? Mein Gott, Simone ...«

»Du hast ...«

Er erstickte meine Worte, indem er mich mit einem warmen Kuss überfiel. Intensiv und liebevoll, begleitet vom sanften Streicheln seiner Fingerspitzen an meinem Hals.

Als unsere Lippen sich voneinander lösten, sah ich in seine Augen, sah seine Sorge und seine überwältigende Liebe darin. Es war dieser Blick, in den ich mich vor so vielen Jahren verliebt hatte. Damit hatte Eric mir den Kopf verdreht, als wir noch jung und unbesorgt waren, er noch nicht von seiner Arbeit und seinem vollen Terminkalender und ich noch nicht von der Erziehung der Kinder in Beschlag genommen. Lange bevor unser beider Leben sich auf unerklärliche Weise, ohne Vorwarnung und von einem Tag auf den nächsten voneinander gelöst hatten, um fortan parallel zu verlaufen, vor sich hin zu plätschern, ohne sich noch nennenswert zu berühren.

»Ich liebe dich«, sagte er, ganz leise. »Du bist mein lieber Schatz, immer gewesen. Du und die Kinder, ihr seid das Allerwichtigste in meinem Leben. Das Aller-Allerwichtigste. Peter und die Jungs können mir doch gestohlen bleiben.« Kurz geriet er ins Stocken. »Und ... wenn es wirklich so schlimm ist, wenn du dich hier wirklich partout nicht eingewöhnen kannst, dann gehen wir zurück. Keine Frage. Dann verkaufen wir den ganzen Laden und gehen einfach wieder zurück.«

Durch einen Schleier von Tränen sah ich ihn an. Hatte ich mich gerade verhört? »Meinst du das ernst?«

»Ja, das meine ich ernst.«

Eric fing an, mich auszuziehen. Ganz vorsichtig, als wäre ich eine zerbrechliche Puppe, die jeden Moment in tausend Einzelteile auseinanderfallen konnte. Er legte meine Kleider auf den Korbstuhl neben der Wanne. Küsste jedes neu entblößte Stück Haut und murmelte: »Ich liebe dich, mein Schatz, ich liebe dich über alles.«

Mein Zorn verebbte.

Schnell entledigte auch er sich seiner Kleidung und nahm mich bei der Hand. Wie eine Blinde führte er mich zur Wanne, und ich ließ mich führen. Als ich einen Fuß ins warme Wasser stellte, kitzelte es an der kalten Haut. Er ließ sich mir gegenüber in die Wanne gleiten, nahm einen Schwamm von der Ablage und fing an, mich einzuseifen, liebevoll, mit kreisenden Bewegungen. »Das war mir nicht so klar. Dass du dich vernachlässigt fühlst, meine ich. Ich dachte immer, du wüsstest, dass ich, genau wie du, mein Bestes tue, um ... Du bist mein Ein und Alles, nur für dich und die Kinder mache ich das. Du hast nie etwas gesagt ... Ich kann doch nicht hinter deine Stirn schauen.«

»Ich habe so oft etwas gesagt, aber du hast mir nie zugehört.«

Er schwieg. Seifte mich weiter ein. Hielt mir den Duschkopf über die Haare und rieb sie mit Shampoo ein. Ich ließ einfach alles geschehen und spürte, wie langsam immer mehr Ruhe über mich kam. Das Wasser fühlte sich herrlich an, schaumig und weich, und meine bis auf die Knochen durchgefrorenen Glieder tauten immer weiter auf.

»Ich liebe dich«, flüsterte er. »Und es ist mir wichtiger als alles andere, zu wissen, dass du mich auch liebst.«

»Ich ... ich liebe dich auch.« Ich kämpfte mit den Tränen.

Er nahm mein Gesicht in seine Hände und sah mir forschend in die Augen. »Zusammen schaffen wir es. Zusammen haben wir es immer geschafft, und wir werden es auch diesmal schaffen. Das Wichtigste ist, dass wir als Familie zusammenbleiben. Du, Isabelle, Bastian und ich. Wir vier. Der Rest ist nicht wichtig.«

Unten klingelte das Telefon. Der schrille Ton durchschnitt die Stille in der Diele.

»Einfach klingeln lassen«, sagte Eric, und seine Lippen fanden ihren Weg zu meinen.

Ich war jetzt rundherum aufgewärmt, meine Haut glühte.

»Lass uns jetzt keine überstürzten Entscheidungen treffen«, flüsterte er. »Jetzt ist Winter. Es ist kalt, es gibt hier überall noch viel zu tun. Es macht keinen Spaß, so ohne Freunde, ohne Sozialkontakte, ohne sich ein wenig Ruhe gönnen zu können. Aber das geht vorbei. Ich brauche dich, Liebes. Wenn nächstes Jahr das Haus fertig ist und die Sonne scheint und du immer noch zurückwillst, dann ziehen wir wieder zurück. Ohne weitere Diskussionen. Das verspreche ich dir.«

Montagsmorgen, Viertel vor elf. Peter konnte jeden Augenblick auftauchen, aber nervös war ich kaum.

Mein Gespräch mit Eric gestern Abend hatte mir wieder bewusst gemacht, wie sehr wir uns liebten, wie stark die Bande zwischen uns waren. Es hatte mir enorm viel Kraft gegeben. Jedenfalls genug, um der unsicheren Zukunft mit größerem Vertrauen entgegenzusehen.

Ich hatte nicht mehr das Gefühl, dass ich allein mit allem fertig werden musste.

Wenn es hart auf hart kam, stünde Peters Wort gegen meines, und ich vertraute nun darauf, dass eher dem meinen Glauben geschenkt würde. Dreizehn Jahre Ehe ließen sich nicht einfach so hinwegfegen.

Zur Feier des Tages hatte ich einen Quarkkuchen mit Brombeeren, Johannisbeeren und Erdbeeren auf den Tisch gebracht, den ich im Supermarkt in der Tiefkühltruhe entdeckt hatte. Trotzdem war ich mehr oder weniger den ganzen Vormittag in der Küche beschäftigt gewesen, denn auf dem Speiseplan standen noch ein Nudelauflauf mit verschiedenen Käsesorten und ein Salat mit italienischem Schinken.

Punkt elf Uhr betrat Peter die Diele.

Meiner wiedererlangten Stärke zum Trotz spürte ich, wie sich mein Magen zusammenkrampfte, als ich mich zu ihm umdrehte. Mit einer Haltung, als wäre er hier Herr und Meister, als wäre mein Haus, unser Haus, in Wahrheit das seine und als hätte er hier alle nur denkbaren Rechte, ging er Richtung Küche.

Er sollte verschwinden, aus meinem Haus und aus meinem Leben.

Im Türrahmen blieb er stehen. Die Begrüßung entfiel. Belustigt sah er mich an, mit einem Grinsen, bei dem die Falten auf seinen Wangen bis zu den Brauen reichten. Seine braunen Augen funkelten.

Er bückte sich und warf einen Blick in den Ofen. »Vergiftest du mich heute?«, fragte er. »Pasta di Cyankali?«

Ich verschränkte die Arme, holte tief Luft und sagte: »Ich bezahle nicht.«

Er richtete den Oberkörper wieder auf. Seine Pupillen verengten sich, und er kniff die Augen zusammen. »Ach nein?«

»Nein.«

»Denn ...?«

»Dein Wort steht gegen meines. Eric wird dir nicht glauben.«

So. Das musste reichen. Sollte er sich doch zum Teufel scheren. Ich wandte mich zum Becken um, drehte den Hahn auf und ließ Spülwasser einlaufen.

Peter trat dicht hinter mich. Ich konnte ihn riechen. Sein Aftershave, das ihn umgab wie eine Aura, war schwer und abstoßend. Als er sein Gesicht ganz nahe an meines brachte, zog ich abrupt den Kopf weg.

»Keine Spielchen mehr, Peter«, sagte ich. »Es ist vorbei.« »Sei dir da mal nicht so sicher, Mutter Teresa«, raunte er. »Wir werden ja sehen, wie standhaft du nachher noch bist.«

Mit allem Möglichen hatte ich gerechnet, nur damit nicht. Ungläubig drehte ich mich zu ihm um, aber er war bereits verschwunden.

Den Nudelauflauf hatten die Jungs komplett weggeputzt. Von dem Kuchen hatte ich gerade noch rechtzeitig zwei Stücke für Isabelle und Bastian retten können. Die standen nun im Kühlschrank. Selbst hatte ich kaum etwas zu mir genommen. In den vergangenen sechzig Minuten hatte Peter mich fast ununterbrochen fixiert. Pure Einschüchterung, und sie funktionierte auch noch. Es kam mir vor, als hinge ein Schwert über dem Tisch, das jeden Augenblick herabsausen konnte.

Ich verdrängte den Gedanken, so gut es ging. Peter konnte mir nichts anhaben, das wiederholte ich mir

ständig im Geiste.

Noch etwa zehn, fünfzehn Minuten, dann würde er mit Eric die Finanzen der letzten Woche durchgehen und wieder wegfahren.

Hoffte ich.

Hin und wieder sah ich zu Eric hinüber, der mir dann freundlich zuzwinkerte. Das gab mir Kraft.

Zwischen den beiden Antoinen hatte sich eine Diskussion entsponnen, die mit Autos zu tun hatte. Eric hörte aufmerksam zu, Louis drehte sich seine dritte Zigarette. Peter spielte mit seinem Mobiltelefon herum.

»Was verstehst du schon von Technik?«, hörte ich Antoine fragen. »Ich hab verdammt noch mal drei Jahre in einer Werkstatt gearbeitet. Ich habe mehr Motoren in der Hand gehabt, als du in deinem ganzen Leben auch nur angeguckt hast.«

»Das kann schon sein«, sagte Pierre-Antoine, »aber du hast trotzdem keine Ahnung. Peugeot ist einfach besser als Renault. Punkt. Das weiß jeder Zwölfjährige.«

Ich nahm den letzten Schluck von meinem Kaffee und schenkte mir noch einmal nach.

Noch etwa fünf Minuten.

Antoine hob resigniert die Hände, er gab sich geschlagen. »Okay, du hast Recht, und ich hab meine Ruhe. Keine Lust mehr auf diese Diskussion.«

Peter suchte meinen Blick. Ich schlug die Augen nieder.

Es kam mir fast vor, als säße außer uns beiden niemand mehr am Tisch. Von seinen Augen schien ein regelrechter Sog auszugehen.

Ein kalter Schauer lief mir den Rücken hinunter. Ich stand auf und fing an, den Tisch abzuräumen.

»Ah, hier ist es ... Simone, warte mal, ich wollte dir kurz noch was zeigen.« Peter tippte auf seinem Handy herum.

Ich biss die Zähne zusammen und sah ihn gespannt an. Plötzlich war meine Selbstsicherheit wie verfliegen. »Ich hab neulich ein paar nette Fotos gemacht«, fuhr er fort. »Vor allem das hier ist ziemlich klasse.«

Mit ausgestrecktem Arm hielt er mir über den Tisch hinweg sein Handy hin, gab es aber nicht aus der Hand.

Das Foto war schräg von der Seite aufgenommen, ließ aber am Dargestellten keinen Zweifel aufkommen. Absolut keinen. Ich sah die Außenwand von Peters Haus, die Wölbung von Michels Rücken. Meine Bluse stand offen, meine Brüste lagen frei. Michels Hand unter meinem Rock, sein Kopf an meinem Hals. Ich erkannte sogar meine geschlossenen Lider - ein gestochen scharfes Foto.

»Wir brauchen zunächst ein paar Angaben von Ihnen«, sagt der flämische Dolmetscher.

Seinen Namen habe ich schon wieder vergessen. Meine grauen Zellen nehmen die Informationen zwar noch auf, halten sie aber nicht mehr fest.

Er nennt mein Geburtsdatum und den Geburtsort, fragt nach dem Familienstand, nach meinem Beruf, nach dem von Eric, will wissen, wann und warum wir nach Frankreich gekommen sind.

So konzentriert wie möglich gebe ich Antwort. Die Nervosität schwingt in jedem meiner Worte mit.

Der Ermittler nuschelt dem Flamen etwas zu, auf Französisch. Der Dolmetscher wendet sich wieder an mich. »Können Sie uns sagen, wo Sie am letzten Freitagabend waren?«

Ich starre das altmodische Tonbandgerät auf dem Tisch an. Die Spulen drehen sich, alles wird aufgenommen. »Ich war einkaufen.«

Der Dolmetscher beugt sich zu dem Ermittler hinüber, sie tauschen sich in schnellem Französisch aus. »Wo waren Sie einkaufen?«, fragt der Dolmetscher.

»Im LeClerc.«

»Um welche Uhrzeit?«

Ich spüre, wie mir die Galle hochkommt. Die beißende Flüssigkeit kriecht vom Magen die Speiseröhre hinauf. Ich schlucke, erst einmal, dann noch einmal.

»Das weiß ich nicht mehr genau. Ich glaube ...«

»Wann sind Sie von zu Hause weggefahren?«

Ich schließe die Augen. Ich weiß es nicht mehr. Sosehr ich mich auch zu erinnern versuche. »Ich weiß es nicht mehr«, sage ich matt.

»Wann waren Sie wieder zurück?«

»Ich kann mich nicht mehr erinnern ... tut mir leid.« Die Ereignisse vom vergangenen Freitag überschlagen sich in meinem Kopf. Ich will nicht daran zurückdenken. Nicht jetzt und auch nicht später. Nie mehr.

Die Blicke zweier Augenpaare bohren sich in mich. »Gut«, sagt der Flame. »Sie wissen also noch, dass Sie letzten Freitagabend im LeClerc einkaufen waren, aber nicht, wann Sie zu Hause weggegangen und wann Sie wieder zurückgekommen sind.«

Verwirrt schüttele ich den Kopf.

Die Galle ist in meiner Kehle angekommen. Ich verziehe das Gesicht und versuche, sie zurückzudrängen, indem ich kräftig schlucke.

»Ist irgendetwas?«

»Ja«, sage ich, während mir Tränen in die Augen treten. »Dieser Kaffeegeruch, davon wird mir übel.«

Mit ungerührter Miene sehen die beiden mich an. Sie machen keinerlei Anstalten, die Kaffeebecher wegzuräumen. »Wenn Sie einkaufen waren, haben Sie dann vielleicht einen Kassenbon, mit dem Sie das beweisen könnten? Oder haben Sie im Supermarkt beziehungsweise in dessen Nähe mit irgendjemandem gesprochen, der Ihre Angaben verifizieren könnte?«

Fieberhaft denke ich nach. Habe ich den Bon in eine der Tragetaschen getan? Manchmal tue ich das, manchmal auch nicht. Die Dinger fliegen überall herum. Man nimmt so oft Kassenbons mit, ohne darauf zu achten, aber manchmal lässt man sie auch im Einkaufswagen liegen. Würden die Ermittler jetzt demnächst unser Haus durchsuchen, nach Kassenbons, nach Beweisen? Oder das Auto? Auf so einem Bon stehen immer Datum und Uhrzeit.

Vielleicht sollte ich lieber nichts mehr sagen.

Der Hausarzt war ein dunkelhaariger Mann von gedrungener Statur, etwa fünfzig Jahre alt, mit gebräunter Haut und Armen wie ein Hafenarbeiter. Auf seinem Schreibtisch stand ein dreieckiges Schildchen mit seinem Namen: Alain Rodez. Unser Bezirk hatte sechshundert Einwohner, und dieser Mann war einer von gerade mal drei niedergelassenen Hausärzten, die Eric im Telefonbuch gefunden hatte. Täglich von zwei bis sieben hatte er Sprechstunde. Einen Termin brauchte man nicht, man konnte einfach vorbeikommen. Ein größerer Unterschied zu dem Hausarzt-System in den Niederlanden war kaum denkbar. Dieser Mann hatte Zeit für seine Patienten. Und er nahm sie sich.

Hinter seinem modernen Schreibtisch sitzend, tippte er zunächst allerlei Daten in seinen Computer. Name, Geburtsdatum, eventuelle Allergien, Adresse, Telefonnummer.

»Sie ist in den letzten Wochen öfter mal krank gewesen«, hörte ich Eric sagen, »obwohl sie sonst eigentlich nie etwas hat. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass sie je zuvor in Ohnmacht gefallen wäre.« Eric suchte meinen Blick und kniff mich in die Hand. »Oder?«

Bestätigend schüttelte ich den Kopf.

Der Arzt sah mich an. »Was fehlt Ihnen denn genau?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Es ist nicht so schlimm, ich glaube, ich bin einfach insgesamt etwas erschöpft.«

»Das kann sehr gut sein. Sie sanieren doch gerade Ihr Haus, oder?«

Eric nickte. »Ja, seit fast vier Monaten.«

Der Arzt tippte wieder etwas in seinen Computer. »Bon. Würden Sie für die Untersuchung bitte kurz auf der Liege Platz nehmen?«

Eric half mir auf, und ich setzte mich auf das harte, verstellbare Bett an der linken Wand, das mit einem weißen Papierlaken bedeckt war.

Der Arzt strich mein Haar zur Seite. Zwischen den Zähnen sog ich tief Luft ein.

»Das ist halb so schlimm«, hörte ich ihn sagen. »Eine oberflächliche Wunde. Aber ich werde sie trotzdem mal desinfizieren, es ist ein bisschen Dreck reingekommen.«

Die kalte Flüssigkeit verursachte einen stechenden Schmerz.

»Am besten nichts mehr daran machen«, hörte ich ihn sagen, »dann heilt es von selbst. Können Sie den Pullover kurz hochhalten? Tief einatmen. Ja, und wieder ausatmen. Etwas kräftiger. Ja, so. Prima.«

Danach kontrollierte er meine Augen mit einer kleinen Lampe, ich musste den Mund öffnen und die Zunge hinausstrecken, er testete meine Kniereflexe, schaute mir in die Ohren.

»Würden Sie sich kurz hinlegen? Ja, danke. Sagen Sie's mir, wenn es irgendwo wehtut.«

Es tat nirgends weh. Nur in meinem Kopf, aber da ließ es auch schon nach.

»Sie können sich wieder aufsetzen. Schieben Sie den Ärmel kurz hoch? Ja, gut so.«

Mein Blutdruck war hoch, viel höher als normalerweise, und das wunderte mich keineswegs.

»Ich schicke morgen jemanden zu Ihnen nach Hause, zur Blutabnahme. Das bringen wir ins Labor, und nach ein paar Tagen bekommen Sie das Ergebnis zugeschickt. Bringen Sie das dann nächstes Mal mit?«

Er setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch. »Möglicherweise haben Sie eine leichte Gehirnerschütterung. Schonen Sie sich ein bisschen, ruhen Sie sich aus. Und wenn Sie sich komisch fühlen, Ihnen schwindelig wird oder Sie noch einmal in Ohnmacht fallen, rufen Sie am besten sofort an.«

Daraufhin fing er wieder an, irgendetwas in seinen Computer zu tippen. Der Drucker spuckte zwei A4-Blätter aus.

Während er mit dem Kugelschreiber auf verschiedene Stellen des Ausdrucks deutete, ging er den Text mit uns durch. Rezepte für Medikamente gegen Bluthochdruck, etwas gegen Durchfall, eine Art Beruhigungsmittel und Pillen gegen Schwindelanfälle - wenn ich alles richtig verstanden hatte. Ich staunte nicht schlecht. Bekam ich das alles verschrieben, nur weil ich einmal in Ohnmacht gefallen war und leicht erhöhten Blutdruck hatte? In den Niederlanden musste ich meinen Hausarzt auf Knien anflehen, wenn ich bloß ein Fläschchen Ohrentropfen für Isabelle wollte. Und selbst dann bekam ich es nicht. Das hier war wirklich eine verkehrte Welt.

Wir dankten dem Arzt für seine Mühe und fuhren zur Apotheke. Ich blieb im Auto sitzen, während Eric die Rezepte einlöste.

Zehn Minuten später kam er mit einer kleinen Plastiktüte voller Medikamentenschachteln wieder. »Jetzt weiß ich, warum die Hausärzte hier *médecins* heißen«, witzelte er, als er den Wagen anließ. »Es sind die reinsten Medizinmänner. Ob die pro ausgestellttem Rezept bezahlt werden? Meine Güte, hiermit können wir ja einen ganzen Arzneischränk füllen.«

Mit stumpfem Blick ging ich die Schachteln durch und faltete die Beipackzettel auseinander. Mehr um Haltung zu bewahren, als weil mich deren Inhalt tatsächlich interessiert hätte. Ich wusste jetzt schon, dass ich nichts davon nehmen würde.

Gegen das, was mir fehlte, half keine Medizin.

Sobald ich mich wieder etwas besser fühlte, würde ich mir ein Internetcafé suchen, nahm ich mir vor. In der Stadt gab es bestimmt welche.

All die Pulver und Pillen hatten mich auf eine Idee gebracht.

Das bloße Eintippen des Worts »vergiften« in die Suchmaschine im Internet lieferte zwanzigtausend Treffer. Während ich die Seiten durchging, wurde mir schwindelig. Das waren weit mehr Informationen, als ich innerhalb von einer Stunde verarbeiten konnte. Zumindest wurde mir rasch deutlich, dass Gifte in der heutigen Welt überall waren. Wenn Peter zufällig den Mund voller Amalgamfüllungen hatte, war es nur eine Frage der Zeit, bis er den Löffel abgab, niedergestreckt von einem der vielen geistigen und körperlichen Leiden, die Quecksilber verursachte. Vielleicht befand sich Botulinumtoxin in der Milch, die er trank, gab es Legionella-Bakterien in seinem Springbrunnen oder tat er so viel Aspartam in seinen Kaffee, dass er eine ordentliche Depression bekam und beschloss, seinem unnützen Leben ein Ende zu bereiten. Sogar ganz unschuldiges Wasser konnte, wenn man es literweise trank, zu Hyponatriämie und somit erst zu geistiger Verwirrung und dann zum Tod führen.

Geschrei und Flüche rissen mich aus meiner Konzentration.

Ich blickte auf. Wahrscheinlich war ich die älteste Kundin dieses Internetcafés, mit Sicherheit aber die einzige Frau. In dem nach Elektronik riechenden Raum, dessen schwarze Wände mit Postern gepflastert waren, saßen lauter Jungs, die wahrscheinlich noch die Schulbank drückten. Sie spielten gegeneinander und warfen sich dabei alle denkbaren Verwünschungen an den Kopf.

Ich schlug die Beine übereinander und tippte das englische Wort »poison« ein. Hier waren die Buchstaben anders angeordnet als auf der mir vertrauten QWERTY-Tastatur, aber allmählich gewöhnte ich mich daran und machte immer weniger Fehler. Fast zehn Millionen Treffer. Die ersten paar Webseiten, zu denen ich mich durchklickte, stammten fast alle von irgendwelchen amerikanischen Verbänden, die das Vergiftungsrisiko für Kinder im Haushalt oder ihrem sonstigen Umfeld begrenzen wollten.

Ich ging zu den niederländischsprachigen Webseiten zurück und landete schließlich bei einer Online-Enzyklopädie, die eine praktische Liste von allen möglichen verschiedenen Giften inklusive Erläuterungen zur Verfügung stellte.

Ich setzte mich aufrecht hin. Fingerhut, *Digitalis purpurea*, enthielt Dioxin, und schon der einmalige Konsum von mehr als 0,25 Milligramm konnte zum Herzstillstand führen. Gift, das man einfach so im Garten pflücken konnte und das der Enzyklopädie zufolge auch auf Waldlichtungen zu finden war. Hundert Prozent natürlich.

Atropin war ebenfalls ein sehr wirksames Gift. Es wurde aus den Beeren der Tollkirsche gewonnen und unter anderem in Tropfenform bei medizinischen Untersuchungen des Auges eingesetzt, um die Pupille zu weiten. Zehn bis zwölf Beeren reichten, um jemanden zu ermorden, alternativ auch ein halbes Gramm der Blätter. Die konnte ich problemlos in einen Salat mischen. Es würde wahrscheinlich bitter schmecken, aber das ließ sich mit einem schweren, süßen Dressing kaschieren.

Fingerhut und Tollkirsche waren aber keineswegs die einzigen tödlichen Pflanzen. Es eröffneten sich mir ganz neue Horizonte. Aus bestimmten Mohnsorten wurden Opium und Heroin gewonnen, und das Öl aus den Samen des afrikanischen Wunderbaums war selbst in minimaler Dosierung schon tödlich.

Ich schaute nach draußen. November. Beeren oder Blumen wären jetzt kaum noch zu finden.

Natürlich fehlte auf der Liste auch Zyankali nicht, der einzige Giftstoff, den ich vom Namen her kannte. Geschmacksund geruchsneutral, schnell und effektiv. Zyankali wirkte auf das Atemzentrum, man brauchte bloß eine Spur davon zu sich zu nehmen, schon ging es mit dem Leben schnell zu Ende. Wie man an das Zeug herankam, stand nicht dabei, was mich in gewisser Hinsicht beruhigte. Die Vorstellung, dass

angehende Giftmischer sich ihre tödlichen Informationen in aller Ruhe zu Hause vor dem Computer zusammensuchen konnten, war nicht gerade angenehm.

Ich tippte auf Niederländisch »cyaankali« ein und ließ die Suchmaschine ihre Arbeit tun. Sechshundert Treffer, es wurde immer übersichtlicher.

Ein Rezept zur Herstellung von Zyankali zu finden schien letztlich doch gar nicht so schwer zu sein. Man brauchte Ammoniak, las ich, das man auf eine erhitzte Mischung aus Pottasche und Holzkohle einwirken lassen musste. Was dabei herauskam, sah so ähnlich aus wie Zucker, wurde andernorts berichtet, war jedoch Zyankali. Terroristen lagerten den Stoff fässerweise, wie man auf einer weiteren Webseite erfahren konnte.

Die weltlichen Güter waren wieder mal ungerecht verteilt.

Pottasche? Ich gab das Wort als Suchbegriff ein. Es handelte sich anscheinend um Kaliumkarbonat, wie es Glasmacher als Grundstoff benutzen. Gewonnen wurde es aus der Asche von Birken und Eichen. Tausende Kubikmeter musste man niederbrennen, um einen drei viertel Kubikmeter Pottasche zurückzubehalten.

Was ich noch nicht gefunden hatte, waren Schlafmittel. Dabei interessierten die mich besonders: Man brauchte keinen Dokortitel in Chemie, um sie richtig anzuwenden, und sie waren jahreszeitenunabhängig verfügbar. Mein französischer Hausarzt würde mir wahrscheinlich ohne Nachfragen welche verschreiben. Seit meiner ersten Konsultation ging ich davon aus, dass ich ihn nur darum zu bitten brauchte, und er würde mir eine ganze Wagenladung mitgeben.

Ich loggte mich aus, gab dem jungen Typ mit Baseballkappe hinter dem Tresen vier Euro und ging nach draußen. Es regnete und stürmte, der Wind trieb Blätter und weggeworfenes Verpackungsmaterial durch die Straße. Der Volvo stand nicht weit entfernt am Straßenrand. Ich stieg ein.

Kurz blieb ich sitzen und sah dem Regen zu, der auf die Windschutzscheibe prasselte, den Tropfen, die zusammenflossen und in langen Streifen hinabließen.

Dann zog ich mein Handy aus der Tasche. Eher aus Gewohnheit als dass ich tatsächlich gewusst hätte, was ich Michel sagen oder ihn fragen wollte. Eigentlich war ich einfach nur wütend. Von Louis hatte ich ein paar furchtbare Schimpfwörter gelernt, und wenn ich Michel tatsächlich an die Strippe bekam, war die Wahrscheinlichkeit, dass ich sie ihm allesamt an den Kopf werfen würde, nicht gering.

Die Tirade blieb ihm erspart. Die vollautomatische Stimme, die mir mitteilte, dass die von mir gewählte Nummer nicht erreichbar sei, war mir schon geradezu vertraut.

Ich drehte den Zündschlüssel herum und fuhr los.

Es war erst Viertel vor elf am Vormittag, und wahrscheinlich war Michel gar nicht zu Hause. Trotzdem fuhr ich hin und parkte genau gegenüber der Wohnanlage. Kaum war ich ausgestiegen, fuhr mir ein scharfer Wind in die Jacke und ins Haar. Ich überquerte die Straße, ging ins Haus und die Treppe hinauf. Auf dem Flur blieb ich vor seiner Zimmertür stehen und klopfte an, erst einmal, dann noch einmal.

Stille.

Ich lehnte mich an die Wand und blieb eine gute halbe Stunde wie gelähmt dort stehen. Was suchte ich hier überhaupt? Was für Flausen hatte ich mir in den Kopf gesetzt? Was hatte ich heute Morgen in dem Internetcafé gemacht?

Noch gar nichts.

Ich strich mir mit der Hand durch das nasse Haar und sehnte mich nach einer Zigarette. Vor acht Jahren hatte ich zu rauchen aufgehört, aber wenn man mir jetzt eine angeboten hätte, hätte ich sie zweifellos genommen.

Plötzlich erschrak ich: Jemand kam nach oben. Schwere, trampelige Schritte im Treppenhaus.

Der junge Typ, der im nächsten Moment im Flur auftauchte, hatte ein kantiges Gesicht und

dunkelbraune Rastalocken, die er unordentlich hinter dem Kopf verknotet hatte. Ein viel zu großer Parka und ausgelatschte Springerstiefel. Im Vorbeigehen musterte er mich eindringlich, fast schon feindselig. Ich erkannte ihn wieder: Er hatte Michel kurz die Hand gedrückt.

»Bonjour«, sagte ich.

Er blieb stehen und schaute über die Schulter zu mir zurück. Hellgrüne, leicht hervortretende Augen, die wegen seines dunklen Teints aussahen wie geschminkt.

»Ich suche Michel.«

Nicht einmal eines Augenzwinkerns hielt er mich für wert. Er steckte die Hände in die Taschen und wollte schon weitergehen.

Ich tat ein paar Schritte auf ihn zu. »Ich kann ihn nicht erreichen«, stammelte ich. »Sein Handy ist ausgeschaltet. Schon seit gut zwei Wochen. Normalerweise ist er immer erreichbar. Ich habe Angst, dass er krank geworden oder ihm irgendwas passiert ist.«

Als ich schon zu zweifeln anfang, ob mein Gegenüber überhaupt der menschlichen Sprache mächtig wäre, antwortete er schließlich: »Ich habe ihn auch schon eine Weile nicht mehr gesehen.«

Mein Blick hellte sich auf. »Ist er vielleicht umgezogen? Oder in den Ferien?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Er blickte mich derart starr an, dass ich mich allmählich unwohl fühlte. Dieser Blick machte mir wieder bewusst, dass ich mich in einem Stadtteil befand, der, vorsichtig ausgedrückt, kein besonders nobler war, und gerade in einem völlig verlassenen Hausflur ohne Fenster einem Typen gegenüberstand, der mir vorkam wie ein kontaktgestörter Drogenabhängiger.

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich, er lächelte, was ihn nicht viel sympathischer machte. »Aber ich bin da. Möchtest du was trinken ... oder so?«

Ich wich zurück. »Nein, danke. Ich muss los.«

Als wäre mir der Teufel auf den Fersen, lief ich über den langen Flur zurück, die Treppe hinunter und nach draußen.

Im Auto drückte ich den Knopf der Zentralverriegelung. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Ich wusste nicht, ob es bloß meine überreizten Nerven waren, die meiner ohnehin schon getrüben Wahrnehmung etwas vorgegaukelt hatten, oder ob ich tatsächlich gerade einer schrecklichen Situation entronnen war. Eines wusste ich sicher: Hierher würde ich nie mehr zurückkehren.

Der flackernde Fernsehbildschirm bombardierte uns mit Werbung. Parfum, Best-of-CDs, Getränkemarken. Weihnachten stand vor der Tür.

Isabelle und Bastian lagen mit den Sofakissen auf dem Fußboden. Gedankenverloren zupfte Isabelle an den ramponierten Ohren von Ninchen herum.

»Ist es okay, wenn ich heute Abend mal eine Weile weg bin?«, fragte Eric.

Es war weniger eine Frage als vielmehr eine höfliche Mitteilung.

»Wo willst du denn hin?«

»Zu Peter.«

Zu Peter? Abends?

»Was willst du denn da?«

»Peter hat gestern gefragt, ob ich Lust hätte, mal vorbeizuschauen, weil er mit mir über ein bestimmtes Projekt reden wollte.«

»Du alleine?«

»Hättest du denn mitgewollt? Ich dachte nicht, dass du dich darum reißen würdest, einen Abend lang über Häuser und Baugenehmigungen zu reden.«

»Das stimmt. Aber was will Peter denn von dir?«

»Er hat ein Grundstück, mit dem er irgendetwas machen will, was vielleicht auch für uns interessant sein könnte.«

Forschend sah ich Eric an. »Ich habe dabei kein besonders gutes Gefühl, Eric. Ich meine, ich würde mich in geschäftlicher Hinsicht lieber nicht zu sehr mit Peter einlassen.«

»Ich mache doch erst mal gar nichts. Ich will mir nur anhören, was er zu sagen hat. Etwas lernen kann ich dabei auf alle Fälle. Er hat hier eine Menge Kontakte, er weiß, wie der Hase läuft.«

Ich musste mir irgendetwas einfallen lassen. Dass die Dinge jetzt eine solche Wendung nahmen, gefiel mir überhaupt nicht.

Mein Kopf war wie leergefegt.

Eric stand auf. »Na, dann breche ich lieber mal auf. Dann bin ich zumindest noch vor zwölf wieder hier.«

Er küsste mich auf die Stirn, strich den Kindern übers Haar und trat in den Flur hinaus, von wo ein kalter Lufthauch in den Raum zog.

Drei Stunden später lagen Isabelle und Bastian friedlich im Bett, und ich blätterte die Kontoauszüge durch, den gelben Ordner auf dem Schoß balancierend, während ich darauf wartete, dass Eric zurückkam. In den letzten vier Wochen hatte ich eintausendzweihundert Euro in bar abgehoben und tausend davon Peter ausgehändigt.

Eric hatte keinen Verdacht geschöpft, noch immer nicht. Was schwer begreiflich war, denn mir selbst sprangen die entsprechenden Zahlen sofort ins Auge, auf dem hellgrünen Bankpapier strahlten sie förmlich.

Ich fragte mich, wann das Maß voll wäre. Wo all dies enden würde.

Und *ob* es enden würde.

Dass Eric jetzt bei Peter war, gefiel mir am allerwenigsten. Ich konnte lediglich Mutmaßungen darüber anstellen, worauf er hinauswollte.

Ich löste den Blick von den abgehefteten Auszügen in meinem Schoß und starrte eine ganze Weile auf die Mattscheibe. Der Engländer und der Sikh mit ihrer Bruchbude in den Bergen der Ardèche hatten Streit bekommen. Der Sikh war nach London zurückgekehrt. Er fand, der Engländer habe jeglichen Realitätssinn verloren.

Vielleicht war das bei mir auch so.

In dem Schränkchen im Badezimmer lagen zwei Packungen Schlaftabletten. Sie zu besorgen war nicht schwer gewesen. Da mein Blut völlig in Ordnung zu sein schien, hatte Hausarzt Rodez die naheliegende Schlussfolgerung gezogen: Übermüdung. Für Leute, die unter spartanischen Umständen in einem fremden Land ein neues Leben aufbauen mussten, war das nicht ungewöhnlich. Meine halbherzige Erklärung, ich hätte Probleme mit dem Einschlafen, hatte erwartungsgemäß dazu geführt, dass ich Schlaftabletten verschrieben bekam, mit denen man ein Pferd hätte einschläfern können.

Ich hatte die Apotheke damit verlassen, als ob es sich um schwere Munition handelte, mit wild im Brustkorb hämmerndem Herzen. Die kleinen Schachteln brannten mir in der Jackentasche. Zu Hause konnte ich sie gar nicht schnell genug verstauen: In einer Plastiktüte versteckte ich sie auf dem obersten Brett des Hängeschränkchens im Badezimmer vor den Kindern, hinter der Sonnenmilch, der Peelingcreme und der Lehmmaske.

In anderthalb Wochen fingen die Schulferien an: vom 18. Dezember bis zum 3. Januar. Ich wollte mit den Kindern in die Niederlande. Isabelle und Bastian konnten wahrscheinlich bei Erics Eltern bleiben und ich vielleicht bei Erica. Beide hatte ich noch nicht angerufen, aber ich war sicher, dass sie uns mit offenen Armen empfangen würden. Möglicherweise brachte ich Eric dazu, dass er mitkam. Eigentlich fand er, dass er sich jetzt nicht einfach zwei Wochen frei nehmen konnte. Bevor er sich auch nur den Gedanken an Ferien erlaubte, musste erst das Haus fertig sein. Andererseits blieb er zu Weihnachten wahrscheinlich auch nicht gern allein.

Morgen würde ich ihm erzählen, was ich mir überlegt hatte. Aber was auch immer er dazu sagte, ich würde fahren. Ohne die Aussicht auf zwei Wochen im Kreise von Freunden und Verwandten, in meinem eigenen Land, fernab dieses Elends, fernab von Peter, wäre ich wahrscheinlich längst durchgedreht.

Eigentlich war es ohnehin ein Wunder, dass ich noch so gut funktionierte.

Anscheinend war ich stärker, als ich dachte.

Bleu winselte und bellte. Ich hörte das Kratzen seiner Krallen auf dem Holzboden. Der Reaktion des Hundes zufolge war Eric nach Hause gekommen. Ich strich mir das Haar aus dem Gesicht und hob den Kopf vom Kissen. Zwei Uhr nachts.

Zwei Uhr?

Gepolter auf der Treppe. Vor Schreck blieb mir fast das Herz stehen.

Sie haben zusammengesessen und getrunken, viel zu viel, und Peter hat es ihm erzählt. Deshalb ist es so spät geworden. Eric ist bestimmt wütend auf mich.

Die Badezimmertür ging auf. Das Geräusch fließenden Wassers. Eric putzte sich die Zähne.

Ich ließ den Kopf wieder aufs Kissen sinken.

Nein, Peter hat nichts gesagt. Eric würde sich niemals in aller Ruhe die Zähne putzen, wenn er gerade zu hören bekommen hätte, dass seine Frau fremdging.

Wieder Gepolter. Die Spülung. Schritte auf dem Flur.

Mucksmäuschenstill blieb ich liegen.

Er tat sein Bestes, die Tür möglichst leise zu öffnen und wieder zu schließen. Unter seinen Füßen knarrten die Dielen. Er zog sich aus und schlüpfte neben mir ins Bett.

Ich hatte mich immer noch nicht bewegt.

Im nächsten Augenblick schob er seine Hand unter mein T-Shirt, und ich spürte eine nicht allzu überzeugende Erektion am Rücken.

Ich reagierte nicht.

Er strich mir über die Rippen, seine Hand streifte meine Taille und blieb schließlich auf meiner Hüfte liegen. Sein Atem roch nach Pfefferminz und Alkohol. Nach Whisky.

»Gute Nacht«, murmelte er und drehte sich von mir weg.

Rinder sind farbenblind. Für uns ist das Gras grün, aber für eine Kuh ist es grau, und wenn eine Kuh mit uns diskutieren könnte, würde sie uns herablassend erzählen, dass wir uns all das Grün nur einbilden.

Nicht immer sind Unterschiede in der Wahrnehmung anatomisch zu erklären. Bei der Rekonstruktion eines bestimmten Ereignisses gleicht kein Augenzeugenbericht dem anderen. Farben, Gesichtsausdrücke, Worte, Intonationen, Orte, Distanzen, Zeitpunkte und Geräusche - all dies wird von verschiedenen Augenzeugen unterschiedlich wahrgenommen. Und alle verteidigen sie die einander widersprechenden Behauptungen aus voller Überzeugung - genau wie die Kuh es täte, wenn sie sprechen könnte.

»Worum ging es denn gestern bei Peter?«, fragte ich.

Die Jungs waren weg, wir hatten gegessen, und die Kinder lagen im Bett. Ein Tag wie jeder andere, mit dem Unterschied, dass mir diese Frage die ganze Zeit auf der Zunge gelegen hatte. Quasi den ganzen Tag hatten wir unter demselben Dach verbracht, aber erst jetzt, um zehn Uhr abends, kamen wir dazu, uns in Ruhe zu unterhalten.

Eric saß neben mir im Wohnzimmer und spielte mit einem Taschenrechner. »Peter besitzt ein Stück Wald, drei Hektar. Es hat ihn Jahre gekostet, eine CU dafür zu bekommen, und ...«

»CU?«

»Dingsda *Urbanisation*... eine Baugenehmigung oder so was. Die hat er jetzt gekriegt. Also kann er anfangen. Zwölf Häuser will er über die Fläche verteilt hochziehen, Holzhütten. Die ersten zehn Jahre will er sie vermieten und sie danach als Landhäuser losschlagen, an Ausländer oder Leute aus Paris.«

»Und warum erst vermieten?«

»Weil man bei sofortigem Verkauf einen Großteil des Gewinns an den Fiskus loswird. Der Prozentsatz sinkt nach ein paar Jahren. Wenn man die Häuser also erst eine Weile vermietet, schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe: Man bekommt Geld rein, für das man keine oder so gut wie keine Steuern zahlen muss, und wenn man sie später verkauft, zahlt man noch mal weniger an den Staat. Peter betrachtet die Hütten als Altersversicherung. Er hat ausgerechnet, dass der Bau kaum mehr als zwanzigtausend pro Haus kosten wird, womöglich sogar weniger. Den Grund und Boden besitzt er schon, und die Zeichnungen sind auch fertig. Er hat mir alles gezeigt, die Skizzen, einen Lageplan und die Berechnungen, es sieht rundherum gut aus. Es muss nur ein Anfang gemacht werden. In etwa zehn Jahren, schätzt er, sind die Häuser hundert- bis hundertfünfzigtausend wert. Ein beträchtlicher Gewinn, und bis dahin bekommt man noch die Miete rein. Bis zum Verkauf kosten die Häuser also praktisch nichts.«

»Und was wollte er jetzt von dir?«

»Zum einen wollte er wissen, ob wir einen Teil der Vermietung übernehmen würden. Das schien mir kein Problem. Und zum anderen braucht er Geld.«

Ich setzte mich aufrecht hin. Meine Miene erstarrte. »Geld?«

»Ja. Ich hab mich auch gewundert, ich dachte immer, Peter wäre ziemlich begütert, aber dem scheint nicht so zu sein. Da sieht man mal wieder, wie man sich täuschen kann, wenn man sich auf den äußeren Schein verlässt. Teures Haus, schicker Wagen ... das Fest damals hat auch ein bisschen was gekostet, glaube ich. Aber anscheinend kann man Peter auf den Kopf stellen, und es fällt kein loser Cent aus seinen Taschen. Also möchte er gern, dass ich mich beteilige.«

Ich gab mir die größte Mühe, Ruhe zu bewahren. Dass Peter angeblich kein Geld haben sollte, wollte mir nicht in den Kopf.

»Aber«, begann ich, »Peter hat doch vierzig Leute, die für ihn arbeiten. Und er hat immer genügend Aufträge, sagt er. Wie bezahlt er denn die Leute und das Baumaterial?«

»Von dem Stundenlohn der Jungs springt für ihn nur ein Bruchteil heraus, meint er. Hinzu kommen Versicherung und Lohnnebenkosten. Von dem, was übrig bleibt, kommt er anscheinend gerade so über die Runden. Nicht ohne Grund legt er auch immer selbst mit Hand an. Und wenn er abends nach Hause kommt, ist der Arbeitstag für ihn noch nicht zu Ende.«

Ich wurde allmählich nervös. »Peter hat also dieselben Pläne, die du auch hattest, als wir uns entschlossen haben, hierher zu ziehen. Drehst du jetzt nicht die Rollen um? Du kannst doch auch ohne ihn Häuser bauen. Du brauchst Peter doch überhaupt nicht.«

»Doch, schon. Was den Bau und das ganze Drumherum angeht, habe ich in den letzten Monaten viel dazugelernt, aber an Peters Kompetenz komme ich bei Weitem noch nicht heran. Er hat Erfahrung, Maschinen, Kontakte zu Lieferanten, die ihm Nachlass gewähren, und er hat Arbeiter, die nicht allzu teuer sind. Also ist es eigentlich keine schlechte Idee, die Sache mit ihm zusammen anzugehen ...« Wahrscheinlich bemerkte Eric, dass mich diese Ankündigung beunruhigte, denn beschwichtigend fügte er hinzu: »Aber zerbrich dir darüber vorläufig nicht den Kopf, erst muss unser eigenes Haus fertig sein. Und dann können wir ja mal sehen.«

Er hatte wahrscheinlich schon zugesagt, das war kaum zu überhören.

Es machte mich wütend. Wütend und auch ängstlich.

Ich schüttelte den Kopf. »Das will ich nicht. Eric, das will ich einfach nicht.«

Er ergriff meine Hand. »Hör mal, Simone. Es wird ein prima Deal. Peter kümmert sich um die Leute, um die Arbeit sozusagen, er hat den Grundbesitz, die Zeichnungen und die CU. Ich brauche lediglich Geld für den Bau zuzuschießen, und im Gegenzug bekomme ich die Hälfte der Miete und in zehn Jahren die Hälfte dessen, was die Häuser im Verkauf einbringen. Es geht dabei um vierundzwanzig- bis dreißigtausend Euro Mieteinnahmen pro Jahr, und in zehn Jahren werden da jährlich fünfundsiebzigtausend oder sogar noch mehr frei, und das zwölf Jahre lang. Ich glaube nicht, dass wir uns eine solche Gelegenheit entgehen lassen sollten. Das ist eine Menge Geld, Simone, wirklich eine ganze Menge Geld. Und das Einzige, was ich tun muss, ist etwa zweihunderttausend vorstrecken, damit die Hütten gebaut werden können.«

Es war beschlossene Sache. Alles deutete darauf hin, seine ganze Haltung und wie er darüber redete. Dass er etwas so Wichtiges, so Folgeschweres nicht mit mir besprochen hatte, setzte mir ziemlich zu.

Mir wurde flau im Magen, und meine Stimmbänder waren wie gelähmt, aber schließlich brachte ich doch etwas heraus: »Wir haben überhaupt keine zweihunderttausend Euro, Eric. Selbst wenn wir den Rest unseres Ersparnis da hineinstecken würden, müssten wir uns noch was dazuleihen. Und dann hätten wir kein Geld mehr zum Leben. Kein Sicherheitspolster, nichts, nur noch Schulden.«

Nur mit Mühe konnte ich eine Panikattacke unterdrücken. Mein Atem wurde schneller, und ich fing an zu zittern. Es war ein Albtraum, ein regelrechter Albtraum.

»Deshalb wollte ich auch warten, bis das Haus hier fertig ist und die *chambres d'hôtes* schon laufen«, sagte Eric beruhigend. »Dann haben wir schon mal ein gewisses Auskommen. Angenommen, wir steigen im Mai ein, dann können die ersten Häuser im Herbst fertig sein, und wir kassieren in der Nachsaison schon bei der Vermietung mit. Ich könnte eine Webseite gestalten, über die wir nicht nur die *chambres d'hôtes*, sondern auch gleich noch die Hütten vermieten, dann schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. Und in den Wintermonaten wollte Peter die Häuser sowieso an Leute wie Louis losschlagen, die leben im Winter auch nicht gern im Wohnwagen. Dann kommt zwar nicht so viel Miete rein, nur ein paar

Hundert Euro im Monat, aber besser, als wenn sie leer stehen. Ehrlich gesagt, halte ich das für eine fantastische Idee.«

Schweigend sah ich Eric an. Was in Gottes Namen sollte ich darauf noch entgegnen? Ich glaubte einfach nicht, dass es so laufen würde, wie Peter es skizziert hatte. Ich konnte es nicht glauben.

Nicht mit Peter.

Mich hatte er zwar in der Hand, aber dabei ging es nur um zweihundertfünfzig Euro in der Woche. Die konnten wir noch entbehren - zum Glück.

Aber wenn ich diese Sache zuließ, waren wir in einem halben Jahr pleite. Das wusste ich einfach. Dann hätte diese Ratte nicht nur mich abgezockt, sondern meine ganze Familie. Aussaugen würde Peter uns, alles aus uns herauspressen, was finanziell drin war, und sogar noch mehr, weil Eric, um an die fette imaginäre Wurst heranzukommen, die Peter ihm vor der Nase hatte baumeln lassen, bereit war, sich in Schulden zu stürzen.

Eric kannte Peter nicht so, wie ich ihn kannte.

Und Peter wusste ganz genau, dass ich Eric nicht in mein Wissen einweihen konnte.

Peter war also noch viel gefährlicher, als ich geahnt hatte.

»Was bist du denn so still?«

Ich sah auf. Holte tief Luft, einmal, dann noch einmal. Das Zittern blieb. »Ich ... ich kann mir das einfach nicht vorstellen, Eric. Es geht darum, gutes Geld zu verdienen, in Ordnung, aber ich würde nicht so viel Vertrauen in Peter setzen.«

Eric zog die Brauen zusammen. »Warum denn nicht?«

Ich schluckte. »Peter mag ja ganz nett sein und so weiter, aber du weißt doch, wie so was läuft. Es passiert so oft, dass Leute zusammen eine Firma gründen und sich ein Jahr später zerstreiten. Vielleicht kriegt er auch irgendeinen Rappel, und dann hängen wir mit unserem Geld da drin. Mit so was machen wir uns von Peter abhängig. Und das will ich nicht.«

»He, Simone, das regeln wir doch nicht auf Treu und Glauben. Ich bin doch nicht naiv. Wir gründen eine s.a.r.l., eine französische GmbH. Und wir lassen alles dokumentieren, von einem Notar.«

Den Peter wahrscheinlich auch eingesackt hat.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich möchte es einfach nicht, und Punkt. Nicht zusammen mit jemand anderem, nicht mit so viel Geld. Warum kaufst du nicht selbst ein Stück Land, lässt die Jungs die Häuser drauf bauen und bezahlst ihnen einen Stundenlohn, genau wie jetzt? Dafür brauchen wir doch Peter nicht.«

Eric's Gesicht verfinsterte sich. »Dann kosten solche Häuser das Doppelte. Ich finde das echt daneben von dir, Simone. Wirklich. Du siehst Gespenster, du bist überhaupt nicht realistisch. Peter ...«

Ich sprang auf. »Peter, Peter, Peter!«, rief ich mit schriller Stimme. »Vor gar nicht so langer Zeit hast du mir erzählt, ich und die Kinder wären für dich das Allerwichtigste, Peter und die Jungs könnten dir gestohlen bleiben. Gestern hast du, bevor du weggefahren bist, noch gesagt, du wärst vor zwölf zu Hause, dann kommst du mitten in der Nacht, bist sturzbetrunken, und jetzt erzählst du mir, du willst mit diesem Peter zusammen, der dir gestohlen bleiben kann, eine Firma gründen und ihm zweihunderttausend Euro geben. Obwohl die Frau, die dir angeblich alles bedeutet, das absolut nicht will!«

Eric's Augen verengten sich zu Schlitzen. »Du warst also wach heute Nacht? Als ich nach Hause kam? Warum tust du dann, als ob du schläfst? Was soll das?«

»Ich wollte schlafen, ich war hundemüde, und ich war wütend auf dich.«

»Und jetzt reagierst du dich an mir ab, oder wie? So kommt mir das vor.«

Zornig stand Eric aus dem Sessel auf, ging auf den Flur hinaus und knallte die Tür hinter sich zu.

Verdammt noch mal!

Ich sprang ebenfalls auf und rannte ihm bis zur Treppe nach. Meine Stimme hallte durch die Diele:

»Das machst du nicht! Wenn du das machst, gehe ich alleine zurück in die Niederlande, und die Kinder nehme ich mit! Hast du gehört, verdammt? Ich will das nicht, ich will es einfach nicht!«

Auf halber Treppe drehte er sich zu mir um. »Habe ich so was jemals falsch eingeschätzt? Nein, noch nie. Und jetzt gehe ich lieber kurz weg, bevor ich irgendwas sage, was mir hinterher leidtut.«

Nervös streunte Bleu um Eric herum, und als dieser die Haustür öffnete, schlüpfte der Hund zwischen seinen Beinen hindurch nach draußen. Eric ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen.

Auf der Treppe sank ich in mich zusammen.

Bestimmt war das alles nur ein Albtraum.

So etwas gab es in Wirklichkeit nicht.

Gleich würde Eric zurückkommen und mir sagen, dass es ihm leidtat und dass er sich hatte gehen lassen. Wie betäubt blieb ich sitzen und starrte die geschlossene Haustür an. Verharnte wie gelähmt auf der Treppe.

Während die Zeit verstrich und mir die Kälte immer mehr in die Knochen kroch, sah ich alles noch einmal vor mir: Eric und mich, unsere Ehe, unsere Familie. Mein ganzes Leben war nur eine Seifenblase, die sich schillernd in der Luft drehte, bis das unvermeidliche Ende kam. *Plopp*.

Das Telefon klingelte. Der Ton durchschnitt die Stille und riss mich aus meiner Lethargie.

Mit steifen Gliedern saß ich immer noch auf der Treppe und zitterte wie Espenlaub. Ich stand auf. Eines meiner Beine war eingeschlafen. Kraftlos schleppte ich mich die Treppe hinunter und in die Küche. Wenn es Peter war - und davon war ich überzeugt -, würde er jetzt die volle Ladung abbekommen. Ich würde nicht mehr an mich halten, der konnte jetzt was zu hören kriegen!

Meine Hand erstarrte über dem Hörer.

Sollte ich in meiner momentanen Verfassung wirklich mit ihm reden? War das vernünftig? Ich war viel zu aufgewühlt und durcheinander. Ich würde ...

Trrring.

Was sollte ich sagen? Ich dachte an die Schlaftabletten, an das Internetcafé. Wenn ich tatsächlich etwas gegen Peter unternehmen wollte, durfte ich nicht mit offenem Visier kämpfen. Niemals. Sonst hatte er von vorneherein gewonnen. Also ...

Trrring.

Peter musste sich darüber im Klaren sein, dass dieser neue Schachzug mich auf die Palme brachte. Er konnte sich leicht ausrechnen, dass ich mit allen Mitteln versuchen würde, Eric davon abzubringen.

Trrring.

»Simone.«

Knackende Geräusche am anderen Ende der Leitung. Eine Männerstimme, die sich gehetzt anhörte, irgendetwas auf Französisch. Schwer zu verstehen.

»Comment?«, fragte ich.

»C'est moi.«

Moi?

Sprach Peter jetzt Französisch?

Ich runzelte die Stirn. Wer war das? Schnell sah ich auf die Uhr, halb elf.

»Bist du allein?«

Mein Gott ... diese Stimme ... Michel!

Mein Herz fing an zu rasen, eine Hochdruckpumpe auf vollen Touren.

Mit beiden Händen umklammerte ich den Hörer.

»Äh ... ja«, sagte ich mit zittriger Stimme.

Meine Gefühle führen Achterbahn, ich war erst apathisch, dann verstört, dann wütend, und im nächsten Moment wusste ich überhaupt nicht mehr, was ich fühlen, denken oder tun sollte.

Michel.

Alle möglichen Gedanken sausten mir durch den Kopf. Ich hatte Grund, böse auf ihn zu sein, ich musste ihn fragen, wo er war, ihm sagen, dass ich ... oder? Tränen traten mir in die Augen.

»Simone? Bist du noch dran?«

»J-ja.«

»Ich bin in ...«

Was er dann sagte, verstand ich wieder nicht. Es klang wie les Pays-Bas, die Niederlande. Am anderen Ende der Leitung nahm der Redeschwall kein Ende. Warum sprach er so schnell? Meine grauen Zellen spielten nicht mehr mit, ich versuchte mich auf seine Worte zu konzentrieren, aber ohne dass ich ihn vor mir sah, schaffte ich es nicht so gut.

Eigentlich schaffte ich es überhaupt nicht. Kein Wort bekam ich mit.

»*Arrête* - hör auf ...« Ich konnte den Satz nicht mehr zu Ende führen.

Die Haustür ging auf. Eric. Vor ihm her kam Bleu in die Diele gelaufen. Mit Atemwölkchen vor der Schnauze trottete er munter auf mich zu.

Reflexartig legte ich auf.

Im nächsten Moment traf mein Blick Eric. Wüst starrte ich ihn an. Begann zu weinen. Nicht still und leise, sondern bitterlich und laut, hemmungslos.

Wie in Zeitlupe sah ich ihn auf mich zukommen. Sein Gesicht war von der Kälte ganz rosig. Er schlang die Arme um mich und zog mich ganz nahe an sich.

»Entschuldige«, hörte ich ihn sagen. »Ich hätte nicht so überreagieren sollen. Ich ... wir haben einfach zu viel um die Ohren im Moment. Viel zu viel. Entschuldige, Liebste. Wir sprechen nicht mehr darüber, okay? Wir bringen erst diese Sache hier zu Ende, wir beide zusammen, okay? Es eilt ja alles nicht.«

Er gab mir einen Kuss auf die Stirn und wischte mir mit dem Daumen die Tränen von der Wange, was allerdings nicht viel nützte. »Komm, wir gehen nach oben, du bist ja ganz durchgefroren.«

»Du rufst auch nie an!«

Miranda. Ihr letzter Anruf lag ein paar Monate zurück. Damals hatte die Truppe von Bauarbeitern gerade bei uns angefangen. Die Sonne hatte geschienen, und es war warm gewesen.

Das schien nun Lichtjahre her zu sein. Szenen aus einem früheren Leben.

Jetzt stand ich im Wintermantel vor den Kochtöpfen. »Ich komme einfach nicht zum Telefonieren.«

»Aus den Augen, aus dem Sinn, was? Simone, das ist wirklich nicht mehr schön, weißt du? Wir alle vermissen dich schließlich. Hannah hat gestern noch nach dir gefragt. Sie ist wieder mit Fred zusammen. Und wir haben uns vorgenommen, euch im Frühjahr mal zu besuchen. Sind die Gästezimmer dann fertig?«

»Ich glaube, eher nicht.« Miranda war die Letzte, mit der ich sprechen wollte. Eine Stimme aus einem früheren Leben. Einem Leben, zu dem sie ganz selbstverständlich dazugehört hatte.

»Ach. Na ja, schauen wir mal. Vielleicht kommen wir dann im Sommer. Läuft es denn halbwegs? Wie weit seid ihr eigentlich?«

»Die Schlafzimmer sind fertig und das Bad auch, aber das ist für die Gäste. Mit dem Rest sind sie noch zugange.«

»Meine Güte, wird das ein Zehn-Jahres-Plan bei euch? So ähnlich wie bei *No going back*? Kennst du die Sendung? Oder guckt ihr nur noch französisches Fernsehen?«

»Nein, wir haben eine Schüssel, und die französischen Sender habe ich noch nicht mal gesucht - keine Zeit. Aber wir sehen sowieso nicht viel fern.«

»Und wie geht es den Kindern? Haben sie es in der Schule nicht furchtbar schwer? Zwischen all den dunkelhaarigen Kindern fallen sie bestimmt auf, oder?«

»Hier gibt es genauso viele blonde Kinder wie in den Niederlanden«, sagte ich. »Die Lehrerin von Isabelle hat blonderes Haar als Eric.« Dabei gedachte ich es zu belassen.

In Gedanken sah ich Miranda im Kreise der anderen Mütter vor der Schule in den Niederlanden stehen und wie sie den Kopf darüber schüttelten, wie man so verantwortungslos sein konnte, seine Kinder der Zivilisation zu entreißen, um sie hier im tiefen, zurückgebliebenen Süden Frankreichs den Analphabeten zu überlassen.

Die Vorstellung gefiel mir nicht.

So heimatlos und schlecht ich mich auch fühlte, ich vertrug es nicht, wenn jemand unsere Entscheidung, nach Frankreich zu gehen, schlechtmachen wollte. Je mehr Miranda auf ihren unbegründeten Vorurteilen beharrte, desto größer wurde mein Bedürfnis, ihr zu erzählen, wie toll es hier war.

»Und wie ist es mit dem Einkaufen, findest du alles, was du so brauchst? Auch Erdnussbutter und so weiter? Oder gibt es vor allem Produkte aus der Region?«

Produkte aus der Region.

Ich musste dieses Gespräch so schnell wie möglich beenden, sonst geriet ich immer mehr in die Defensive.

Außerdem hatte ich Isabelle und Bastian versprochen, dass wir in die Stadt fahren und etwas Schönes für sie kaufen würden. Dann konnte ich auch gleich Geld abheben. Für Peter.

»Oh, Miranda, ich muss die Kinder von der Schule abholen, fällt mir gerade auf. Bis bald, ja?«

Ohne ihre Reaktion abzuwarten, legte ich auf.

Es war ganz sonderbar, aber erst in diesem Augenblick wurde mir richtig bewusst, dass meine Freundschaft mit Miranda vorbei war, dass wir jetzt in verschiedenen Welten lebten. Ich hatte ihr nicht

mal erzählt, dass ich demnächst in die Niederlande käme. Meine Freundschaft zu Erica hatte besser gehalten. Erica wollte ich gern wiedersehen und Erics Familie auch, Miranda nicht.

Eric würde mitkommen. Das hatte er mir versprochen, nachdem wir gestern Abend unseren Streit beigelegt hatten. Unseren ersten echten Streit seit Jahren. Es war eigentlich ein Wunder, dass die Bombe nicht schon früher hochgegangen war.

Während ich auf dem Parkplatz des LeClerc eine freie Lücke suchte, wurde mir bewusst, dass ich quasi den ganzen Vormittag über an Michel gedacht hatte. Und nicht nur den Vormittag über. Bis vier Uhr nachts hatte ich in völliger Dunkelheit wach gelegen. Dicht neben mir hatte ich Eric tief und ruhig atmen gehört und überlegt, was Michel bei diesem verwirrenden Anruf genau gesagt hatte. Er hatte gefragt, ob ich alleine sei, aber ansonsten hatte er so schnell gesprochen, dass ich nichts richtig mitbekommen hatte. Ich überlegte, ob er tatsächlich gesagt hatte, er sei in den Niederlanden, aber je länger ich darüber nachdachte, desto mehr Unordnung breitete sich in meinem Kopf aus. Ich wusste es wirklich nicht mehr. Wahrscheinlich war nicht bloß die Sprachbarriere schuld an dieser gescheiterten Kommunikation. Zu einem hysterischen Zusammenbruch hatte gestern Abend auch nicht viel gefehlt. Wie lange ich eigentlich dort auf der Treppe gesessen und wie ich schließlich in die Küche gelangt war, wusste ich auch nicht mehr.

Mittlerweile hatte ich mich etwas beruhigt, nachdem Eric mir versichert hatte, dass er sich nicht auf irgendwelche Geschäfte mit Peter einlassen würde, wenn ich es nicht wollte. Das hatte mich aufatmen lassen.

»So, da wären wir.«

Ich stieg aus und hielt den Kindern die hintere Autotür auf. Im Einkaufszentrum herrschte großes Gedränge. Es gab Stände mit Kuchen und Süßigkeiten, Keramikvasen und Schalen, eine Lautsprecherstimme schallte über unsere Köpfe hinweg. Es lief Musik, eine Modenschau war in vollem Gange. Vor dem Bankomat gab es eine lange Schlange, also beschloss ich, erst die Geschenke kaufen zu gehen.

In dem Spielwarenladen war am allermeisten los. Das Weihnachtsgeschäft war angelaufen.

»Bastian, wir suchen jetzt erst das Geschenk für Isabelle aus und dann das für dich. Aber du musst bei uns bleiben, hier ist es nämlich ganz schön voll, und ich möchte nicht, dass du plötzlich verschwunden bist.«

»Ich kann doch schon Französisch«, entgegnete er seelenruhig. »Wenn du weg bist, kann ich sagen, wer ich bin und wo ich wohne. Und wie du aussiehst und so.«

Ich drückte den widerspenstigen kleinen Troll an mich. »Das weiß ich, Schatz, aber es gibt auch Leute, die dich gar nicht zu deiner Mutter zurückbringen wollen. Das weißt du doch, oder? Das hat Mama dir doch schon oft genug gesagt.«

Bastian schaute um sich. »Hier sind überall nur Eltern, keine bösen Männer«, sagte er in herausforderndem Tonfall. »Und ich bin kein Baby mehr.«

»Nein, aber bleib jetzt bitte trotzdem bei mir.«

Ich dirigierte ihn in einen Gang, der von der Farbe Rosa dominiert wurde. Isabelle gingen die Augen über. Bastian blieb an meiner Seite, wenn auch widerwillig.

Die Jungs von der Baupuppe wussten bestimmt, wo Michel war. Ich hatte mich bloß nicht zu fragen getraut, weil ich Angst hatte, entlarvt zu werden. Es bräuchte nur jemand einen dummen Witz zu machen, schon hätte mein Gesichtsausdruck mich verraten. Aber vielleicht, überlegte ich nun, fiel es ja erst recht auf, wenn ich nicht nachfragte. Schließlich fehlten ja seit Neuestem ein paar Arbeiter, die bisher immer dabei gewesen waren. Mich zu erkundigen, warum, wäre völlig normal.

Außerdem konnte ich meine Fragen auch unauffällig zwischen zwei andere, unbedeutende Fragen

einschieben, so ähnlich wie Leute, die in der Videothek einen Porno zwischen zwei Familienfilme stecken.

Diese Taktik konnte ich auch bei Rita und Betty anwenden. Rita wäre von meinen neuen Bekannten wahrscheinlich noch am ehesten bereit, mir etwas über Peter und die Triebfeder seines Handelns zu erzählen. Und zu zweit, ohne Theo, war Betty vielleicht auch etwas gesprächiger.

Betty und Rita. Gleich nachher würde ich sie anrufen. Vielleicht konnte ich mich in den nächsten Tagen mal in typisch niederländischer Manier bei ihnen zum Kaffee einladen.

»Ich habe mit niemandem gesprochen«, sage ich.

Der Ermittler und der belgische Übersetzer sehen mich teilnahmslos an.

»Und ... und ob ich den Bon mitgenommen habe, weiß ich nicht mehr.«

Der Dolmetscher beugt sich über den Tisch zu mir vor. »Ich würde Sie bitten, noch mal gut nachzudenken, wie spät es war, als Sie den Supermarkt verließen, und wann Sie zu Hause ankamen.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich weiß es nicht, wirklich nicht.«

»Zweiundzwanzig Uhr?«

Verwirrt blicke ich auf. »Vielleicht. Zehn ... ja, so gegen zehn, denke ich.«

»Wer befand sich zu diesem Zeitpunkt bei Ihnen zu Hause?«

»Mein Mann Eric und die Kinder, Bastian und Isabelle.«

»Was haben Sie getan, als Sie wieder zu Hause waren?«

»Ich bin ins Bett gegangen.«

»Gehen Sie öfter so früh schlafen?«

»Ja.«

Der Dolmetscher verzieht das Gesicht und spielt mit seinem Kaffeebecher. Er sieht mich eindringlich an.

Mir ist übel, und es wird von Sekunde zu Sekunde schlimmer. Es gibt hier kein Fenster, das Neonlicht tanzt mir vor den Augen, und der widerwärtig süßliche Kaffeegeruch schnürt mir die Kehle zu.

»Wann haben Sie Ihr Portemonnaie zuletzt gesehen?«

Eine Eisenkralle schließt sich um meinen Hals.

Louis und die beiden Antoinen wussten nicht, wo Bruno und Michel waren, und es interessierte sie auch nicht. Ich hatte mich nach den beiden erkundigt, als Louis gerade am Waschbecken gestanden hatte und mein Blick an seiner verstümmelten Hand hängen geblieben war. Es dauerte einen Moment, bis ich es selbst merkte. Sogleich wandte ich mich wieder beschämt dem fast fertigen Salat zu. Es war bestimmt unhöflich, diese Hand so anzustarren.

Nicht nur hatten sie keine Antwort auf meine Frage, sondern unser dezimierter Arbeitstrupp betrachtete Bruno und Michel sowieso als arrogante Rotznasen, mit denen man lieber nicht zusammenarbeitete und privat möglichst wenig oder gar keinen Kontakt hielt. So explizit wurde es zwar nicht ausgesprochen, aber das Naserümpfen und Gemurr erübrigte nähere Erläuterungen.

»Die werden wohl auf irgendeiner anderen Baustelle sein«, hatte Louis gemurmelt.

»Oder im Knast«, hatte Antoine hinzugefügt.

Es hatte mir auf der Zunge gelegen, zu fragen warum, aber genau in dem Moment war Eric aufgekreuzt, sodass ich die unausgesprochene Frage in einem nervösen Hüsteln erstickt hatte.

Wir saßen in Bettys Küche, zwischen uns eine Schale mit süßen Leckereien und zwei Tassen Kaffee mit Likör und Schlagsahne. Wir waren in ein Gespräch über die *chambres d'hôtes* verwickelt. Betty hatte ein neues Brillengestell mit schwarzen, roten und braunen Punkten, das in ihrem blassen Gesicht kaum weniger auffiel als das knallblaue Vorgängermodell. Sie trug einen Tigerstreifenpullover und hielt ihr dünnes, braunes Strubbelhaar am Hinterkopf mit einer Spange zusammen, die ein ebensolches Muster aufwies.

»Ich gebe dir mal die Telefonnummer von den Leuten.« Sie stand auf, um einen Stift und einen Notizblock von der Anrichte zu nehmen. »Die setzen dich auf ihre Webseite und wollen dann von allen Buchungen, die über sie laufen, fünfzehn Prozent.«

»Und kümmern sie sich auch um die Bezahlung?«

»Nein, das muss man selbst machen. Sie bringen nur Angebot und Nachfrage zusammen. Der Vorteil ist, dass sie mehr als zehntausend *chambres d'hôtes* auf einmal anbieten, weshalb viele Urlauber logischerweise bei ihnen zu suchen anfangen. Auf der Hauptseite kann man nur sehr knappe Infos hinterlegen, aber man kann auf die eigene Website verlinken.«

Obwohl ich schon wusste, dass ich ihn nicht brauchen würde, steckte ich den Zettel ein. Sobald das Haus fertig wäre, würde ich alles daransetzen, in die Niederlande zurückzukehren.

Alles.

Betty setzte sich mir gegenüber an den Tisch aus Kiefernholz und schob mir die Schale mit den Süßigkeiten zu. »Nimm doch. Theo ist auf Diät, der isst das sowieso nicht. Wie geht's denn mit dem Bau voran? Alles nach Plan?«

Plötzlich fiel mir auf, dass die Sanierung eines Hauses erstaunlich viel mit einer Schwangerschaft gemein hatte. Bei Schwangeren wurden auch ständig solche Fragen gestellt: Wie geht es, weißt du schon, was es wird, ist das Kinderzimmer schon fertig?

Ich hörte mich allmählich an wie eine abgenudelte Schallplatte. »Es läuft prima. Peter arbeitet nur noch montags, den Rest der Woche kommen Louis, Antoine und Pierre-Antoine.« Ich fuhr mir mit der Hand durch die Haare. Jetzt musste ich weiterreden, bevor Betty wieder ein anderes Thema anschnitt. »Aber wo wir gerade davon sprechen ... Als wir letztes Mal hier waren, sagtest du doch, die Jungs hätten

alle irgendwelche Vorstrafen. Ich habe hinterher mit Eric noch mal darüber geredet, weil ich, ehrlich gesagt, ein bisschen erschrocken war. Ich meine, die Jungs sind schließlich den ganzen Tag bei uns im Haus, sie essen auch mit uns zusammen ... wir haben zwei kleine Kinder ... - verstehst du? Ich wusste das vorher nicht, ich dachte, das wäre eine ganz normale Baufirma.«

Betty nahm einen Schluck von ihrem Kaffee und sah mich forschend an. »Peter hat dir nichts erzählt?« Ich schüttelte den Kopf.

Sie nahm einen Bonbon aus der Schale, drehte ihn zwischen den Fingern und legte ihn wieder zurück. »Theo möchte nicht, dass ich das weitererzähle. Es hat einen unguten Beigeschmack, etwas Schlechtes über Peter und seine Leute zu sagen, nach allem, was sie für uns getan haben. Und im Augenblick kann man ihnen auch gar nichts vorwerfen.« Quälend langsam trank sie von ihrem Kaffee.

»Eric und ich haben Peter auch sehr gern«, log ich, um Betty zu beruhigen. »Aber ich wüsste natürlich trotzdem gern, was da los ist.«

»Hast du denn Probleme mit Peter?«

»Ach nein.« Ich machte eine Handbewegung, als wollte ich ein lästiges Insekt verschauen. »Lass gut sein. Ich will dich nicht in Schwierigkeiten bringen. Ich hab mich halt, seit du das erzählt hast, bloß immer wieder gefragt, was die Jungs wohl ausgefressen haben, und ich merke, dass das meine Einstellung ihnen gegenüber beeinflusst. Und das ist mir selbst zuwider, weil wir eigentlich rundum zufrieden mit ihnen sind. Sie machen auch so einen netten Eindruck.«

Betty setzte sich anders hin und zwirbelte eine lose Haarsträhne zwischen Daumen und Zeigefinger. »Weißt du ... die Gegend hier ist sehr weitläufig, hier wohnen Menschen aus aller Herren Länder. Manche sind wie du und ich hierher gekommen, um ihren Traum zu verwirklichen. Andere, um ihrem Albtraum zu entfliehen.«

Ich starrte sie an, bekam aber keinen Ton heraus. Ich konnte sie nicht mal ermutigen fortzufahren. Aber das war anscheinend auch nicht nötig.

»Peter hat in Belgien ein internationales Transportunternehmen gehabt. Er hatte eine Menge normaler Kunden, aber auch welche, für die er Sachen transportierte, die ... na ja, eben illegal waren. Das hat er Theo eines Abends mal im Vertrauen erzählt. Und das waren richtig lukrative Geschäfte.«

»Hat er erzählt, was er da herumkutschiert hat?«

»Er war viel im Baskenland und in Nordspanien unterwegs, für Leute mit Verbindungen zur ETA. Tja. Drogen und Waffen, nach Theos Einschätzung.«

»Peter hat Drogen und Waffen für die ETA transportiert?« Ich bekam den Mund kaum wieder zu. Die ETA kannte ich lediglich aus Fernsehnachrichten und Zeitungen. Furchtbare Bombenanschläge, unschuldige Opfer, Terrorismus. Was für ein Mensch war Peter? Es war alles noch schlimmer, als ich bislang gedacht hatte.

Betty blieb erstaunlich gelassen. Für sie war das schließlich alles nichts Neues. »Scheint so. Er hat schrecklich viel Geld dabei verdient, bis es eines Tages schiefging. Jemand hatte herausbekommen, in welchen Lastwagen sich das Zeug befand, und die mitten in der Nacht überfallen. Also ist die ETA dazu übergegangen, immer auch eigene Leute mitzuschicken, zur Bewachung. Und sie schleusten welche in Peters Firma ein, weil sie glaubten, unter seinen Angestellten wäre ein Verräter. Eines Tages war dann einer von seinen Leuten spurlos verschwunden, und ein halbes Jahr später sind die sterblichen Überreste aufgetaucht. In Deutschland.«

Ich kam aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. »Und Peter hat das gewusst?«

»Klar hat er das gewusst. Und er hat es mit der Angst zu tun bekommen. Weil die Leute von der ETA, die bei ihm in der Firma herumliefen, nicht wieder verschwinden wollten. Im Gegenteil, die haben angefangen, in seinen Computerdateien herumzuschnüffeln. Die wussten genau Bescheid, über seine

Kunden, seine Routen etc. Und er konnte nichts dagegen tun.«

»Das hört sich ... ziemlich heftig an.« Mehr fiel mir dazu nicht ein.

Betty ergriff meine Hand, die auf dem Tisch lag. »Am liebsten hätte er die Firma verkauft. Aber er kam da nicht raus, weil die Basken ihn als Eigentümer behalten wollten. Schließlich hatten sie sich in der Firma gerade so gut eingearbeitet. Im Grunde hatten sie sie mehr oder weniger übernommen.«

»Und wie ... wie ist Peter dann hier gelandet?«

»Irgendwann sind bei einem Überfall auf einen dieser Lastwagen ein paar Leute erschossen worden. Peter hatte Angst, dass er eines Tages selbst dran glauben müsste. Also ist er Hals über Kopf geflohen und hat alles zurückgelassen. Die Firma, aber auch Frau und Kinder.«

»Mein Gott ...«

»Ungefähr ein Jahr später hat er hier Claudia kennengelernt und mit diesem Bauunternehmen angefangen.«

»Warum ist er nicht zur Polizei gegangen? Ich meine ... Frau und Kinder einfach im Stich lassen?«

Betty warf mir einen strengen Blick zu und zog die blauen Bögen über ihre Augenbrauen hoch. Möglicherweise waren sie eintätowiert. »Dann hätte er der Polizei auch erzählen müssen, warum er geflohen ist.«

»Mitschuldig an terroristischen Aktivitäten«, dachte ich laut vor mich hin.

Betty stand auf. »Ach Gott, Simone, ich hätte das vielleicht doch lieber für mich behalten sollen. Im Grunde ist es Klatsch und Tratsch. Peter hat nichts mehr damit zu tun, er gibt sich alle Mühe, ein neues Leben aufzubauen. Eigentlich ist er selbst ein Opfer. Irgendwann hat jeder mal was Unrechtes getan. Wirklich. Hier in der Gegend haben alle irgendwas hinter sich. Nicht immer so was Extremes wie Peter, und doch ... Ich finde, jeder verdient eine zweite Chance. Auch Peter.«

»Also ist Peter im Grunde immer noch auf der Flucht? Die ... die Leute, die hinter ihm her waren, suchen die ihn immer noch?«

»Keine Ahnung. Ich glaube eher nicht. Sonst hätten sie ihn längst gefunden. Und das hätten wir mitbekommen.«

Stille breitete sich aus. Betty stand auf und setzte sich wieder. Es war schon das zweite Mal, dass sie so eine Scheinbewegung vollführte. Als würde sie sich am liebsten davonmachen, als spornte ihr Körper sie zum Weglaufen an, während irgendetwas sie zurückhielt. Wahrscheinlich fühlte sie sich extrem unwohl. Ich hatte Angst, dass sie gleich gar nichts mehr sagen, dass sie sich in Schweigen hüllen und mich hinauskomplimentieren würde.

Dabei hatte ich noch so viele Fragen. »Und was haben die Jungs angestellt?«

»Darüber möchte ich mich lieber nicht auslassen.«

»Was Schlimmes?«

Sie sah auf. Der Blick aus ihren blassen Augen war verschleiert. »Kommt drauf an, was man unter schlimm versteht.«

Ich griff mir an den Hals. »Ich weiß nicht genau ... Gewalt würde ich schlimm finden, glaube ich.«

Betty schwieg in allen Sprachen. Mein Mund war wie ausgetrocknet.

»Ich weiß es auch nicht im Detail«, sagte sie schließlich leise. »Aber ich weiß, dass sie jetzt auf dem richtigen Weg sind. Sie leisten harte Arbeit. Außer bei Peter hätten sie nirgends einen Job gefunden. Es gibt hier in der Gegend nicht viele Arbeitsplätze. Mit einer Vorstrafe hat man normalerweise keine Chance. Aber Peter hat ihnen eine gegeben. Das finde ich sehr anständig von ihm.«

»Aber was haben sie denn getan?«

Betty hob die Hände. »Autodiebstahl, Raubüberfälle, Drogen, so was in der Art.«

Raubüberfälle... Ich spürte, wie ich blass wurde. Ob Michel ...? - Nein.

»*Raubüberfälle* ... das ist nicht nichts.« Meine Stimme klang seltsam heiser. »Arbeitet ... oder hat bei uns auch so jemand gearbeitet? Von dem du das weißt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß bloß, dass die Jungs fast alle schon mal im Knast waren, aber nicht, wer genau was gemacht hat. Peter hat sie auf den rechten Weg zurückgebracht. Sie verrichten jetzt harte, ehrliche Arbeit. Verstehst du, warum es mir so schwerfällt, darüber zu sprechen? Ich könnte mir die Zunge abbeißen, dass ich überhaupt davon angefangen habe. Erst recht, nachdem du so darauf reagierst. Peter macht jetzt zum Teil wieder gut, was er sich früher mal zuschulden hat kommen lassen. Das ist doch ... großartig, oder?« Ihre Stimme war unsicher geworden. »Jetzt, wo du das alles weißt, betrachtest du sie sicher mit anderen Augen, oder?«

»Das ... nun ja ... das stimmt.«

Sie blickte zu Boden. »Hätte ich doch bloß den Mund gehalten.«

»Ich bin froh, dass du es mir erzählt hast. Jetzt weiß ich zumindest, woran ich bin.« Ich gab mir Mühe, sie möglichst aufrichtig anzusehen. »Ich werde diese Informationen nicht missbrauchen, Betty. Mach dir keine Sorgen.«

Peter als Opfer, das wollte mir nicht in den Kopf gehen. Und Peter als eine Art Heiliger, als Ein-Mann-Sozialisations-Zentrum, erst recht nicht.

Ein Krimineller mit Verbindungen zur Unterwelt. *Terroristen*. Er hatte an Waffen- und Drogenschmuggel mitgewirkt. Wie viele Menschen waren wohl wegen Peters Gier auf das blöde Geld zu Tode gekommen? *Ermordet worden?*

Ich hatte einen neuen Trumpf in der Hand. Wenn Eric erfuhr, dass er sich mit einem Schwerverbrecher abgab, würde die Freundschaft, die sich da anbahnte, gewiss ein rasches Ende finden.

Kognitive Dissonanz ist ein Begriff, der hauptsächlich aus der Werbewelt bekannt ist. Er verweist darauf, dass Verbraucher immer gern glauben (wollen), mit dem Kauf eines bestimmten Produkts hätten sie die beste Wahl getroffen - selbst wenn sie bereits wissen, dass das nicht stimmt.

Auch wenn sich im Nachhinein eindeutig erweist, dass die Kaufentscheidung falsch war (etwa weil der teure Breitbandfernseher im Testbericht verrissen wird), versuchen Verbraucher, diese vor sich selbst wie vor der Außenwelt schönzufärben, und zwar nicht selten mit großem Engagement: »Es stört mich nicht, dass er so viel Strom verbraucht, denn dafür ist das Bild viel schärfer als bei den anderen Geräten.«

Zu einer solchen Rechtfertigungshaltung kann es in Bezug auf eine Kaufentscheidung kommen, aber auch in Bezug auf andere Entscheidungen des täglichen Lebens. Denn niemand gibt gern zu, dass man falsch gelegen hat mit seiner Einschätzung.

»Peter ist ein Krimineller.«

Über den Rand seines Weinglases hinweg sah Eric mich an. »Ein Krimineller?«

»Ich habe heute einen Kaffee bei Betty getrunken, und sie hat mir erzählt, wie es Peter hierher verschlagen hat.«

»Was wolltest du denn bei Betty? Ich hatte nicht gerade das Gefühl, dass es zwischen euch gefunkt hätte.«

»Hier hat man ja keine große Wahl. Sonderlich viele Leute kennen wir schließlich nicht. Ich habe bei ihr vorbeigeschaut, weil ich sie fragen wollte, wie sie das mit den *chambres d'hôtes* angeht. Sie hat mir die Kontaktdaten einer Vermittlungsfirma gegeben, die Anbieter und Urlauber zusammenbringt. Das Angebot richtet sich hauptsächlich an Engländer. Betty bekommt fast all ihre Gäste über diese eine Firma.«

»Und was hat Peter damit zu tun?«

»Sie hat mich im Vertrauen gefragt, ob Peter etwas über seine Vergangenheit erzählt hätte. Als ich Nein sagte, ist sie damit herausgerückt. Ich habe einen Riesenschreck bekommen.«

Eric stellte seinen Wein auf dem Beistelltisch neben dem Sofa ab, schien aber nicht ernsthaft beunruhigt. »Was hat sie denn erzählt?«

»Dass Peter aus Belgien geflüchtet ist. Er hat Drogen- und Waffentransporte für die ETA durchgeführt.«

Eric sah mich nach wie vor ungerührt an.

Ich entschloss mich, noch eins draufzusetzen. »Er hatte ein Logistikunternehmen, und irgendwann ist jemand aus der Firma von diesen Leuten ermordet worden, weil sie dachten, dass er anderen Kriminellen irgendwelche Tipps gab. Und das war nicht der Einzige, der dran glauben musste. Peter ist auf der Flucht.«

»Das hat Betty erzählt?«

Ich nickte.

»Die redet ja ganz schönen Quatsch.« Eric nahm einen Schluck von seinem Wein.

Ich rutschte auf meinem Stuhl hin und her. Dass Eric so ruhig blieb, brachte mich durcheinander. »Eric! Die ETA ist hinter Peter her! Der Mann, der unser Haus saniert, wird von Terroristen gesucht, und die Jungs, die hier arbeiten, sind allesamt vorbestraft! Findest du das etwa normal?«

»Ich glaube, Betty hat das alles ein bisschen übertrieben.«

»Das glaub ich nicht. So was denkt man sich doch nicht aus.«

Schweigen breitete sich aus. Eric schien nachzudenken. »Mir hat Peter auch das eine oder andere aus seiner Vergangenheit erzählt«, sagte er schließlich. »Aber Betty dramatisiert das alles ein bisschen.«

Ich fuhr hoch. »Du hast das gewusst und mir kein Wort gesagt?«

»Ja.«

»Und warum nicht?«

»Weil du dir nur Sorgen gemacht hättest. In Peters Vergangenheit hat es eben nicht nur Licht gegeben, sondern auch Schatten, aber inzwischen hat er das alles hinter sich.«

»Wusstest du, dass ein paar seiner Arbeiter Raubüberfälle begangen haben?«

»Hast du das auch von Betty?«

Ich nickte.

Eric holte tief Luft. »Einige von ihnen, ja. Liegt lang zurück. Drogen, Entwurzelung, kein Zuhause mehr, keine Zukunftsaussichten. Jungsünden.«

»Jungsünden? Mein Gott, Eric ...« Ich kam mir vor, als spräche ich mit einem völlig Fremden. So hatte ich Eric noch nie erlebt. Er schien sich an diesen Dingen nicht im Geringsten zu stören. »Weißt du, wer? Auch welche, die bei uns gearbeitet haben?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, das weiß ich nicht. Und es ist mir ehrlich gesagt auch egal.«

»Es ist dir egal?«

»Weißt du, Simone, ich glaube, du solltest da ein bisschen offener werden. Seit wir hier wohnen, habe ich begriffen, dass manche Leute eben ganz anders leben als wir bisher. Dass sie aus der Treitmühle ausgestiegen sind, um es anders zu machen als die meisten anderen. Und darum leben sie freier. Sie machen sich keine Sorgen um Hypotheken, sie waschen nicht jeden Samstag ihre Autos, sondern leben mehr in den Tag hinein. Okay, vielleicht haben sie auch mal was Verbotenes getan. Aber ist dir aufgefallen, wie glücklich sie anscheinend sind, der harten Arbeit zum Trotz? Das Zusammengehörigkeitsgefühl hier ist enorm. Viel größer, als ich es in all den Jahren meiner Berufstätigkeit in den Niederlanden je erlebt habe. Wenn jemand mal kein Geld für Heizöl hat, gibt es immer einen, der ihm welches besorgt. Wenn jemand bei sich zu Hause nichts mehr im Kühlschrank hat, kann er sich immer irgendwo mit an den Tisch setzen. Die Leute sind solidarischer, menschlicher. Das ist eine Haltung, die mir imponiert ...«

Mir fiel die Kinnlade herunter. Ich schluckte. War das noch Eric? »Dass Peter kriminell ist und wir hier mit einem Haufen Krimineller unser Haus sanieren, stört dich also nicht weiter?«

»Sie waren früher mal kriminell. Jetzt nicht mehr. Und das ist auch nur ein Wort, ein Begriff. Peter war total am Ende, als er auf das Angebot dieser Typen eingegangen ist. Und dass es wirklich die ETA war, würde ich auch bezweifeln. Glaubst du tatsächlich, er könnte hier, zwei Autostunden vom Baskenland entfernt, unbehelligt herumspazieren und seine Firma am Laufen halten, wenn das wirklich so gewesen wäre? Wohl kaum. Betty hat da maßlos übertrieben. Ich bin heilfroh, dass Peter und die Jungs uns hier für relativ wenig Geld aus der Patsche geholfen haben. Du hast beim Essen mit Antoine Französisch geübt, sie haben uns bei dem Verwaltungskram geholfen ... - ohne die Jungs würden wir immer noch in dem Wohnwagen hocken, Simone. Mag ja sein, dass sie sich auch mal zu irgendwas haben hinreißen lassen, aber was immer das war, es ist lange her.«

»Und du hast keine Angst, dass sie es wieder tun? Dass sie ... rückfällig werden?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich wüsste nicht, warum. Im kriminellen Milieu kann man mit viel weniger Arbeit viel mehr verdienen. Dass sie diese Arbeit überhaupt machen, sagt also schon etwas aus. Das genügt mir, und dir sollte es eigentlich auch reichen.«

»Ich verstehe dich nicht, Eric. Du ... In den Niederlanden hättest du das ganz anders gesehen. Da hast du immer gesagt, wir brauchen höhere Strafen, die Leute müssen länger hinter Gitter und so weiter.«

»In den Niederlanden kannte ich Leute wie Peter und seine Jungs nicht. Von außen sieht immer alles viel einfacher aus. Ich betrachte das jetzt mit anderen Augen, vielleicht auch, weil ich Peter und die Jungs gut leiden kann. Man darf Leute nicht bis in alle Ewigkeit für etwas verurteilen, was sie irgendwann früher mal getan haben, in einer ganz anderen Situation. Ich schaue mir an, wie die Dinge jetzt aussehen. Und da sehe ich eine Truppe von hart arbeitenden jungen Leuten, die viel Spaß miteinander haben und einander unter die Arme greifen, ohne Lästereien und Neid. Da braucht keiner ein tolleres Auto als der andere, niemand ist hinter der Frau eines anderen her - die beurteilen sich gegenseitig nicht nach ihrem Besitz. Ist dir mal aufgefallen, wie viel Respekt sie Louis entgegenbringen? Der sieht nicht gerade gut aus, und er wohnt auf Peters Grundstück in einem alten Wohnwagen, in den es hineinregnet. Aber er gehört genauso dazu wie alle anderen. Wenn du jetzt an unser altes soziales Umfeld zurückdenkst - wo gab es da so was? Da zählten nur der Job, das Haus und das Auto. Hätten wir einen Wagen wie den von Pierre-Antoine bei uns in der Auffahrt stehen gehabt, hätten die Leute sich darüber das Maul zerrissen, und die Gemeinde hätte ihn abschleppen lassen. Aber der Wert eines Menschen hängt nicht nur von seinem Besitz und seinem Job ab. Immer nur darauf abzuheben ist so heuchlerisch, dass es zum Himmel stinkt. Hier sind die Menschen ehrlicher, mehr sie selbst. Jeder ist hier einzigartig, ob er nun Geld hat oder nicht. Sie machen Fehler, genau wie alle anderen, aber sie versuchen, daraus zu lernen. Dafür werde ich Peter bestimmt nicht schief angucken. Und du ja wohl auch nicht, hoffe ich.«

Es war so kalt, dass ich am Morgen an der Windschutzscheibe Eis kratzen und während des Kochens immer wieder die Hände ins warme Spülwasser tauchen musste. Die Jungs hatten sich in mehrere Schichten Oberbekleidung und dicke Jacken gehüllt. Es wurde wenig gelacht und kaum noch gescherzt. Grimmig sahen sie aus, mit ihren vor Kälte verzerrten Gesichtern. Man hätte meinen können, wir hätten eine Bande von Bankräubern in Diensten.

Vielleicht war es ja auch so.

Beim Essen behielten alle die Jacken an. Eric hatte einen elektrischen Ofen neben den Tisch gestellt, aber das half wenig.

Ich hatte an jeden Platz ein kleines Schälchen mit Salat gestellt. Tomatenstücke und Gurkenscheiben, getrocknete Pflaumen und Meersalz, dazu ein Olivenöl-Dressing mit Zitrone und Petersilie aus der Tiefkühltruhe. Schon am Tag zuvor war ich dazu übergegangen, nicht mehr eine große Schüssel auf den Tisch zu bringen, aus der sich alle nach Belieben bedienten, sondern einzelne Portionen.

Peter hatte seine komplett aufgegessen. Ich hatte dagesessen und ihn angestarrt, und für den Bruchteil einer Sekunde hatte er mit leerem Blick zurückgeschaut. Ganz kurz befürchtete ich, dass ich mich bereits verraten hatte. Dass er Gedanken lesen konnte.

Es war nichts Außergewöhnliches an dem Salat.

Noch nicht.

Während die anderen sich wieder an die Arbeit machten, hatte ich Peter bezahlt. Er war danach noch kurz in der Küche stehen geblieben, als wollte er mit mir reden. Meine veränderte Haltung war ihm anscheinend doch aufgefallen. Ich hatte mich abgewandt und mit dem Abwasch angefangen, woraufhin er im rechten Flügel des Hauses verschwunden war, um den Jungs zu helfen.

Peter sollte sich ruhig einbilden, dass er alles unter Kontrolle hatte. Solange er nur brav meine Salate aß, konnte jeder Montagmittag sein letzter sein. So bekam ich das Gefühl, dass nicht er die Fäden in der Hand hielt, sondern ich. Das machte mich stark.

Vor allem aber machte es mir Angst.

Ich wusste nicht, ob ich tatsächlich die Kraft dazu hätte, den Mut. Ob ich verzweifelt genug wäre, ungerührt zuzusehen, wie Peter eine Portion Salat aß, die ihn umbringen würde. Und ob ich hinterher, wenn sie im Labor seinen Mageninhalt analysiert hätten und darauf verfielen, seine von Simone Jansen kredenzte letzte Mahlzeit in Frage zu stellen, tatsächlich in der Lage wäre, die Unschuldigen zu spielen.

Darüber dachte ich immer öfter nach. Fast täglich sah ich mir auf dem Discovery-Channel FBI-files und ähnliche Dokumentationen an. Ich sog die Fakten auf wie Unterrichtsstoff, die Ermittlungen, die Autopsien, die Verhöre. Und je mehr ich mich damit beschäftigte, desto mehr Angst bekam ich. Und Zweifel, ob ich mir nicht selbst etwas vormachte. Ob das, was mir durch den Kopf ging und meinen Alltag immer stärker beherrschte, überhaupt noch etwas mit der Wirklichkeit zu tun hatte. Wahrscheinlich konnte ich nicht mehr klar denken, aber ich wusste auch nicht, wie ich den Bezug zur Realität wiedergewinnen sollte. In letzter Zeit lebte ich fast nur noch in meinen eigenen Gedanken. Niemand hielt mir einen Spiegel vor, niemand schlug mir auf die Finger oder fing mit mir zu diskutieren an. Die Welt, in der ich lebte, war schrecklich still und einsam.

Und erfüllt von Angst.

Ich drehte mich darin im Kreis und sah keinen Ausweg mehr.

Mehr als einmal war ich kurz davor, Eric alles zu beichten. Was mich jedoch zurückhielt, war die

Gewissheit, dass es ihn gebrochen hätte. Er hatte blindes Vertrauen zu mir, zu uns. Ich durfte ihm nicht wehtun. Und ich wollte ihn nicht verlieren. Nicht mein Leben mit ihm und den Kindern.

Aber das würde ich.

Dass ich ihn betrogen hatte, in seinem eigenen Auto, in seinem eigenen Bett, würde sein Vertrauen kaputt machen. Alles zerstören, woran er glaubte, alles zunichtemachen, was ihm etwas bedeutete. Meine Worte würden ihm in der Seele brennen und unsere Familie immer weiter auseinandertreiben, bis nach einem langen, schmerzhaften Prozess nichts mehr übrig wäre, was noch Familie genannt zu werden verdiente.

Das Telefon klingelte und riss mich aus meinen Grübeleien. Mechanisch nahm ich ab.

Es dauerte einen Augenblick, bis ich begriffen hatte, dass ein Franzose am anderen Ende war, der im Namen irgendeiner Firma anrief und Eric sprechen wollte.

»Moment«, sagte ich und ging in den rechten Flügel. In diesen Teil des Hauses kam ich am seltensten. Ein Flur mit mehreren Zimmern, an dessen Ende eine schmale Wendeltreppe in den Turm hinaufführte. Durch ein kleines Fenster fiel weiches Licht auf die dunklen Holzdielen. In dem Strahlenbündel sank aufgewirbelter Staub langsam zu Boden, der mit Isolationsmaterial, Sägespänen, Thermofolie und leeren Plastikflaschen übersät war, die wahrscheinlich noch vom letzten Sommer dort lagen. Es war ziemlich dämmrig.

Von irgendwoher kam Gehämmer. Da hörte ich in der Nähe plötzlich Erics Stimme. Ich verlangsamte meine Schritte.

»Ich weiß nicht, ob das klappt. Simone hat sich in den Kopf gesetzt, dass sie nicht hierbleiben will. Vielleicht überlegt sie es sich nochmal anders, wenn der Winter vorbei ist, aber im Moment würde ich nicht meine Hand dafür ins Feuer legen. Wenn sie dabei bleibt und wir wieder ein Haus in den Niederlanden kaufen müssen, habe ich wirklich keinen müden Cent mehr übrig. Denn über eines mache ich mir keine Illusionen: Diese Hütte hier kriegen wir nicht von heute auf morgen verkauft. Das kann ein Jahr dauern, wenn nicht länger.«

Stille.

Ich blieb im Flur stehen. Das Herz schlug mir bis zum Hals.

»Soll ich mal mit ihr reden?«

Peters Stimme.

»Ich glaube, das hat keinen Zweck«, hörte ich Eric antworten. »Aber nett, dass du's anbietest.«

Ich wartete kurz, hörte aber bloß noch den Lärm von Hämmern und Sägen.

Das Gespräch war beendet. Ich hustelte kurz, betrat dann den Raum und ließ den Blick von Eric zu Peter wandern und wieder zurück. Peter lächelte freundlich.

Sie hatten mich stillschweigend ausgeschlossen.

»Da ist jemand für dich am Telefon. Ein Monsieur Gaudon oder so.«

»Ah, darauf hab ich schon gewartet. Das ist wegen des Ofens.«

Eric ging an mir vorbei aus dem Raum, und ich heftete mich an seine Fersen.

»Wann haben Sie Ihr Portemonnaie zuletzt gesehen?«, wiederholt der Dolmetscher.

Ich krümme mich, presse die Arme an den Magen und verziehe das Gesicht zu einer Grimasse des Schmerzes.

Mein Portemonnaie ... das ist es. Der Beweis. Das Bindeglied in der Kette. Ein klitzekleiner Moment der Unachtsamkeit.

Ich konnte doch zu dem Zeitpunkt nicht wissen, dass ...

»Ich weiß es nicht«, sage ich. »Ich glaube ... ich glaube, am Freitag.«

»Beim Einkaufen, Freitagabend, im LeClerc?«

Plötzlich weiß ich es wieder. Ich habe mit Erics Karte bezahlt, weil meine irgendwie kaputt ist und manchmal nicht funktioniert. Ich hatte es eilig am Freitag, ich wollte so schnell wie möglich weiter. Keine Zeit damit verlieren, ob meine eigene funktionierte oder nicht. Also habe ich der Kassiererin gleich die von Eric hingelegt. Ich hatte sie mir extra noch von ihm geben lassen, und vor dem Schlafengehen hatte ich sie auf den Küchentisch gelegt.

»Nein«, sage ich, »da habe ich mit der Karte von meinem Mann bezahlt.«

»Die befand sich also nicht in Ihrem Portemonnaie?«

»Nein, in meiner Jackentasche. Meine eigene Karte funktioniert manchmal nicht, also habe ich die von meinem Mann mitgenommen und mit der bezahlt.«

»Und Ihr Portemonnaie?«

»Ich glaube ... ich weiß es nicht.« Der Schweiß brach mir aus. »Ich ... ich glaube, das hatte ich gar nicht dabei.«

»Weil Sie es verloren hatten?«

»Ich weiß nicht mehr. Ich glaube, ich hatte es nicht mit.«

»Für uns ist wichtig, wann Sie Ihr Portemonnaie zum letzten Mal gesehen haben.«

Ich schlucke. Es läuft mir kalt den Rücken hinunter. »Freitag, glaube ich. Oder Donnerstag.«

»Wo legen Sie Ihr Portemonnaie hin, wenn Sie zu Hause sind? In eine Kommode, eine Schublade?«

»Mal hier, mal dort«, sage ich. »Meistens lege ich es einfach auf die Spüle, manchmal auf den Tisch, oft lasse ich es auch in der Jackentasche. Oder es bleibt im Auto liegen.«

»Ist es denkbar, dass jemand bei Ihnen zu Hause war und Ihr Portemonnaie mitgenommen hat?«

Plötzlich glüht wieder ein Fünkchen Hoffnung in mir auf. »Ja, das kann sein.«

»Sagt der Name Peter Vandamme Ihnen etwas?«

Ich schließe die Augen. »Mir ist so übel«, wimmere ich. »Ich muss mich übergeben.«

Im nächsten Moment kippe ich vornüber. Galle schwappt mir aus dem Mund, tropft auf den Fußboden.

Die beiden reagieren nicht.

»Stimmt es, dass der Herr Peter Vandamme Ihr Haus saniert hat?«

Mit dem Kopf zwischen den Knien starre ich die schleimige Pfütze auf dem Laminat an. »Ja«, sage ich zitternd, »das stimmt.«

Mit einem Mal ändert sich sein Tonfall. »Sie wissen, dass dieser Mann, der von Ihnen beauftragte Bauunternehmer, am letzten Freitagabend gegen halb elf ermordet worden ist?«

Ich blicke auf. »Ja. Das sagten mir die Beamten gestern bei der Verhaftung.«

Schlafmittel sind nicht besonders gut geeignet, um jemanden zu vergiften. Antidepressiva schon. Sogar besonders gut. Bei Rodez, dem Mediziner des Dorfes, wären sie wahrscheinlich sogar leicht zu bekommen, aber wenn in Peters Leichnam entsprechende Rückstände gefunden würden, stünde ich auf der Liste der Verdächtigen ganz oben. Rodez führte ja vermutlich Buch darüber, was er seinen Patienten verschrieb, und bei der Apotheke registrierten sie wahrscheinlich ebenfalls, welche Medikamente sie ausgaben.

Und das Internet? Ein fantastisches Medium, klar, bei irgendeinem halblegalen oder illegalen Labor in Amerika konnte ich bestimmt problemlos ein paar Schachteln bestellen. Aber was für eine Versandadresse sollte ich da angeben, und wie sollte ich bezahlen, ohne dabei eine Spur zu hinterlassen? Peter mit Medizin zu vergiften fiel also weg.

Die beste Option schienen pflanzliche Mittel zu sein. Tödliches Grünzeug wie Wunderbaum oder Fingerhut, etwas in der Art. Nachdem ich mich im Internetcafé eine Dreiviertelstunde lang über allerlei Giftpflanzen und ihre Bestandteile informiert hatte, tippte ich Peters Namen in eine Suchmaschine ein. Gefunden wurde weltweit nur eine einzige Person namens Peter Vandamme. Und es war nicht unser Peter. Aber wenn er tatsächlich auf der Flucht war, wäre es auch ziemlich dumm von ihm gewesen, unter seinem eigenen Namen im Internet aufzutauchen.

Und dumm war Peter nicht.

Also war mein Tun völlig sinnlos. Im Grunde wusste ich das auch. Vielleicht war ich bloß hier, um mir selbst vorzugaukeln, dass ich in der Lage wäre, mein Leben aus eigener Kraft wieder unter Kontrolle zu bekommen.

Ich loggte mich aus, bezahlte und trat auf die Straße hinaus. Draußen zog ich den Aufschlag meines Mantels zusammen und lief mit gesenktem Kopf und zusammengekniffenen Augen durch den Regen zum Auto. Aus dem Augenwinkel sah ich hinter unserem Volvo einen Geländewagen stehen. Dunkler Lack. Jemand saß hinter dem Lenkrad.

Mein Herz setzte einen Schlag aus, um dann plötzlich wild draufloszuhämmern. Peter.

Er stieg aus und kam eilig auf mich zu. Der Regen lief ihm in Strömen über das blasse Gesicht. »Ich muss mit dir reden.«

Ich sah ihn an. Wasser lief mir in den Mantel und unter die Kleidung. Ich bibberte. »Warum?«

»Komm kurz mit zum Wagen, da können wir in Ruhe reden.«

Ich schüttelte den Kopf. Unter keinen Umständen würde ich mich in Peters Auto setzen. Ich umklammerte meinen Schlüsselbund etwas fester.

Plötzlich fasste er mich am Arm und wollte mich mitziehen. Ich sträubte mich und wäre fast hingefallen.

»Simone, ich tu dir nichts. Ich ...«

Atemlos sah ich ihn an.

»Warte ...«, sagte er.

Ohne meinen Arm loszulassen, langte er in seine Hosentasche und zog ein paar Geldscheine heraus, Fünfiger und Hunderter. Es war ein ganzer Batzen Geld, den er mir da in die nasse Hand drückte. Er nötigte mich, die Finger darum zu schließen, wie ein netter Opa, der seinem Lieblingsenkelkind heimlich Geld zusteckt.

Verdutzt starrte ich auf meine geschlossene Faust. Das war sehr viel Geld.

»Steck's weg«, sagte er. »Es ist deins ... euers. Ich will ... ich muss kurz mit dir reden. Bitte.«

Zutiefst überrascht sah ich ihn an, wollte schlucken, aber mein Mund war wie ausgetrocknet. In meinen Ohren war ein Sausen. »Ich ... ich verstehe nicht.«

Peter sah mich mit einem Blick an, den ich unter normalen Umständen verzweifelt genannt hätte, aber im Augenblick war ich mir über gar nichts mehr sicher.

Außer darüber, dass ich mich nicht zu ihm ins Auto setzen würde. Das war zu riskant. Womöglich fuhr er mit mir weg, erwürgte mich und ließ meinen leblosen Körper irgendwo in einem menschenleeren Waldgebiet zurück, von denen es hier in der Gegend viele gab. Wenn er die Leiche nicht in eine Schlucht warf. Oder in eine der vielen Grotten.

Er war ein Krimineller, der mit Terroristen in Verbindung gestanden hatte. Er erpresste mich. Vor gar nicht so langer Zeit hatte er mich körperlich bedroht. Und jetzt verfolgte er mich offenbar auch noch. Er musste mindestens eine halbe Stunde hier draußen gewartet haben.

Oder hatte er unser Auto zufällig hier stehen sehen? Nein. Schließlich hatte er mir gerade mein Geld zurückgegeben. Er hatte diese Begegnung geplant.

Ich kam mir vor wie ein Beutetier, das dem Jäger ins Netz gegangen war, nicht mehr flüchten oder sich zur Wehr setzen konnte und nun wie gelähmt mit großen Augen seinem Schicksal entgegensah.

Peter senkte den Blick und starrte vor sich hin. »Simone, bitte ...« Er musste laut sprechen, um die sintflutartigen Sturzbäche, denen wir ausgesetzt waren, zu übertönen. »Es tut mir leid. Ich bin zu weit gegangen. Gestern auf dem Weg nach Hause ist mir das klar geworden. Ich möchte mich bei dir entschuldigen.«

Ein Windstoß fuhr mir in die Jacke und durchs Haar.

Peters Augen schossen nervös hin und her. »Da drüben, das Café. Sollen wir dorthin? Können wir nicht wenigstens zusammen in ein Café gehen? Ich tu dir nichts. Wirklich nicht.«

Ich folgte seinem Blick zu dem kleinen Café auf der anderen Straßenseite. Der Regen, der von der roten Markise herunterlief, bildete einen Schleier vor dem Bürgersteig.

»Okay«, sagte ich zögerlich.

Er ließ meinen Arm los, und wir gingen hinüber. Peter hielt mir die Tür auf.

Draußen war es warm und trocken, etwa ein Dutzend rechteckiger Tische stand auf dem Parkettboden. Glänzende dunkelrote Aschenbecher und kleine Vasen mit Stoffblumen auf den dunkel furnierten Tischplatten. Neben der Bar hing eine elektronische Dartscheibe an der Wand. Wir waren die einzigen Gäste. Peter dirigierte mich zu einem Tisch im hinteren Teil des Raums, als wollte er nicht, dass wir von draußen zusammen gesehen würden.

Während ich mich auf einem der Holzstühle niederließ, wurde mir klar, dass Peter mir soeben das gesamte in den letzten Wochen von mir erhaltene Geld zurückgegeben hatte.

Ein etwa fünfzig Jahre alter Kellner mit weißem Hemd und Wollpullunder trat an unseren Tisch.

»Tee, Kaffee? Oder was Stärkeres?«, fragte Peter.

»Tee, bitte.«

Er bestellte für mich Tee und für sich selbst eine Tasse Kaffee und einen Whisky. Kurz sah ich auf die Uhr. Es war zehn vor zwölf.

Gleich würden die Jungs sich an den Mittagstisch setzen. Ich hatte einen Kartoffelauflauf mit Käse, Brokkoli und Hackfleisch in den Ofen gestellt. Eric brauchte ihn bloß aufzuwärmen.

»Zähl es ruhig nach«, sagte Peter und deutete mit dem Kopf auf das Geldbündel in meiner Jackentasche. »Es ist die komplette Summe.«

Mit einem Kopfschütteln drückte ich die Scheine noch etwas tiefer in die gefütterte Tasche. Ich glaubte ihm so. Ich zog den Mantel aus und hängte ihn zum Trocknen über den Stuhl. Peter legte seine braune

Jacke auf den Stuhl neben sich.

Er seufzte tief. »Entschuldigung«, sagte er leise. »Was ich getan habe ... hätte ich nicht tun sollen. Ich möchte, dass du weißt, wie leid es mir tut. Ich bin zu weit gegangen. Ich war wütend auf dich. Das dachte ich zumindest, aber in Wirklichkeit galt diese Wut jemand anderem.«

Michel?

»Bevor ich Claudia kennenlernte, war ich mit einer anderen Frau zusammen. Wir trafen uns, als ich gerade erst hier hergekommen war. Ich war allein, sie auch, und ich bin bei ihr eingezogen. Sie war mein Ein und Alles.« Er rieb sich über das Gesicht. »Dann habe ich das Haus gekauft, in dem ich heute noch wohne. Wir haben es zusammen in Schuss gebracht ...«

Die Bedienung brachte unsere Getränke und legte zwei schmuddelige Speisekarten auf den Tisch.

»Möchtest du etwas essen?«

»Nein.«

Nach einem kurzen Blick auf die Karte bestellte Peter ein Omelette mit Salat. Dann wandte er sich wieder an mich. »Und eines Tages kam ich dahinter, dass sie ein Verhältnis mit einem Kerl hatte, der bei mir arbeitete. Ein ganz junger Typ, gut zehn Jahre jünger als ich. Das tat weh. Es tat sogar ziemlich weh. Irgendwann ist sie mit ihm losgezogen, um in Spanien eine Kneipe aufzumachen, und ich habe mich halbtot gesoffen. Von einem Tag auf den anderen saß ich alleine da. Das hat mich fertiggemacht. Ich hatte eine ziemlich schwere Zeit. Viel hat nicht gefehlt, und ich hätte das Handtuch geschmissen. Ich hatte schon so einiges hinter mir, aber das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.«

Ich wagte nicht, ihn zu unterbrechen.

»Du siehst ihr sehr ähnlich. Als ich dir zum ersten Mal begegnet bin, bin ich darüber richtig erschrocken. Deshalb wollte ich am Anfang auch unbedingt selbst bei euch mitarbeiten. Das ist nicht deine Schuld. Du bist nicht sie, aber das steckte so in meinem Kopf. Ich musste viel an dich denken. Und als ich dich an diesem Morgen mit Michel zusammen sah, sind bei mir alte Erinnerungen hochgekommen. Gar nicht mal sofort, erst etwas später, aber dann wurde ich sie nicht wieder los. Und ich wurde wieder gallig. Alles, was ich so lange verdrängt hatte, kam wieder hoch, ich wurde immer wütender. Auf Michel, auf dich und auf mich selbst. Aber darum ging es nicht. Wirklich nicht. Du musst einfach wissen, dass es nicht um dich ging. Ich wollte in Wirklichkeit nicht dich bestrafen, sondern Véronique.«

Aus meinem Teeglas stieg warmer Dampf auf. Ich verzichtete darauf, den Teebeutel hineinzuhängen. Ich verspürte keinerlei Durst.

»Weißt du«, fing Peter wieder an - sein Redefluss war so stockend, dass ich gut aufpassen musste, nicht den Faden zu verlieren -, »Eric ist ein netter Kerl. Ich habe ihn immer mehr ins Herz geschlossen. Seine Familie bedeutet ihm alles. Wo immer er kann, tut er sein Bestes. Als ich dann dich mit Michel ...« Er wandte den Blick ab. »Wie auch immer, das muss jetzt mal vorbei sein. Im Prinzip bestehle ich auf diese Weise ja auch Eric, und das möchte ich nicht. Mein Geld ist alle. So einfach ist das. Ich habe es im Augenblick weiß Gott nicht leicht. Aber das ist mein Problem. Einzig und allein meins.«

Er schwieg. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

Als Peter den Arm ausstreckte, um meine Hand zu ergreifen, zog ich sie zurück. Ein Schatten huschte über sein Gesicht. »Du brauchst keine Angst mehr vor mir zu haben. Ich lasse dich ab sofort in Ruhe. Man kann hier gut leben, wirklich. Vielleicht habe ich dir das ein bisschen verdorben ... aber ich hoffe, dass du nochmal darüber nachdenkst. Die Dinge nochmal von meiner Warte aus betrachtest. Es tut mir leid. Es tut mir wirklich leid.« Peter sah mich so aufrichtig an, dass es fast schon wehtat. »Eric hat mir erzählt, dass du in die Niederlande zurückwillst. Ich fürchte, das ist meine Schuld. Aber vielleicht kannst du es mit der Zeit ja wieder genießen, das schöne Wetter hier und euer neues Haus ... Vielleicht ... denk nochmal drüber nach.« Er nahm einen ordentlichen Schluck Whisky. »Na komm, trink was.«

Ich starrte das Teeglas an und hängte den Beutel hinein. »Du hast das also nur wegen deiner Exfreundin getan?«

Er nickte. »Ja ... Es hatte nichts mit dir, Michel oder Eric zu tun. Na ja ... vielleicht ein bisschen. Ich war schon auch eifersüchtig. Ich hab den Jungen aus der Gosse geholt, verdammt. Er war völlig neben der Spur damals. Er hat in Heimen gegessen, gekokst, gekifft, alles kurz und klein geschlagen, was sich ihm in den Weg stellte ... er war extrem selbstzerstörerisch. Hat sich für nichts und niemandem mehr interessiert.« Peter setzte ein einfältiges Grinsen auf und fuhr sich nervös mit der Hand durchs Haar. »Aber das ist natürlich ein ganz anderes Thema.«

Allmählich beruhigte ich mich.

»Das war echt daneben von mir. Es tut mir leid. Ich brauchte einfach Geld. Keine Ahnung, was ich mir da in den Kopf gesetzt hatte. Ich hoffe nur, dass du das alles hinter dir lassen kannst. Meinst du, das geht?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll«, sagte ich wahrheitsgemäß. »Tut mir leid.«

Warum entschuldigte ich mich eigentlich? Bekam ich jetzt auch noch Mitleid mit Peter?

Seine Geschichte hörte sich plausibel an. Sie ließ ihn menschlicher erscheinen. Und sie passte zu seiner ganzen Haltung. Er wirkte durcheinander, beschämt, nervös.

»Michel hat also nichts damit zu tun?«

»Womit?«

»Mit diesem ... Schweigegeld. Ich dachte, Michel und du, ihr hättet ...«

»Tut mir leid, dass ich das so rübergebracht habe. Nein, er weiß von nichts.«

»Wo ist er jetzt?«

»Ich hab ihn von eurer Baustelle abgezogen. Er ist jetzt in der Nähe von Arnéguy, im Baskenland. An der spanischen Grenze. Eine ziemlich abgelegene Gegend, Hochgebirge. Bei einer Truppe, die ein Sommerhaus für Freunde von mir baut. Ich habe ihn einfach weggeschickt, in den Schnee. Er hat es nicht mal vorher gewusst, ich habe ihn erst an dem besagten Samstagmorgen selbst angerufen, als der Bus schon zu ihm unterwegs war.«

Als das Wort Baskenland fiel, wurde mir plötzlich alles klar.

In den abgelegenen Bergregionen funktionierten die Handys nicht. Darum hatte ich Michel auch nicht erreicht. Und auf dem Wohnwagenstellplatz war ich an einem Sonntag mit ihm verabredet gewesen. Er war also bloß deshalb nicht aufgetaucht, weil sie ihn tags zuvor für die Arbeit abgeholt hatten. Und als Michel mich angerufen hatte, hatte ich verstanden, er wäre in den *Pays-Bas*, den Niederlanden. Aber er hatte wohl *Pays basque* gesagt. Baskenland.

Hatte Rita davon nicht auch schon erzählt? Dass Peter mit zwei neuen Projekten beschäftigt sei, eines davon im Baskenland?

Warum hatte ich daran nicht schon früher gedacht?

Ich nahm einen Schluck von dem inzwischen lauwarmen Tee und sah Peter an, der sich große Stücke von seinem Omelette in den Mund schaufelte. Sein Whiskyglas war leer.

»Hast du ein paar Mal bei mir angerufen?«, fragte ich. »Ich meine, spätabends?«

Erstaunt sah er von seinem Teller auf. Ein Salatrest hing ihm im Mundwinkel. »Angerufen? Wieso?«

Ich biss mir auf die Unterlippe. Dann war es doch Michel gewesen. Michel hatte mich zu erreichen versucht. »Wann kommt Michel denn zurück?«

Mit einem Mal sah Peter mich ganz starr an. Mit einer Intensität, über die ich erschrak. »Der ist jetzt erst mal von der Bildfläche verschwunden. Aber ... ist dir das wichtig?«

Ich nickte.

Er schüttelte den Kopf. Seine Züge wurden wieder sanfter. »Hör mal, Simone, ich sag's dir nicht gern,

aber ... du solltest dich lieber von ihm fernhalten. *Excuse le mot*, aber Michel fickt alles, was nicht bei drei auf den Bäumen ist. Du bist nicht die Erste. Und bestimmt nicht die Letzte. Im Grunde hat es mich nicht mal besonders überrascht, das mit euch beiden. Verstehst du? Er hat einen entsprechenden Ruf. Es ist nicht das erste Mal, dass er eine verheiratete Frau flachlegt. Für jemanden wie ihn heißt das, eine Trophäe zu erobern. So was ist eine Herausforderung. Das gibt ihm einen Kick.«

Ich spürte, wie mir das Blut aus den Wangen wich.

»Entschuldige meinen Sprachgebrauch«, fuhr Peter fort, »aber ich sage nur, wie es ist. Er ist ein netter Typ, aber er kann seinen Schwanz einfach nicht im Zaum halten.« Peter hüstelte. »Er ist es nicht wert. Bleib lieber bei deiner Familie. Das kann ich dir nur raten. Du hast etwas, was sich sehr viele Menschen vergeblich wünschen. Einen lieben Mann und zwei wunderbare Kinder. Eine stabile Basis. Eric ist ein feiner Kerl. Er will seiner Familie eine bessere Zukunft ermöglichen, dafür arbeitet er, so hart er kann. Und er hat Recht damit, er tut genau das Richtige. Man kann hier tatsächlich besser leben als in Nordeuropa. Man hockt sich nicht so auf der Pelle, aber zugleich leben die Leute nicht so aneinander vorbei. Keine verstopften Straßen, keine Hetze, kein Stress, weniger Gesetze und Bestimmungen. Du hast es hier verdammt gut, Simone. Sehr viele Leute würden gern mit dir tauschen. Setz das nicht alles für einen Typen wie Michel aufs Spiel. Sonst stehst du eines Tages mit leeren Händen da, allein. Das meine ich ernst, es kommt von Herzen. Betrachte es als väterlichen Ratschlag.«

Die Schwalben waren wieder da.

Einige versuchten, ins Haus hineinzufiegen. Sie knallten gegen die Doppelglasscheiben, lagen dann eine Weile benommen auf dem Hof und flatterten schließlich desorientiert weiter.

»Sie sind daran gewöhnt, hier zu brüten«, sagte Eric. »Letzten Herbst habe ich bestimmt fünf alte Nester von den Balken geklopft. Das Haus hier stand so lange leer, dass sie es gar nicht anders kennen.«

Die armen Tiere. Sie legten den ganzen weiten Weg aus Afrika zurück, um dorthin zurückzukehren, wo sie geboren und aufgewachsen waren, und wir nahmen ihnen einfach ihren Nistplatz weg. Vielleicht wichen sie in die Scheunen aus. Davon gab es genug, und vorläufig würden wir sie noch nicht instand setzen. Ich nahm mir vor, Eric zu bitten, dass wir wenigstens eine davon unverändert ließen, damit die Vögel dort ihre Nester bauen konnten.

Im nächsten Augenblick kam eine der Schwalben zur Tür hereingeflogen. Sie drehte ein paar elegante Runden, machte eine Zwischenlandung auf der Balustrade und flog dann schnell und graziös davon.

»Soll ich Zeitungen oder so was an die Fenster kleben?«, fragte ich Eric. »Sonst bricht sich gleich noch eine das Genick.«

»Lass mal, ich mach das schon.«

Ich ging nach draußen und lief zu dem kleinen See hinunter. Die Bäume standen in voller Blüte, und vereinzelt lugten zarte rote Klatschmohnblüten aus dem Gras.

Bleu lief neben mir. Dicke Büschel Unterwolle hingen ihm wie kleine Filzstücke lose im grauen Fell. Ein paar pflückte ich heraus, aber insgesamt wäre es eine Sisyphusarbeit gewesen. Ich hörte ihn laut keuchen. Er war ein Mischling, es steckte etwas von einem Husky in ihm. Für Wanderungen in der heißen Sonne war er eindeutig nicht geeignet. Der Winter hatte ihm mehr zugesagt.

Auf halbem Weg drehte ich mich um und blickte zu unserem Haus zurück. Es war prächtig geworden. Der hässliche graue Putz war verschwunden. Die gelblich roten Steine waren wieder sichtbar. Die Zwischenräume waren ebenmäßig mit gelbem Zement ausgefügt. Die Fenster zierten Blumenkübel mit Geranien, die in so praller Blüte standen, dass die in der Sonne leuchtende Farbenpracht fast schon schmerzhaft ins Auge stach.

Das Haus war fertig.

Lediglich rundherum gab es noch ein paar Dinge zu tun. Der Boden musste planiert werden, und wir mussten Gräben für die Strom- und Wasserleitungen anlegen, damit wir die Außenbeleuchtung, die Springbrunnen und die Hähne außerhalb des Hauses anschließen konnten.

In den letzten acht Monaten waren hier Berge versetzt worden.

Und sonderbarerweise fühlte ich mich immer heimischer. Unser Dezember-Besuch in den Niederlanden war das nicht gewesen, was ich mir erwartet oder erhofft hatte. Ich war wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass ich beim Anblick der Windmühlen, der flachen Weiden und scheckigen Kühe, der kleinen Wassergräben und Flüsse, der Häuser unseres Dorfes in Tränen ausbrechen müsste.

Aber es war kalt gewesen, kalt und unwirtlich. Die Scheibenwischer unseres Volvos waren ununterbrochen in Bewegung, um die Windschutzscheibe frei zu halten. Überall Ampeln, Einbahnstraßen, schier endlose Staus, Tausende von Lichtern und Reklametafeln, ständig Autolärm und Gedränge. Vorortstraßen, an denen man hätte ersticken können, so gleich sahen sie alle aus. Unser Besuch bei einem ehemaligen Kollegen von Eric in Amsterdam wurde sofort mit einer Parkkralle bestraft, sodass wir uns mit zwei nörgelnden Kindern an der Hand eine volle Stunde im strömenden Regen unseren Weg zwischen Menschenmassen, hupenden Autos und Zickzack fahrenden Mofas hindurch bahnen mussten, bis wir das Büro der städtischen Parkverwaltung gefunden hatten, wo Eric einem desinteressierten und offenbar von Geburt an unfreundlichen Beamten ein paar Hundert Euro Tribut zahlen musste. Erica, auf die ich mich schon enorm gefreut hatte, hockte krank zu Hause, sie sah blass und zermürbt aus. Sie wollte uns in Frankreich besuchen kommen, sagte sie, im Frühjahr. Früher könne sie sich nicht frei nehmen. Im Büro stapelte sich die Arbeit. Einfach eine Woche zu verschwinden, könne sie sich nicht erlauben. Erst kürzlich seien wegen der schlechten Umsätze der Firma ein paar Kollegen entlassen worden.

Zu Hause bei Erics Eltern konnte ich nicht gut schlafen. Bei jedem Geräusch saß ich gleich senkrecht im Bett. Etwa wenn die Nachbarn die Klospülung betätigten oder wenn ein paar Straßen weiter jemand hupte. Wenn ein Martinshorn erst näher zu kommen schien, dann aber verklang. Ein lautes Rumsen beunruhigte mich sogar derart, dass ich aufstand und ans Fenster trat. In der Dunkelheit machte ich eine Gestalt aus, die gerade eine Mülltonne an die Straße gestellt hatte.

Der ganze Lärm, die vielen Menschen, Häuser, Autos, der Mangel an Tageslicht in der dunklen Vorweihnachtszeit, die stundenlange Parkplatzsuche - das alles ging mir an die Nieren.

Erics Eltern hatten sich alle Mühe gegeben, es uns möglichst schön zu machen. Im Wohnzimmer stand ein Weihnachtsbaum, der mit weißen und silbernen Kugeln sowie mit Schokolade für die Kinder geschmückt war. Der Truthahn war etwas zu trocken, und der Salat badete in einer fetten Soße. Er war viel zu klein geschnitten, sodass die Blätter an den Rändern schon ganz welk aussahen.

Ich vermisste das Olivenöl. Den Essig. Das Basilikum. Louis, die beiden Antoinettes. Die Stille und die Weite, die kleinen kurvigen Straßen, auf denen nie jemand unterwegs war. Die Limousin-Rinder in der Hügellandschaft. Meine Aussicht.

Ich vermisste Frankreich.

Im Laufe dieser einen Woche in den Niederlanden wurde mir über alle Maßen deutlich, dass ich doch lieber mit meinem gebrochenen Französisch in einem halbfertigen Haus in the middle of nowhere hockte als in diesem überquellenden Hexenkessel. So viele Menschen es hier auch geben mochte, die mir am Herzen lagen. Oder gelegen hatten. Immerhin war das hier mein Zuhause gewesen, vierunddreißig Jahre lang. Glücklicherweise war ich hier gewesen. Aber nach einem halben Jahr Frankreich war ich ein für alle Mal entwurzelt.

Ich setzte mich ans Ufer des Sees und sah den über der Wasseroberfläche schwirrenden Insekten zu. Dann ließ ich den Kopf ins Gras sinken und schaute in den Himmel. Er war hellblau mit vereinzelt Wolkentupfern. Ein glitzernder kleiner Punkt durchschnitt die hohe Weite und zog dabei einen kerzengeraden weißen Streifen hinter sich her, der langsam zerfaserte und sich, je weiter das Flugzeug davonflog, nach und nach im unendlichen Blau auflöste. Ich hörte die Grillen zirpen, noch unsicher und verhalten, aber zumindest waren sie wieder da.

Und ich spürte, wie ich allmählich ruhiger wurde.

Das war gut so.

Peter hatte Wort gehalten. In den letzten Wochen hatte es vorsichtige Annäherungsversuche zwischen

uns gegeben. Wir waren ein paar Mal bei ihm und Claudia zu Gast gewesen und hatten jedes Mal einen wundervollen Abend dort verbracht. Ich hatte angefangen, Peter wieder mehr als Mensch zu betrachten. Er hatte Fehler gemacht und versuchte nun, sie wiedergutzumachen. Ich würde ihm wohl nie wieder vorbehaltlos vertrauen, aber ich hatte zumindest nicht mehr so viel Angst vor ihm.

Eric hatte das Projekt mit den Hütten nie wieder erwähnt und sich stattdessen ganz darauf konzentriert, eine Webseite für die *chambres d'hôtes* zu bauen. Er hatte eine Digitalkamera gekauft, mit der ich Fotos von den Zimmern und den malerischen Dörfern der Umgebung gemacht hatte. Wir hatten Kontakt zu verschiedenen Internetagenturen aufgenommen, die Feriengäste vermittelten. Wenn alles gut ging, konnten wir in der Hauptsaison die ersten Gäste begrüßen und unser erstes Geld verdienen.

Vielleicht war mein Ausrutscher mit Michel gar nicht so schlecht gewesen. Jetzt wusste ich zumindest wieder, wie gut ich es hatte. Eric war zuverlässig, lieb und fürsorglich. Er kümmerte sich vorbildlich um uns. Unser Frankreichabenteuer hatte uns erst auseinandergetrieben, dann aber noch näher zusammengebracht. Gab es nicht in allen guten Beziehungen auch mal eine Talfahrt? Etwas in der Art meinte ich mal irgendwo gelesen zu haben. Jede Beziehung wird bisweilen auf die Probe gestellt. Wenn etwas Grundsätzliches nicht stimmt, kann so eine Krise der Punkt sein, an dem man sich trennt. Andernfalls geht man einiger daraus hervor denn je.

Für Eric und mich hatte Letzteres gegolten, und das empfand ich durchaus als Privileg.

Zwar konnte in sexueller Hinsicht noch immer nicht von Explosionen der Leidenschaft die Rede sein, aber nach dem heftigen emotionalen Auf und Ab, das ich hinter mir hatte, hielt sich mein Bedauern darüber in Grenzen. Im Leben kam es schließlich nicht nur auf Sex an. Wenn ich in Erics Armen lag, fühlte ich mich sicher und geborgen.

Nach einer schwierigen und von viel Protest begleiteten Anlaufphase kamen Bastian und Isabelle in der Schule erstaunlich gut zurecht und machten auch beim Unterrichtsstoff merkliche Fortschritte. Erst gestern hatte mir die Lehrerin gesagt, dass sie in ihrer Beurteilung empfehlen würde, die beiden in die nächste Klasse zu versetzen. Ihr Französisch war noch nicht ganz so gut wie das der einheimischen Kinder, aber sie gaben sich so viel Mühe und kamen so gut voran, dass das nichts ausmachte. Auch Freundschaften hatten die beiden inzwischen geschlossen, Bastian war sogar schon einen Schritt weiter: Bis über beide Ohren verliebt in ein Mädchen aus seiner Klasse, ein fröhliches Kind mit Sommersprossen, das Laura hieß. Wenn ich die Kinder von der Schule abholte, saßen die beiden Hand in Hand auf einem Mauervorsprung.

Michel hatte ich seit November nicht mehr gesehen, aber keinen Augenblick lang war er aus meinen Gedanken verschwunden. Die warmen Erinnerungen, die mich durchfluteten, wechselten gnadenlos mit größter Scham. Wie hatte ich nur so dumm sein können?

Peters Worte gingen mir nicht mehr aus dem Sinn.

Ich war eine Trophäe gewesen. Eine Herausforderung.

Unbegreiflich blieb mir allerdings, warum Michel sich dann solche Mühe gegeben hatte, seine *Trophäe* telefonisch zu erreichen. Wenn er sich in der unwirtlichen Gegend an der spanischen Grenze aufhielt, war das vermutlich ziemlich aufwändig gewesen. Ich stellte mir vor, wie er Mal um Mal in einer Kneipe gestanden und mit einem Telefon aus der Vorkriegszeit immer wieder vergeblich unsere Nummer gewählt hatte, um dann vierzig Kilometer über kleine kurvige Straßen zu der Baustelle zurückzufahren.

Aber vielleicht war es auch ganz anders, und er hatte sich eine baskische Schönheit geangelt. Wenn er sich nicht gleich einen ganzen Harem zugelegt hatte. Sämtliche Frauen zwischen vierzehn und vierzig Jahren aus dem nächsten Dorf.

Besser, ich kümmerte mich nicht mehr darum. Zu groß war die Scham, zu groß auch die Erleichterung darüber, dass jetzt alles vorbei war. Michel gehörte der Vergangenheit an. Daran glaubte ich ganz fest.

Ob es tatsächlich so war, würde ich bald erfahren. Michel, Bruno und Arnaud hatten ihr Abenteuer in den Bergen hinter sich. Ab morgen wären sie wieder bei uns beschäftigt.

Michel sprang aus einem von Peters demolierten Bussen.

Ich biss die Zähne zusammen und blieb stehen, wobei ich eine leere Gießkanne, die ich gerade in der Hand hatte, wie einen Schild vor mich hielt.

Er sah unwiderstehlich aus. Noch viel besser als in meiner Erinnerung. Das Herz pochte mir heftig in der Brust.

Seine eleganten Bewegungen. Die gebräunten Arme, die aus dem ärmellosen T-Shirt herausragten.

Bleu sauste auf ihn zu und sprang schwanzwedelnd an ihm hoch. Michel spielte mit ihm, als wäre alles in Ordnung, als wäre überhaupt nichts vorgefallen. Als läge es nicht fast fünf Monate zurück, dass er zum letzten Mal hier war.

Dann sah er in meine Richtung, und unsere Blicke begegneten sich. Selbst auf die Entfernung verursachte dieser Blick auf Anhub einen Kurzschluss in meinem System. Alles um mich herum versank in undifferenziertem Hintergrundrauschen. Die kalten Wintermonate, der Schmerz, die Verwirrung, die Einsamkeit - all das fiel plötzlich von mir ab.

Ich presste die Gießkanne an mich.

Ich hatte Grund genug, ihn zu hassen. Aber rein körperlich reagierte ich euphorisiert auf seine Gegenwart, als hätte ich plötzlich eine enorme Dosis Glückshormone im Blut.

Es kostete mich eine erhebliche Willensanstrengung, aber ich machte auf dem Absatz kehrt und ging ins Haus zurück. Die französischen Umgangsformen konnten mir gestohlen bleiben. Einen Begrüßungskuss würde ich Michel jedenfalls nicht geben. Ich konnte einfach nicht.

Ich rannte die Treppe hinauf und schloss mich feige im Gästebadezimmer ein. Mit geschlossenen Augen saß ich eine gute halbe Stunde auf dem Boden, den Rücken an die Wand gelehnt, heftig zitternd, und verfluchte mich selbst.

Das Essen war eine Katastrophe. Ich war derart aus der Fassung, dass die Zwiebeln, die den Bratkartoffeln eine zusätzliche Note hätten geben sollen, schwarz verbrannt waren. Das Gemüse war verkocht, das Fleisch zu zäh.

Michel saß mir gegenüber, mit nacktem Oberkörper, völlig ungeniert.

Ich tat mein Bestes, ihn zu ignorieren. Mein Allerbestes.

»Hast du das von John und Patricia gehört?«, wandte Peter sich an Eric. »Den beiden aus England?«

Eric verneinte murmelnd.

»Ein Drama. Letzten Winter haben sie ein Haus gekauft, so ähnlich wie eures. Obwohl, nicht ganz so schlimm, das Dach sah zumindest ganz gut aus. Ich habe einen Trupp von meinen Leuten hingeschickt, und letzte Woche sind wir fertig geworden. Gestern Abend kam John bei mir vorbei, und es stellte sich heraus, dass sie ziemlich in der Patsche sitzen. Sie haben das Haus von ihrem eigenen Geld gekauft und die Sanierung selbst finanziert, aber jetzt, wo sie damit fertig sind, sind sie quasi pleite. Patricia war bei der Bank, um eine Hypothek aufzunehmen, aber das haben sie abgelehnt.«

»Und warum?«, hörte ich Eric fragen.

Vorsichtig spähte ich zu Michel hinüber. Er grinste mich so breit an, dass er damit selbst einen Toten aufgemuntert hätte, und sagte in umgangssprachlichem Französisch sogar noch etwas Nettes über mein völlig misslungenes Volksküchengericht.

»*Merci*«, antwortete ich leise und starrte auf meinen Teller. Ich spürte meinen eigenen Herzschlag, den Rhythmus meines Atems.

»Im Nachhinein bekommt man hier keine Hypothek.« Peters dunkle Stimme schien von weither zu kommen.

»Wie jetzt? Keine zweite Hypothek, meinst du?«

»Nein, überhaupt keine. Eine Hypothek bekommt man hier nur beim Kauf eines Hauses. Für die Sanierung kriegt man unter Umständen noch eine Art Bauhypothek. Aber wenn alles schon fertig ist, gibt es gar nichts mehr.«

Ich hob noch einmal den Blick, nur ganz kurz. Die Intensität, mit der Michel mich fixierte, ließ den Schutzwall, den ich um mich herum errichtet hatte, langsam abbröckeln.

Ich schlug die Augen wieder nieder.

Zehn Arbeitstage.

Im Moment fand ich schon zehn Minuten zu viel verlangt.

»John besitzt ein Haus, das auf dem freien Markt bestimmt fünfhunderttausend wert ist«, fuhr Peter fort. »Aber sie haben kaum noch was zu beißen. Jetzt haben sie ihr Haus vermietet und wohnen selbst in einem *gîte*. Nächste Woche geht John zum Arbeiten nach England. Sie sind finanziell total am Ende. Ein Drama.«

Ich schaute in die Runde. Bruno hatte einen seiner Ohrstöpsel im Ohr und wiegte den Kopf im Rhythmus der Musik. Arnaud und die beiden Antoinettes aßen schweigend. Louis fütterte Bleu mit einem Apfel.

»Wenn man kein Geld mehr hat«, hörte ich Eric sagen, »kann man hier also keine Hypothek auf sein Haus aufnehmen, sondern muss es verkaufen. Darauf läuft es doch hinaus, oder?«

Peter steckte sich ein paar Bratkartoffeln in den Mund und brummte zustimmend. »Ja. Blöde Regelung. Weißt du, wie viele Leute da jedes Jahr drüber stolpern? Verlieben sich Hals über Kopf in ein Haus, sanieren munter drauflos und informieren sich erst hinterher, wenn es zu spät ist. Ich sag's dir, das sind wahre Dramen.«

Unter dem Tisch spürte ich plötzlich eine Berührung: Michel. Ich verschluckte mich an meinem Orangensaft. Ängstlich zog ich die Füße zurück und verschränkte sie unter dem Stuhl.

Warum, fragte ich mich plötzlich, hatte Peter von den vierzig Leuten, die für ihn arbeiteten, für die letzten beiden Wochen ausgerechnet Michel zu uns geschickt? Bestimmt war das weder Zufall noch Gedankenlosigkeit, und dass er einen besonders ausgefallenen Sinn für Humor hatte, glaubte ich auch nicht. Es musste einen Grund geben ... Geld? Seit wir im Dezember im Café gesessen und uns unterhalten hatten, war er nicht wieder auf sein Bauprojekt zurückgekommen. Das befremdete mich, denn wenn er einen Geldgeber gefunden hatte, musste er jetzt doch genug zu tun haben, aber stattdessen plagte er sich bei uns für fünfzehn Euro in der Stunde mit dem Spaten im Hof ab. Nervös fuhr ich mir durchs Haar. Nachdem sich mein Leben entgegen allen Erwartungen des letzten Winters doch noch zum Guten gewendet hatte, hatte ich gedacht, der Spuk wäre endlich vorbei. Aber jetzt war Michel zurück, und Peter fing aus dem Nichts heraus mit Geschichten von Leuten an, die finanziell am Ende waren.

Ich war damit beschäftigt, in der Küche Ordnung zu schaffen. Nachdem ich den Abwasch erledigt hatte, hatte ich zwanghaft angefangen, den Kühlschrank auszuräumen. Ich kontrollierte sämtliche Haltbarkeitsdaten, warf die eine oder andere halbleere Schachtel oder Dose in den Müll und wischte alle Fächer aus. Gleich anschließend machte ich mit der Mikrowelle und dem Ofen weiter. Ich putzte in einem fort, die Bretter in den Schränken nahm ich sogar einzeln heraus. Um keinen Preis wollte ich nach draußen gehen, wo in der prallen Sonne gearbeitet wurde. Die Jungs hatten das Radio an, aber ob das, was aus dem Apparat plärrte, Musik oder Sprache war, konnte ich nicht erkennen. Die Maschinen ratterten und surrten vor sich hin, die Dieselschwaden zogen bis in die Küche hinein.

Plötzlich stand wie aus heiterem Himmel Michel im Raum. Der Geruch von Sonne, frischer Luft und Schweiß schlug mir entgegen. Sein Geruch. Unsicher legte ich die Arme um meinen Körper.

Er zog die Tür hinter sich zu. »Ich wollte mir nur Wasser holen.«

Ich deutete mit dem Kopf auf den Kühlschrank.

Er nahm zwei Doppelliter-Flaschen aus dem Fach in der Tür, stellte sie auf der Spüle ab und zögerte.

»Simone, ich ... ich habe dich enorm vermisst.«

Es lag mir auf der Zunge, »ich dich auch« zu sagen, aber ich schluckte es schnell herunter.

Die lastende Stille wurde zerrissen, als irgendjemand Michels Namen rief. Es hörte sich dringend an.

Er warf einen kurzen Blick nach draußen und sah mich dann finster an, wobei er sich mit der Hand über den Oberarm rieb. »Simone ... das eine Mal, als ich dich angerufen habe ... was meinstest du da mit »Hör auf? Hör auf anzurufen? Oder ist es aus?«

Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach, aber ich nickte dankbar. Ich erinnerte mich undeutlich an den kurzen Anruf damals. Es war der Abend gewesen, als Eric und ich uns so heftig gestritten hatten. »Hör auf, so schnell zu reden« hatte ich sagen wollen, den Satz aber nicht zu Ende geführt, weil plötzlich Eric zur Tür hereingekommen war und ich panisch den Hörer auf die Gabel geknallt hatte. Michel hatte das offenbar als Zurückweisung aufgefasst.

Noch einmal wurde nach ihm gerufen. Michel kümmerte sich nicht darum. Unverwandt sah er mich an, forschend. Das Schweigen, das zwischen uns im Raum hing, war fast schon mit den Händen zu greifen. »Wegen der Kinder?«, fragte er leise.

Mit Mühe kämpfte ich dagegen an, dass meine Stimme brach. »Auch.«

»Wegen Eric?«

»Ja.«

Er schnaubte leise. Blickte scheu durchs Fenster. Der Lärm der schweren Maschinen im Hof hatte nicht nachgelassen.

Dann nickte er mehrmals und biss sich auf die Unterlippe. »Okay. Okay.« Er fuhr sich durchs Haar. »*Putain*«, murmelte er.

Es war noch gar nicht so lang her, dass Louis mir ein paar französische Ausdrücke beigebracht hatte, die im Standardwörterbuch nicht verzeichnet waren. *Putain* bedeutete unter anderem Hure, aber das Wort war auch als unspezifischer Kraftausdruck im Umlauf. Wenn man von etwas die Nase voll hatte, sich versehentlich mit dem Hammer auf den Daumen schlug oder bei einer Sache nicht weiterwusste, fluchte man: *putain!*

»Michel!«

Michel sah auf und nahm dann die Flaschen von der Spüle. Ihrem Gewicht zum Trotz hielt er sie anscheinend mühelos beide mit einer Hand, die Flaschenhälse zwischen die Finger geklemmt.

Im Türrahmen drehte er sich noch einmal um. »Bist du dir sicher?«

Ich nickte und sah zu Boden. Ihn anzusehen brachte ich nicht fertig. »Tut mir leid.«

Am nächsten Tag war Michel nicht da. Beim Essen erfuhr ich, warum.

Während er mit offenem Mund meine Tagliatelle mit Speck vertilgte, schilderte Bruno in allen Einzelheiten und lebhaft gestikulierend, dass Michel gestern Abend völlig durchgedreht sei. Auf seinen Vorschlag hin waren sie noch zusammen in eine Kneipe gegangen. Michel hatte sich betrunken und dann einen Streit vom Zaun gebrochen. Die Nacht hatte er in einer Zelle auf der Polizeiwache verbracht.

Bruno strahlte förmlich, als er das erzählte, er fand das Ganze unglaublich witzig.

Peter rutschte unruhig auf seinem Stuhl herum. »Hat jemand Anzeige erstattet?«

»Nein«, sagte Bruno, »der Typ, der es abgekriegt hat, war selbst ziemlich neben der Kappe ... War voll komisch, Mann!«

Über den Tisch hinweg sah Eric mich an. Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte.

»Ist er jetzt zu Hause?«, fragte Peter.

»Ja. Um sieben haben sie ihn auf freien Fuß gesetzt, und er hat mich angerufen. Ich hab ihn abgeholt und in die Heia gebracht.«

Peter schlug einen autoritären Tonfall an: »Mir hat er am Telefon gesagt, er wäre krank.«

»Das ist er auch. Er war aschfahl im Gesicht, Mann, Alkoholvergiftung oder so, ich sag's dir. War voll komisch.«

Peter ignorierte Brunos Gekicher, holte sein Handy aus der Tasche, wählte und ging nach draußen.

»Wie geht es ihm?«, fragte Eric, als Peter sich wieder an den Tisch setzte.

»Es geht wohl so halbwegs. Morgen kommt er wieder.«

»Ist irgendwas mit ihm? Hat er Probleme?«

Peter zuckte die Achseln. »Wer hat die nicht.«

Schweigend widmeten wir uns wieder dem Essen auf unseren Tellern.

Bastian und Isabelle saßen auf der Rückbank. In einem fort erzählten sie, was in der Schule alles passiert war. Ich gab mir die größte Mühe, Interesse zu bekunden, aber als wir schließlich zu Hause ankamen, hatte ich ihre Geschichten nicht mal in groben Zügen behalten.

Michel war durchgedreht und hatte die Nacht in einer Zelle verbracht.

Meinetwegen? Oder kam es öfter vor, dass er sich betrank und aggressiv wurde? Das konnte ich mir kaum vorstellen. Obwohl Peter so was ja schon angedeutet hatte: Bevor Michel angefangen hatte, für ihn zu arbeiten, hatte er anscheinend ein ziemlich zügelloses Leben geführt.

Woran sollte ich mich nun halten? An Peters Worte oder an meine eigene, möglicherweise nicht besonders objektive Wahrnehmung? Wahrscheinlich lag die Wahrheit irgendwo in der Mitte.

Bastian machte große Augen, als sein Blick auf die riesigen Sandberge bei uns im Hof fiel. Es sah hier wahrlich aus wie auf einem Schlachtfeld. Nicht ein einziger Grashalm hatte die Verwüstung überlebt. Mit einer selbst gedrehten Zigarette im Mundwinkel saß Louis in einem kleinen Bagger und hob eine mitten durch den Hof verlaufende Rinne aus. Die anderen waren mit Schaufeln und Spitzhacken zugange. Obwohl es erst April war, brannte die Sonne ihnen erbarmungslos auf die verschwitzte Haut.

»Wow!«, rief Bastian. »Mama, darf ich neben Louis sitzen?«

»Nein, ihr bleibt jetzt lieber mal drinnen. Das ist gefährlich.«

Bastian bedachte mich mit einem überheblichen Blick. »Du findest immer alles gefährlich. Ich bin

doch kein Baby mehr.«

»Ich möchte trotzdem gern, dass ihr drinnen bleibt.«

»Aber Mama«, kam Isabelle ihrem Bruder zu Hilfe, »es ist so schönes Wetter! Wir waren schon den ganzen Tag drinnen!«

»Ich schneide etwas Obst für euch, und einen Lolly gibt es auch. Dann setzt ihr euch vor den Fernseher, und nachher, wenn die Jungs weg sind, könnt ihr immer noch draußen spielen.«

Isabelle verdrehte die Augen und stöhnte. »Das ist ja noch so ewig lang hin!«

Wie Recht sie hatte. Und wie froh ich wäre, wenn wir die Sanierung erst hinter uns hätten und die Kinder überall frei herumlaufen könnten. In den ersten Monaten hatte ich sie immer vom Haus fernhalten müssen, und jetzt durften sie vorerst wieder nicht draußen spielen. Sie taten mir leid. Nicht nur in der Schule mussten sie sich ständig an irgendwelche Regeln halten, sondern auch hier.

»Wisst ihr, was wir dieses Wochenende machen?«, fragte ich mit gespielter Fröhlichkeit. Ich fasste die Kinder an den Händen und dirigierte sie zwischen den Sandhaufen hindurch zur Haustür.

»Öfen angucken, Gardinen aussuchen, in blöde Läden gehen«, vermutete Bastian resigniert.

Er wollte bestimmt nicht frech sein, sondern hatte einfach von allem genug. Nicht nur Eric und mir fielen diese letzten zwei Wochen schwer.

»Nein, wir fahren Kanu.«

»Kanu? Was ist das?«

»So ein schmales Boot, wie es die Indianer haben. Damit paddeln wir einen wilden Fluss hinunter. An lauter großen Felsen vorbei.«

»Cool!«

Michel würdigte mich keines Blickes.

Er hatte mich nicht mal begrüßt.

Er ignorierte mich vollständig.

Neben seiner linken Braue prangte ein violetter Fleck, das Auge war teilweise zugeschwollen. Auf der Wange sah man die Fäden einer Wundnaht. Tiefe, dunkelrote Schrammen zierten die Handoberfläche seiner Rechten, und er hatte eine dicke Nase. Mechanisch schaufelte er das Essen in sich hinein. Fragen über die Prügelei und seinen Aufenthalt in der Zelle beantwortete er nur mit Ja oder Nein. Er war zum Arbeiten hier und basta.

Ein dumpfer Schmerz stand in seinen Augen. Am liebsten hätte ich ihn in die Arme genommen, aber das durfte ich mir nicht anmerken lassen.

Eines war mir mittlerweile allerdings schmerzhaft deutlich geworden: Michel war wütend. Wütend und enttäuscht.

Und das hatte mit mir zu tun.

Was, wenn Peter nicht die Wahrheit gesagt hatte, als er mir auf so charmante Art und Weise mitgeteilt hatte, Michel könne »seinen Schwanz einfach nicht im Zaum halten«? Wenn die Gefühle, die Michel mir entgegenbrachte, doch aufrichtig waren? Vielleicht war er aber auch bloß in seiner Männlichkeit gekränkt, weil ich ihn zurückgewiesen hatte.

Rundheraus fragen konnte ich ihn nicht, schon weil es mir nicht gelingen würde, ihn von den anderen loszueisen. Den ganzen Vormittag über mied er mich wie die Pest. Ich konnte natürlich Freitagabend nach dem Einkaufen zu ihm nach Hause fahren. Aber was dann?

Bei Worten allein würde es dann nicht bleiben. Dafür gab mir mein Körper allzu deutliche Signale. Ich spürte ein Kribbeln im ganzen Leib, als könnte mein Körper es kaum erwarten, dass ich mich endlich auf ihn stürzte. Seine Wunden leckte. Seine Schmerzen linderte.

Wenn ich Michel zu Hause aufsuchte, führte ich mich selbst in Versuchung.

Ich sah zu Eric hinüber und auch zu Isabelle und Bastian, die, weil heute Mittwoch war, mittags zu Hause waren und mitaßen. Dann wanderte mein Blick zu Peter, der anscheinend von Michels Sturköpfigkeit alarmiert war und ihn scharf im Auge behielt. Ich wusste, was ich tun musste: durchhalten. Nur noch eine Weile, dann würde ich ihn nie wiedersehen.

»Eric, hast du heute Abend schon etwas vor?«, fragte Peter plötzlich.

»Nichts Besonderes ... wieso?«

»Bei mir kommen heute Abend ein paar Geschäftsfreunde vorbei. Es geht um die Hütten. Das Ganze nimmt allmählich Gestalt an, die Entwürfe sind abgesegnet ... Ich hab mich gefragt, ob du auch vorbeischauen willst.«

Ich erstarrte und heftete den Blick auf Eric. Er erwiderte ihn nicht.

»Gern«, sagte er stattdessen, nachdem er einen Schluck Wasser getrunken hatte. »So gegen acht?«

»Acht ist prima.«

Ich spürte, wie mir das Blut aus den Wangen wich. Panisch versuchte ich erneut, Blickkontakt zu Eric zu bekommen, aber er ignorierte mich.

»Eric, es wäre mir lieber, wenn du zu Hause bleiben würdest«, wandte ich ein. Meine Stimme klang nicht halb so angespannt, wie ich tatsächlich war.

Er warf mir einen vernichtenden Blick zu. »Darüber können wir nachher noch reden.«

»Aber ...«

»Nachher.« Es war fast ein Spucken.

Ich biss die Zähne zusammen.

Das Gespräch wurde auf Französisch fortgesetzt. Ich hörte, wie Peter den Jungs Erklärungen gab, ihnen erläuterte, dass demnächst ein schweres Stück Arbeit - *un boulot* - auf ihn zukam, für das er möglicherweise noch zusätzlich Leute brauchte. Dass er heute Abend eine Beratung mit Geschäftspartnern hatte und Eric eventuell auch mit von der Partie sein würde.

Nur über meine Leiche. Unsere Zukunft stand auf dem Spiel. Wenn es Peter doch noch gelang, Eric über den Tisch zu ziehen, sodass er 200.000 Euro in dieses Projekt steckte, dann konnten wir in einem Jahr genau wie Louis in einem undichten Wohnwagen in der Wildnis hausen. Eric würde heute Abend nicht zu Peter kommen. Nachher, wenn die Jungs nach Hause gegangen wären, würde ich ihm das unmissverständlich deutlich machen.

»Das ist eine totale Überreaktion, Simone«, sagte Eric kühl. »Völlig irrational.«

Die Kinder saßen in unserem neuen Wohnzimmer vor dem Fernseher, während ich den Tisch abräumte.

»Ich möchte nicht, dass du zu Peter gehst«, sagte ich so ruhig wie möglich.

»Weihnachten habe ich dir versprochen, die Sache auf sich beruhen zu lassen, bis wir das Haus fertig hätten. Jetzt ist das Haus fertig, und die Webseite steht auch. Du kannst jetzt mit deinem Teil unseres Vorhabens anfangen und ich mit meinem.

»Aber nicht mit Peter.«

»Warum denn nicht?«

»Wir haben keine 200.000 Euro übrig.«

»Wer redet denn von 200.000 Euro?«

»Davon war im Dezember die Rede. 200.000, das ist mehr Geld, als wir überhaupt haben.«

Eric sah mich verärgert an. »Ich werde bestimmt keine 200.000 Euro investieren, Simone. Ich bin doch nicht bescheuert.«

»Letztes Jahr warst du noch ganz wild drauf.«

Er winkte wütend ab.

Statt die Teller langsam ins Spülwasser hineingleiten zu lassen, schmiss ich sie förmlich ins Becken. Am liebsten hätte ich sie Eric an den Kopf geworfen. Ich riss mich enorm zusammen, was mich eine fast schon übermenschliche Anstrengung kostete. Mit zitternder Stimme fragte ich: »Was willst du dann bei Peter?«

»Mir anhören, was er zu sagen hat.«

»Das Einzige, was Peter von dir will, ist Geld. Dafür kannst du dir den Besuch sparen, das kannst du auch von mir hören.«

»Ich glaube, so hat dieses Gespräch keinen Sinn.«

Der letzte Teller musste schließlich dran glauben. Die Scherben fielen teils ins Spülwasser und teils auf den Boden, wo sie in noch kleinere Teile zersprangen und sich in alle Richtungen verteilten.

»Bingo!«, rief Bastian aus dem Wohnzimmer.

Ich reagierte nicht darauf. Ich hatte so viel Adrenalin im Blut, dass ich zitterte.

»Mein Gott, Simone, was ist denn um Himmels willen mit dir los?«

»Ich will nicht, dass du heute Abend zu Peter gehst«, fauchte ich. »Ich will mit Peter nichts zu tun haben. Nimmst du das bitte mal zur Kenntnis, verdammt? *Ich will es nicht!*«

Mit finsterem Blick sah Eric mich an. »Ich lasse mir von dir nicht vorschreiben, was ich zu tun oder zu lassen habe. Bist du jetzt völlig durchgeknallt? Reiß dich bitte mal zusammen. Wenn ich heute Abend zu

Peter will, dann fahre ich hin, und basta. Was ist denn mit dir los? Was hast du überhaupt gegen Peter? Monatelang kriegst du die Zähne nicht auseinander, und dann fängst du plötzlich aus heiterem Himmel wieder an.« Steif verschränkte er die Arme. »Spielt da vielleicht irgendwas rein, von dem ich nichts weiß?«

Wie angewurzelt stand ich da, eine der Scherben noch in der Hand. Was sollte ich sagen?

»Eric ... ich habe überhaupt nichts gegen die Ferienhäuser einzuwenden. Das weißt du genau, das hatten wir besprochen. Aber dass du es jetzt zusammen mit ...«

»Soll ich es vielleicht alleine machen? Wie denn? Würdest du mir das mal erklären?« Hilflös warf er die Arme in die Luft. »Ich brauche doch Unterstützung, Simone! Mein Gott ...« Er wandte sich ab, um im nächsten Augenblick plötzlich herumzufahren. »Fängt das ganze Theater jetzt wieder an? Du willst es einfach nicht, stimmt's? Du willst einfach nicht, dass ich hier was Eigenes auf die Beine stelle.«

»Doch, aber ...«

»Nein, Simone, nein. Es stimmt einfach nicht. Ist da irgendetwas, das du mir verschweigst?«

Ich antwortete nicht.

Eric baute sich vor mir auf. Er war wütend. Wütender, als ich ihn je erlebt hatte.

Ich versuchte, Ruhe zu bewahren. »Eric ... ich vertraue Peter nicht. Ich hab da so ein Gefühl ...«

Er schnaubte verächtlich. »Ein Gefühl.«

»Ja.«

»So, dann werd ich dir jetzt mal was sagen«, rief er, wobei er einen Schritt zurücktrat und mit dem Finger auf mich zeigte. »Du kannst mir gestohlen bleiben mit deinem Gefühl. Ich hab mich hier monatelang abgerackert. Du hattest es auch schwer, ich weiß, wir hatten es alle schwer. Ich hab dir, so gut es ging, den Rücken freigehalten. Aber irgendwann muss damit mal Schluss sein. Ich will weiterkommen, Simone. Ich komme gut mit Peter zurecht. Ich kann von ihm eine Menge lernen. Er hat Ideen, er ist ein Fachmann, er hat Kontakte, er hat ...« Eric unterbrach sich, hob die Hände, ließ sie wieder sinken. Der Frust stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Verdammt, das hab ich dir alles schon so oft erzählt. Ich mag nicht mehr, Simone. Wirklich nicht.«

Schweigend sah ich ihn an.

»Ich tue es für uns«, sagte er. »Begreifst du das nicht? Wenn man sich von Angst leiten lässt, verdient man nie richtig Geld. Dann schöpft man den eigenen Spielraum nie richtig aus. Unternehmertum ist immer mit einem gewissen Risiko verbunden. Und die Risiken, die ich eingehe, decke ich so weit wie möglich durch notarielle Beurkundungen ab.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich will aber kein Risiko eingehen, gar keins.«

»Habt ihr Streit?«

Mit betretenen Gesichtern standen Isabelle und Bastian im Türrahmen. Isabelle hielt Ninchen an den Ohren und sah uns mit großen Augen an.

»Ein bisschen«, sagte ich und versuchte, meine Stimme möglichst beruhigend klingen zu lassen. »Bleibt jetzt bitte mal beim Fernseher. Ich komme gleich zu euch.«

Eric sah auf die Uhr. »Ich fahre dann jetzt. Peters Geschäftspartner will ich nämlich auch gern mal kennenlernen. Wir können ja morgen noch reden, falls denn was Konkretes ansteht.«

Er gab Isabelle und Bastian je einen Kuss auf die Stirn. »Seid jetzt mal schön lieb und tut, was Mama gesagt hat. Und in einer halben Stunde geht's ab ins Bett.«

Nachdem ich bei Bastian und Isabelle das Licht ausgemacht hatte, war ich unter die Dusche gestiegen, aber richtig erfrischt fühlte ich mich nicht. Mit nassen Haaren saß ich nun vor dem Fernseher.

Ich musste etwas unternehmen. Peter zwang mich einfach dazu. Ich hatte keine Wahl mehr.

Ob das immer so war? Dass man nicht als Mörder geboren, sondern durch die Umstände dazu gemacht wurde? Die Vorstellung allein reichte schon, damit mein Puls zu rasen anfing.

Zum hundertsten Male flüsterte eine innere Stimme mir in ängstlichem Tonfall zu, dass ich Eric alles beichten musste. Ich könnte die Einzelheiten ja weglassen, sagte die Stimme. Dann wäre es ein bisschen leichter für ihn. Ich könnte ja behaupten, ich hätte gar nicht richtig mit Michel geschlafen ... nur ein bisschen gekuschelt, nichts von Bedeutung. Nur an dem einen Abend, als ich zu viel getrunken hatte. Ich könnte versuchen, es so rüberzubringen, dass Erics Wut sich auf Peter richtete.

Nein.

Eric würde ausflippen. Er würde sofort zu Peter fahren, um ihn damit zu konfrontieren. Und gleich anschließend zu Michel, um ...

Unten fing Bleu an zu bellen. Ohrenbetäubend.

Ich sah auf die Uhr. Es war halb zehn. War Eric so früh schon wieder zurück? Hatten sie das Treffen vielleicht abgesagt?

Ich stand auf, trat ans Fenster und schob die Gardine zur Seite. Meine Augen brauchten einen Moment, bis sie sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Von Erics Wagen keine Spur. Auch sonst konnte ich nichts Ungewöhnliches ausmachen.

Bleu bellte noch einmal. Da war irgendjemand. Oder irgendetwas.

Eine Katze?

Ich hielt mir die Hände wie Scheuklappen an die Schläfen, um die Augen gegen das elektrische Licht abzuschirmen, und starrte in die Dunkelheit.

Mein Herzschlag geriet ins Stocken.

Beim Eingang zum Hof stand jemand unter dem Torbogen.

»Haben Sie irgendeine Vermutung, wer Peter Vandamme ermordet haben könnte?«

Der Dolmetscher sieht mir direkt ins Gesicht. Der Ermittler neben ihm versteht von dem Gespräch kein Wort, aber er belauert mich mit seinen dunklen Knopfaugen wie eine Krähe.

Ich schüttle den Kopf und weiche den Blicken aus. »Ich weiß es nicht«, fiepse ich. »Ich ... mir ist übel.«

»Hatten Sie selbst oder Ihr Mann vielleicht irgendwelche Probleme mit Peter Vandamme?«

Die Stimme des Dolmetschers scheint plötzlich von ganz weit weg zu kommen. Am liebsten würde ich in Ohnmacht fallen, nur um nicht hierbleiben zu müssen, sondern in meine Zelle zurückgebracht und allein gelassen zu werden. Aber dazu kommt es nicht. Mein Körper richtet sich grundsätzlich nicht nach meinen Wünschen. Er führt ein Eigenleben und kümmert sich nicht um mich. Das hat er noch nie getan.

Vielleicht sage ich besser gar nichts mehr. Kein Wort, bevor ich nicht einen Anwalt gestellt bekomme.

Auf der anderen Seite des Tisches werden Stühle nach hinten gerückt, aber ich rühre mich nicht.

»Wir haben vorläufig keine weiteren Fragen«, sagt der Dolmetscher. »Vielen Dank für Ihre Mitwirkung. Sie werden jetzt in Ihre Zelle gebracht.«

Als hätten sie es vorher abgesprochen, tritt im selben Augenblick ein uniformierter Beamter in den Raum.

»Begleiten Sie *madame* bitte zurück.«

Ich rannte in die Diele und öffnete die Tür. Bleu zwängte sich an mir vorbei und lief in die Dunkelheit hinaus.

Aus dem dunklen Schatten des Torbogens trat Michel hervor. Er trug Jeans, ein T-Shirt und eine dunkle Baumwolljacke. Die angespannten Halsmuskeln verrieten seine Zweifel, seine Anspannung. Der Blick aus seinen dunklen Augen war jetzt, da eines davon teilweise zugeschwollen war, noch atemberaubender.

»Was machst du denn hier?«

Er antwortete nicht, sondern warf einen raschen Blick aufs Haus: »Ist Eric weg?«

»Ja.«

»Die Kinder schlafen?«

Ich nickte.

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und sah mich finster an. Es ging eine fast schon elektrische Spannung von ihm aus.

Und von mir.

Schwer zu sagen, wer den ersten Schritt tat. Vielleicht taten wir ihn gleichzeitig. Seine Lippen berührten die meinen, unsere halb geöffneten Münder pressten sich aufeinander, meine Zunge drängte zärtlich vor. Als meine Hände unter seinem T-Shirt verschwanden und seine Haut berührten, entfuhr ihm ein leises Stöhnen. Ich ertastete seine Muskeln, spürte die Wärme, die er abstrahlte. Die fantastischen Furchen zwischen Rückgrat und Muskeln, die bis unter den Saum seiner Hose liefen.

Aus der Ferne hörte ich ein Auto näher kommen.

Eric?

Der Gedanke wirkte ernüchternd. Ich wandte den Kopf ab und spähte ängstlich zur Auffahrt hinüber. »Wo steht dein Motorrad?«, flüsterte ich.

»Im Gebüsch. Von der Zufahrt aus nicht zu sehen.«

Das Geräusch verebbte. Es war wohl bloß weiter hinten auf der Straße jemand vorbeigefahren.

Schüchtern blickte ich zum Haus hinüber. Von Bastians schräg unter dem Turm gelegenen Zimmer aus konnte man den Hof einsehen. Wenn er von Bleus Gebell aufgewacht war, konnte er uns jetzt sehen. Michel folgte meinem Blick.

Hinter dem Fenster war keinerlei Bewegung zu erkennen. Alles verharrte in tiefer Stille.

Michels Hand schloss sich um meine.

»Komm mit«, flüsterte er.

Ich zögerte. »Wohin?«

Er schien meine Zurückhaltung nicht zu bemerken und zog mich mit sich.

Nachdem wir den Torbogen durchquert hatten, wandten wir uns nach rechts und gingen durch das hohe Gras den Hügel hinunter. Unter meinen nackten Füßen raschelte es. Hoch über uns wölbte sich ein tiefblauer Nachthimmel. Zwischen den über uns hinwegziehenden Wolken, die bewegte, bizarre Schatten auf die blaue Landschaft warfen, leuchteten Tausende von Sternen. Alles roch nach Gras, Blumen, Frühling. Und nach Michel, der meine Hand noch immer nicht losgelassen hatte, als hätte er Angst, dass ich davonlief.

Bei dem kleinen See verlangsamten wir unsere Schritte. Er setzte sich ins Gras und zog mich an sich. Eingehüllt in die Dunkelheit und umgeben von den Geräuschen der Nacht, saßen wir schweigend zusammen. Ich nahm fast nichts mehr wahr außer seinem Körper, der mir jetzt so nah war, und seinem

Duft, von dem ich mich so angezogen fühlte. Ich wollte mich ganz diesem Duft, diesem Körper hingeben, mich eng an ihn schmiegen. Alles andere vergessen. Nur für den Augenblick leben, als gäbe es kein Morgen.

Nein.

Michel hielt meine Hand und sah mich an. »Ich habe dich schrecklich vermisst in Basque. Jeden Abend habe ich an dich gedacht. Und als ich dich endlich erreicht hatte und du den Hörer aufgeknallt hast, war ich kurz davor durchzudrehen.«

Ich wagte nicht mehr ihn anzusehen. Wenn ich das tat, war ich verloren, dann konnte ich nicht mehr denken, sondern nur noch fühlen. Ich würde mit dem Rücken ins Gras sinken und ihn anflehen, mir all das zu geben, was ich so sehr begehrte.

Und er würde es mir geben.

Ich schloss die Augen, um zur Ruhe zu kommen, nachzudenken. Michel war hier, und ich musste mit ihm reden, es war noch so vieles unausgesprochen zwischen uns. Aber ich schaffte es nicht. Ein Kloß steckte in meinem Hals. Ich öffnete die Augen wieder und starrte auf die Oberfläche des Wassers, in dem sich der Schein des Halbmonds spiegelte.

»Sieh mich an.«

Ich schüttelte den Kopf.

Er nahm mein Gesicht in die Hände und zwang mich, den Blick auf ihn zu richten.

Ich spürte, wie ich schwach wurde. Als hätte ich nicht Kalk in den Knochen, sondern Gummi.

»Du musst Eric verlassen«, sagte er leise.

Ich zog den Kopf zurück. »Nein, Michel.« Über den traurigen, aber festen Ton meiner Stimme erschrak ich selbst.

»Warum nicht?«

Um die Tränen zurückzudrängen, kniff ich die Augen zusammen. »Weil ich es nicht will.«

»Du willst es sehr wohl«, sagte er mit hörbarer Zurückhaltung. »Das sehe ich doch.«

»Ich will meine Familie nicht verlieren.« Es klang schwach und unglaublich pathetisch, und doch war es so. Ehrlicher konnte ich es nicht sagen. Eric konnte ich vielleicht aufgeben, aber Isabelle und Bastian nicht. Niemals.

Er ließ meine Hand los und legte mir die seine in den Nacken. Seine Finger streichelten und massierten meine Haut.

»Ich spüre doch, dass du es willst«, flüsterte er und fing an, mich ganz leicht zu küssen, erst auf den Mund, dann auf die Nase, die Wangen, die Stirn. »Und du spürst es auch.«

Ich wandte den Kopf ab, zog die steifen Beine an und schlang die Arme darum. Eine sinnlose Geste. Michel kannte jeden Quadratzentimeter meiner Haut. Das kleinste Fältchen. Den feinsten Nervenknoten.

Alles.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich.

Abrupt erhob er sich. »Ich glaube dir nicht.«

Verwirrt sah ich zu ihm auf. Kurz stand er in voller Größe vor mir. Dann wandte er sich ab und entfernte sich ein paar Schritte. Ich sah ihn etwas vom Boden aufheben. Kieselsteine. Er hielt ein Häuflein davon in der Hand, suchte einen aus und schleuderte ihn aus der Hüfte heraus mit ganzer Kraft über den See. Sein junger, kräftiger Körper spannte sich kurz wie ein Bogen, fand dann sein Gleichgewicht wieder. Drei, vier Mal sprang der Stein auf der Wasseroberfläche, bis er unterging.

»Michel«, sagte ich leise.

Er holte ein zweites Mal aus, und dann noch einmal. Begutachtete die Ausbeute in seiner Hand, bewegte die Finger, sodass die Steinchen aneinanderklackerten. Dann ließ er sie von der linken in die

rechte Hand kullern, ballte diese zur Faust und warf alle Steine auf einmal in großem Bogen ins Wasser. Eine kleine Fontäne glitzerte im Mondlicht. Auf der Wasseroberfläche bildeten sich silberne Kreise, die sich vergrößerten und ineinander übergingen. Michel legte den Kopf zurück und rieb sich mit den Händen übers Gesicht. Er murmelte etwas, was ich nicht verstand.

»Michel«, flüsterte ich erneut.

Er sah zu mir herab. Ein vorwurfsvoller, schmerzerfüllter Blick.

Plötzlich wurde mir klar, dass ich mich mehr als nur körperlich von ihm angezogen fühlte.

Ich war bis über beide Ohren in ihn verliebt.

Und er in mich.

Das Chaos war komplett.

Wir schwiegen.

Es blieb unausgesprochen, es brauchte nicht gesagt zu werden.

Wir wussten es beide.

Michel setzte sich wieder und neigte sich mir zu. Mit der Hand strich er an der Innenseite meines Schenkels hinauf. Ich erbebe.

»Nein.« Ich stieß ihn weg. »Ich will ... reden. Ich will mehr über dich erfahren.«

»Warum?«

»Weil ... weil ich dich besser kennenlernen möchte. Ich kenne dich nicht. Nicht wirklich.«

»Wie jetzt? Wir sollen uns zwar nicht mehr treffen, aber du willst mich besser kennenlernen? Was denn nun?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Nein ... ich ...«

Er hatte Recht. Was wollte ich eigentlich?

»Ich bin so, wie ich bin«, sagte er. »Mehr steckt nicht dahinter.« Er heftete den Blick starr aufs Wasser.

»Das ist doch nicht alles. Wo kommst du her, auf was für einer Schule warst du? Hast du Eltern? So was meine ich.«

Er sah mich schräg von der Seite an. »Natürlich habe ich Eltern.« Er klang verstimmt.

»Habt ihr Kontakt?«

»Nein.«

»Was für Leute sind das?«

Er rieb sich mit den Händen über das Gesicht. »Darüber möchte ich nicht sprechen.«

»Ich schon.«

Er legte sich auf den Rücken und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Eine Weile blieb es still. Beim Atmen hob und senkte sich sein Brustkorb. »Meine Mutter war Leistungsschwimmerin. Mein Vater Wissenschaftler. Vielleicht hatte er auch irgendwas mit Marketing zu tun, ich weiß es nicht genau. Er hat im Silicon Valley gearbeitet.«

»In Amerika?«

»Ja.«

»Ist deine Mutter Amerikanerin?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, sie kommt aus Bordeaux.«

»Und dein Vater?«

Er zuckte mit der Schulter. »Amerikaner, Kanadier, Mexikaner, Franzose, keine Ahnung. Ich weiß nur, dass er da gearbeitet hat. Nicht mal, wie er heißt. Interessiert mich auch nicht.«

»Wie haben sie sich kennengelernt?«

»Meine Mutter ist für eine amerikanische Mannschaft an den Start gegangen, und seine Firma hat das

Team gesponsert.«

Es kostete mich große Mühe, ihn zu verstehen. Er sprach undeutlich und sehr leise.

»Du hast deinen Vater nie kennengelernt?«, fragte ich.

Er entgegnete irgendetwas, das ich nicht verstand. Vielleicht im Dialekt.

»Was hast du gesagt?«

»Ein Aufreißer, ein Charmeur ... hat meine Mutter mir erzählt. Und dass er mir ähnlich sah. Darum hat sie mich auch gehasst. Sie war schwanger, aber der Typ war verheiratet und wollte nichts davon wissen.«

»Und wo bist du zur Welt gekommen?«

»In Bordeaux. Mit Kaiserschnitt, danach konnte sie nicht mehr richtig laufen. Eine Weile hat sie im Rollstuhl gesessen ...« Ruckartig wandte er mir den Kopf zu. »Hör mal, ich mag darüber wirklich nicht sprechen.«

»Ich möchte es aber gern wissen.«

Das entsprach der Wahrheit. Es war das erste Mal, dass wir uns nicht nur oberflächlich unterhielten. Dass er etwas von sich selbst erzählte. Zum ersten Mal erfuhr ich ein paar Dinge aus seinem eigenen Munde statt um drei Ecken.

Er rieb sich die Nase, sah mich aber immer noch nicht an. »Wegen mir saß meine Mutter also im Rollstuhl. Und als sie den wieder los war, hatte sie ein Kind am Hals, um das sie sich kümmern musste, und ihre Karriere war im Arsch. Mit dem Schwimmen war es vorbei, dabei war das vorher ihr Leben, ihr Ein und Alles gewesen. Von da an schlug sie sich irgendwie durch, mehr schlecht als recht, wurde dick, fraß sich halb zu Tode. Irgendwann hatte sie einen neuen Freund, einen Junkie, durch den sie an die Nadel kam. Ich glaube, sie wollte einfach nicht mehr leben.«

Vorsichtig rückte ich ihm ein Stück näher und drehte mich auf die Seite. Es war herrlich, ihm zuzuhören. Ihm so nahe zu sein. Seiner Stimme zu lauschen. Ihn anzusehen. Am liebsten hätte ich mich bei ihm angeschniegelt, tat es aber nicht, weil ich fürchtete, dass er dann nicht mehr weiterreden würde.

»Im Grunde musste ich selbst sehen, wie ich zurechtkam«, fuhr er fort. »Mit zwölf haben sie mich von zu Hause weggeholt und in ein Heim gesteckt. Ich hab allen möglichen Mist angestellt damals, mir war einfach alles egal.«

In geräuschlosem Gleitflug zog eine Eule über uns hinweg.

»Was denn für Mist?«

Er zuckte mit der Schulter. »Nichts Besonderes. In Bordeaux läuft immer irgendwas.«

Ich dachte an das Gespräch mit Betty. »Raubüberfälle?«

Er sah mir in die Augen. »Nein. Obwohl nicht viel dazu gefehlt hat. Ich hab mich geprügelt, geklaut, Hasch geraucht, bin in Wohnungen eingebrochen, hab an der Flasche gehangen, an der Nadel, die ganze Palette. Ich war wütend auf meine Mutter, auf ihren Freund, auf die ganze beschissene Welt. ... Das bin ich jetzt auch noch manchmal.«

»Und wie bist du hier gelandet? Wie hast du Peter kennengelernt?«

»Über Bruno, den kannte ich noch aus dem Jugendknast. Er hatte ein Zimmer in Libourne, und als ich raus kam, bin ich erst mal zu ihm gegangen. Ich hatte sonst niemanden. Bruno hat damals schon für Peter gearbeitet. Irgendwann bin ich mitgegangen, um auch was zu tun zu haben. Zu arbeiten. Geld zu verdienen. Was Nützliches zu machen.«

»Und wo ist deine Mutter jetzt?«

»Weiß nicht, interessiert mich auch nicht. Vielleicht ist sie tot. Dann hätte sie's ja geschafft.«

»Hast du sonst noch Verwandte?«

Er sah mich an. »Die haben sich einen Dreck um uns gekümmert, verstehst du? Als meine Mutter in der Scheiße saß, hat niemand von denen auch nur den Finger krumm gemacht, weder für sie noch für mich. Ich

habe quasi nie eine Familie gehabt, außer Peter und Bruno.«

Ich brachte kein Wort mehr heraus. Michels familiärer Hintergrund war der traurigste, von dem ich je gehört hatte. Unwillkürlich musste ich an meine eigene Mutter denken, die all ihren Schwächen zum Trotz immer nur mein Bestes gewollt hatte. Sonntage im Park, Enten füttern, Samstagnachmittage vor dem Fernseher. Ein warmes, bequemes Nest. Im Vergleich zu Michel kam ich mir über alle Maßen verwöhnt vor. Fast schämte ich mich dafür, ihm all dies aus der Nase gezogen zu haben.

Er richtete sich etwas auf und stützte sich auf dem Ellbogen ab. Fuhr sich durchs Haar und sah mich finster an. »So viel dazu. Meine noble Abstammung. Wer ich bin. Jetzt weißt du's. Drogenabhängige Mutter, untreuer Schuft von einem Vater. Und ich selbst? Schulabbruch, und jetzt einen Job, den sonst keiner machen will, weil ich nichts anderes gefunden hab. Vorstrafen machen sich nun mal nicht so gut im Lebenslauf. Ich hab einfach nichts auf die Reihe gekriegt. So ist es, und so wird es auch bleiben ... Putain! So, bist du jetzt zufrieden?«

Seine Worte schnitten mir ins Herz. Als ich den Blick hob und erneut den Schmerz in seinen Augen sah, wurde mir bewusst, wie jung er noch war. Dreißig- bis vierzigjährige Männer waren oft mit allen Wassern gewaschen, hatten alles im Griff und spielten mit Frauen ihre Spielchen. Nicht so Michel. Im Bett spielte der Altersunterschied zwischen uns keine Rolle, aber im Gespräch fiel er mir doch auf, obwohl ich zugegebenermaßen auch keine gute Rednerin war. Ich musste mich immer sehr darauf konzentrieren, wie ich mich ausdrückte, damit das, was ich sagen wollte, auch tatsächlich so ankam, wie ich es meinte. »Du bist eben, wie du bist«, sagte ich, weil es mir vorkam, als müsste ich aussprechen, was ihm sonst vielleicht niemand sagte. Oder sagen konnte. »Du siehst gut aus, du bist gesund, intelligent, stark. Für deine Eltern bist du nicht verantwortlich. Sie haben dich gezeugt, aber ihre Entscheidungen haben sie selbst getroffen. Du kannst andere treffen.«

Er musterte mich von der Seite und schnaubte. »Mädchen in meinem Alter halte ich für oberflächliche Tussis, also verliebe ich mich in eine glücklich verheiratete Frau mit zwei Kindern.« Sein Gesicht bekam einen verbitterten Zug. »Grandiose Entscheidungen treffe ich da. Genau wie mein Scheißvater. Nein, noch schlimmer.«

Verwirrt sah ich ihn an. Ich fühlte mich benommen, so ähnlich, als hätte ich zu viel getrunken. Tränen liefen mir über die Wangen. Ich konnte nichts dagegen tun, der Damm war gebrochen.

»Putain, Simone ...« Seine Stimme klang jetzt eine Oktave tiefer. Er beugte sich über mich und küsste meinen Hals.

Meine Körper bebte, mich verlangte nach ihm, ich wollte seinen Schmerz stillen, ihn streicheln, lieblosen, ihn alles vergessen machen.

»Ich will nicht, dass es so zu Ende geht«, sagte er leise. »Nicht so.«

Meine Fingerspitzen irrten über sein Gesicht, ich küsste ihn sanft auf den Mund, fuhr mit der Zunge über seine Lippen, und die ganze Zeit liefen mir Tränen übers Gesicht. Das Salz brannte auf meinen Wangen.

Er zog den String meines Tangas zur Seite. Als ich seine Fingerknöchel spürte, sank ich nach hinten zurück, legte den Kopf in den Nacken und starrte in die Baumkronen, die sanft vom Wind hin- und hergewiegt wurden. Schaute in den Himmel, zu den hoch über uns hinwegziehenden Wolken, in das tiefe, dunkle Blau. Zum Mond, zu den Sternen. Ich spürte, wie sein Mund die Innenseite meiner Schenkel liebte, wie seine Hände mich langsam in den Wahnsinn trieben. Ich versank in einem Zustand der Glückseligkeit, drückte mich fester an ihn, sog seinen Geruch auf, ließ mich von seinen Berührungen mitreißen, und als ich aufsaß, ertrank ich in seinen Augen.

Sie glänzten im Dämmerlicht. »Ich möchte dich vögeln.«

Ein Seufzer entfuhr mir. »Komm her.«

Ich zerrte ihm die Hose über den festen, muskulösen Po. Fasste ihm zwischen die Beine und konnte nur noch stöhnen. Mein Atem ging immer schneller, während er sich aufrichtete, mir den Tanga ganz auszog und ungeduldig meine Bluse nach oben schob. Ein kalter Windstoß strich über meinen erhitzten Körper und trocknete mir die Tränen. Mein Zittern wollte nicht nachlassen, ich streifte ihm die Jacke vom Leib. Schwer und träge küsste er mich, ermutigend spreizte ich die Beine, hob die Schenkel, krallte eine Hand in seinen Rücken und presste die andere auf seinen Po.

Er flüsterte mir etwas ins Ohr, unverständliche, halb verschluckte Worte. »Sag es«, stöhnte er, »sag es.«

Die Geilheit beherrschte mich jetzt vollkommen. »*Baisemoi*«, flüsterte ich. Ich hätte die Worte auch herausgeschrien, wenn er es verlangt hätte.

Während er eindrang und anfang, in mich zu stoßen, schossen Blitze durch mich hindurch, das Blut strömte mir heiß wie Lava durch die Adern. Ich schloss die Augen, öffnete sie aber sogleich wieder, um die dunkle Glut in den seinen zu sehen.

»Ich habe dich so vermisst«, stöhnte er, vergrub sein Gesicht in meinem Haar und steigerte das Tempo. Geschmeidig fügte ich mich in den Rhythmus, schlang die Arme um ihn und zog ihm mit den Nägeln dicke Striemen über den Rücken.

Ich hatte früher nie geglaubt, dass man gleichzeitig zum Orgasmus kommen kann. Für eine Fabel hatte ich es gehalten, für eine Erfindung aus Filmen und Büchern, und doch erfuhr ich es gerade wieder am eigenen Leib, und nicht zum ersten Mal, mit Michel. Die Entladung überwältigte uns: ein Donnern in unseren Körpern, das durch die sich an- und entspannenden Muskeln noch in die feinsten Nervenenden vordrang, bis wir uns überhitzt, erschöpft und schweißüberströmt aneinanderklammerten und in einer stillen Benommenheit versanken.

Ich schmiegte mein Gesicht an seinen Hals, wo dieser mit einem Grübchen in die Schulter überging und ich mit den Lippen an der Halsschlagader seinen Puls spüren konnte. Sein Herz schlug langsam und kräftig, auch an der eigenen Brust spürte ich es. Ich fing langsam wieder an, die Hände zu bewegen, mit den Fingern seinen Körper abzutasten, seine Muskeln, seine Haut, die genau wie meine allmählich abkühlte, und ich wünschte, dieser Augenblick würde ewig währen.

Wenn jetzt die Welt untergegangen wäre, hätte ich mich damit abfinden können. Michel und ich am See, mit dem Mond als Zeuge. Das war alles, was noch zählte.

Ich zitterte ein wenig. Es war richtig kalt geworden, das Gras war taufeucht, und ein kühler Wind war zu spüren. Über der Wasseroberfläche bildeten sich Nebelschleier, die zu uns herüberzogen und uns einhüllten.

»Ist dir kalt?«, flüsterte er.

»Ja.«

»Soll ich dich wieder aufwärmen?«

In langsamer Steigerung fing er erneut an sich zu bewegen, ich spürte, wie er in mir hart und groß wurde, und es trieb mich fast zum Wahnsinn. Mein Gott, er machte einfach weiter, nach einer Pause von höchstens ein paar Minuten! Auf die Hände gestützt, beugte er sich über mich und leckte mir über die Lippen, während er das Tempo immer mehr anzog und meine Beine unbeherrscht zu zittern anfangen. Himmel, wie großartig das war! Ich konnte nur noch stöhnen, mich hingeben. Ich hob die Hände zu seiner Brust.

Sein Grinsen im Halbdunkel. »Und, wird dir schon wärmer?«

»Ja«, flüsterte ich, »mach weiter, bitte mach weiter!«

Es klang verzweifelt, und so fühlte ich mich auch. Ich wollte diese kostbaren Augenblicke so weit wie möglich in die Länge ziehen, wollte ihn nicht gehen lassen, es war wohl das letzte Mal, und allein schon

der Gedanke jagte mir Angst ein. Als wäre nach Michel alles zu Ende, als bestünde mein Leben fortan nur noch aus Alltagsroutine und dumpfer, unausgefüllter Leere.

Mein Leben nach Michel.

Ich wollte mehr, viel mehr, ich wollte ihn schmecken, ihn verwöhnen, wollte ihn stöhnen hören und die Augen schließen sehen.

Ohne die Hände von seiner Brust zu nehmen, zog ich mich zurück und setzte mich vor ihm auf die Knie. Mit den Lippen strich ich langsam über seine Brust zum Bauch hinunter. Er zog die Bauchdecke ein und hielt die Luft an, woraufhin ich mit leicht geöffnetem Mund noch ein Stück tiefer ging, bis ich mich selbst auf der Zunge schmeckte.

Er kam nun ebenfalls auf die Knie, strich mir durchs Haar und streichelte mit der flachen Hand meine Wange und meinen Mund, sodass er von außen mitfühlen konnte, was ich mit der Zunge machte. Immer wieder spürte ich seine Hand erst im Haar, dann am Kiefer und im Gesicht, und er flüsterte Worte, die ich nicht verstand, aber deren Bedeutung ich sehr wohl begriff. Ich machte weiter, sah zu ihm auf, ging in ihm auf, setzte Hände und Zunge ein, krümmte den Rücken und suchte seinen Blick, aber er war wie weggetreten, mit offenem Mund und geschlossenen Augen, wortlos, eingehüllt von der Nacht.

»*Je jouie*«, flüsterte er. Es war eine höfliche Warnung.

Ich fuhr fort, es machte mir nichts aus.

Ich trank von ihm.

Aus dem Augenwinkel sah ich ein Lichtbündel über das Tal schwenken und dann erlöschen. Gedämpfter Autolärm drang an mein Ohr, dann erstarb das Motorgeräusch. Michel hatte es ebenfalls bemerkt. Er hob den Kopf und spähte den Abhang hinauf, den Mund halb geöffnet und genau wie ich noch etwas benommen.

»Eric«, flüsterte ich, und mein Herz setzte für einen Schlag aus. »Eric ist nach Hause gekommen. Oh mein Gott ... wie spät ist es?«

Michel drückte auf einen kleinen Knopf an seiner Armbanduhr. »Halb zwölf.«

Ich sprang auf und raffte meine Kleider zusammen. Zunächst fand ich meinen Stringtanga nicht wieder, bis Michel ihn mir hinhielt. Ich zog Rock und Bluse an und fuhr mir mit der Hand durchs Haar.

Wie gelähmt starrte ich auf die Hügelspitze. Oben hörte ich Bleu jaulen. Wenn Eric mich drinnen nicht antraf, würde er mich suchen gehen. Auch hier am See.

Wie sollte ich erklären, warum ich mich um halb zwölf Uhr abends allein draußen in der Dunkelheit herumtrieb?

Ich musste nach Hause. Schnell.

Michel trat hinter mich und schmielte seine Wange an meine Schläfe. Küsste mich.

»Viel Glück«, flüsterte er. »Mit allem.«

Das bezog sich nicht auf meine bevorstehende Konfrontation mit Eric.

Es war ein Abschiedsgruß.

»Dir auch«, flüsterte ich zurück. Dann lief ich den Hügel hinauf.

Mit schnellen Schritten kam Eric mir entgegen. Noch schneller war Bleu. Ich hielt ihn am Halsband fest, während ich weiter auf Eric zuing, weil ich Angst hatte, er könnte Michels Anwesenheit verraten.

Eigentlich wollte ich jetzt nur noch ins Bett. Schlafen oder es zumindest versuchen.

Mich ausheulen und dann wieder von vorne anfangen.

Ich war kaputt, geistig wie körperlich völlig erschöpft. Ich konnte mich nicht erinnern, mich jemals so leer geföhlt zu haben. So ausgehöhlt.

Unruhig und mit großen Augen kam Eric auf mich zugeeilt. Sein Hemdkragen stand offen, und an seinen ungelinken Bewegungen sah ich, dass er zu viel getrunken hatte.

Erst trinken und dann Autofahren, die lebensgefährlichen Serpentinien zwischen Felswänden und Abgründen entlang - großartig. Peter, der selber soff, als könnte jeden Augenblick die Welt untergehen, steckte mit diesem Laster anscheinend alle anderen an.

Ich biss die Zähne zusammen. *Bitte keine Konfrontation.*

»Mein Gott, Simone, was machst du denn hier draußen? Die Haustür stand offen, und als ich gesehen habe, dass du nicht im Bett bist, habe ich das ganze Haus durchsucht.«

Unbeirrt setzte ich meinen Weg fort. Ich wollte Bleu und Eric so weit wie möglich vom See weglocken.

Als ich an ihm vorbei Richtung Hof ging, machte Eric ein erstauntes Gesicht. Rasch hatte er mich eingeholt und ging neben mir her. »Simone, was soll denn das?«

»Du hast zu viel getrunken«, sagte ich.

»Was machst du in Gottes Namen hier draußen?«

Ich antwortete nicht. Erst als wir in der Diele standen und ich die Tür hinter Eric und Bleu geschlossen hatte, drehte ich mich zu ihm um.

Schweigend stand er da und sah mich an. Es war offensichtlich, dass er die Situation nicht zu deuten wusste.

»Ich gehe ins Bett«, sagte ich. »Ich brauche ein bisschen Zeit für mich allein.«

Damit ließ ich ihn stehen, ging den Flur entlang und die Wendeltreppe hinauf. Oben öffnete ich die Tür zu Bastians Zimmer. Er schlief tief und fest, sein Atem ging ruhig. Ich zog die Gardine ein Stück zur Seite und spähte zur Zufahrt hinunter.

Nirgends eine Spur von Michel.

Um fünf Uhr morgens wurde ich wach. Ich bekam kaum die Augen auf. Sie waren verquollen, obwohl ich mich gar nicht erinnern konnte, am gestrigen Abend noch geweint zu haben. Obwohl, doch: unten am See. Und nicht nur kurz. Ich verspürte einen Stich im Bauch, einen Krampf, dann war es wieder vorbei.

Eric's Seite des Bettes war leer. Er war nie ein früher Vogel gewesen. Ich musste ihn morgens immer förmlich aus dem Bett ziehen.

Diesmal saß er in T-Shirt und Unterhose am Küchentisch. Sein Haar war zerzaust. Vor ihm lagen Kopien von Bauskizzen. Neben ihm ein Block mit Zahlenkolonnen. Ein Taschenrechner. Eine Tasse Kaffee.

Als er mich kommen hörte, sah er auf. »Geht es dir wieder besser?«

Ohne zu antworten ging ich zum Kühlschrank und nahm den Orangensaft heraus. Spülte einen Kaffeebecher aus, der noch in der Spüle stand. Schenkte mir Saft ein und trank in kräftigen Zügen den

ganzen Becher leer.

Dann sah ich Eric an und richtete den Blick demonstrativ auf die Entwürfe. »Nein, es geht mir nicht besser.«

Unkonzentriert deutete Eric auf die Papiere. »Ich kann mir das nicht entgehen lassen, Simone«, sagte er. »Es ist wirklich ein großartiger Plan. Einmal investieren, die nächsten zehn Jahre ein festes Einkommen und dann mit fettem Gewinn ein für alle Mal in Rente gehen. Ich habe es zigmal nachgerechnet. Es kommt alles hin. Selbst wenn ich nur von der Hälfte der Mieteinnahmen ausgehe und den Anstieg der Immobilienpreise nicht mit einrechne, haben wir ausgesorgt.«

Ich stand da und rührte mich nicht vom Fleck. Das konnte ich jetzt nicht auch noch verkraften. Es wurde zu viel. Alles stand kurz vor dem Einsturz. Ich hatte nicht mehr die Kraft zu widersprechen, einen Streit anzufangen oder irgendwelche Wogen zu glätten. Ich war völlig ausgepumpt. Leer.

»Eric«, sagte ich leise, »der Tag, an dem du unser Geld in Peters Projekt steckst, wird der Tag sein, an dem ich fortgehe.«

Ich meinte, was ich sagte, es war keine leere Drohung. Vielleicht sagte ich es nur deshalb so ruhig, so entschlossen. Jedes einzelne Wort meinte ich genau so, wie ich es sagte.

Empört sah Eric auf. »Was?«

Ich drehte mich auf dem Absatz um, ging ins Schlafzimmer, ließ mich aufs Bett fallen und fing stumm an zu weinen.

Es war Freitag. Der letzte Arbeitstag. Der Hof sah prächtig aus. Die beiden Stockwerke waren jetzt mit Außentreppen aus Kalkstein verbunden. Wir hatten einen Springbrunnen bekommen, und in mächtigen, blau glasierten Töpfen hatte Eric ein paar Bäumchen aufgestellt. Auch mit dem Planieren des Bodens waren die Jungs fast fertig. Der beigefarbene Kies strahlte in der grellen Sonne so hell, dass es fast schon in den Augen wehtat.

Ich lehnte am Fensterrahmen von Bastians Zimmer und sah zu, wie Michel unten Kabel zusammenräumte und große Kübel mit Schutt und Abfall durch den Torbogen schleppte, um sie draußen, außerhalb des Hofes, abzustellen. Ich verfolgte jede seiner Bewegungen und prägte mir alles ein, jeden einzelnen Gesichtsausdruck. Wie er lächelte, wenn jemand einen Scherz machte. Wie er mit der einen Schulter zuckte, wenn er nicht weiterwusste, verunsichert war.

Dem Strudel überwältigender Gefühle im Zusammenhang mit unserer Auswanderung, mit Peter, Michel und der Sache mit dem Geld zu widerstehen, war mir nicht gelungen. Ich hatte mich so davon mitreißen lassen, dass ich mittlerweile völlig erschöpft war.

Zumindest von einer meiner Sorgen hatte Eric mich erlöst. Gestern Abend war er zu Peter gefahren und gegen zehn wieder nach Hause gekommen. Bei seiner Rückkehr hatte ich ihn nicht einmal begrüßt. In der letzten Zeit war ich ihm so weit wie möglich aus dem Weg gegangen.

Er war neben mir stehen geblieben und hatte unsicher an der Stuhllehne herumgezupft. »Ich werde wohl nie begreifen, was in dich gefahren ist«, hatte er gesagt. »Aber du und die Kinder, ihr bedeutet mir mehr als alles andere. Ich habe Peter gesagt, dass ich nicht mitmache. Bei diesem Projekt nicht und auch bei keinem anderen.«

Ich war aufgestanden und hatte ihn umarmt. Minutenlang waren wir so stehen geblieben.

Wir konnten unser neues Leben beginnen. Peter war bereits gestern zum letzten Mal hier gewesen, und heute hatten auch die Jungs ihren letzten Arbeitstag. Morgen fingen unsere Ferien an. Eric hatte angekündigt, in der nächsten Zeit nur noch Bücher zu lesen und einen kleinen Gemüsegarten anzulegen. Eine Ruhephase, die ein paar Wochen, vielleicht aber auch ein paar Monate dauern sollte - so lange, bis keine Spur von Staub und Mörtel mehr in seinen Poren saß.

Auch meine Wunden mussten heilen, aber das waren keine äußerlichen. Dieses Haus hatte unter anderem Michel für uns gebaut. Er hatte die Steine und Werkzeuge selbst in Händen gehalten. Alles hier erinnerte mich an ihn. Aber vielleicht war das auch gut so. Ich wollte ihn nicht einfach vergessen, sondern ihm allmählich einen festen Platz in meiner Erinnerung zuweisen.

Ich ging die Wendeltreppe hinunter ins Wohnzimmer. Dessen Geräumigkeit und die Atmosphäre beeindruckten mich täglich neu. Nie zuvor hatten wir so schön gewohnt. Noch vor ein paar Jahren hatte ich geglaubt, ein Haus wie dieses läge außerhalb unserer Möglichkeiten. Jetzt war ich stolz, dass ich hier wohnen durfte, dass ich demnächst Gäste hierher einladen konnte.

In Kürze würden Erica und Gerard uns besuchen kommen. Eine ganze Woche wollten sie bleiben, ich freute mich schon darauf. Ich würde die beiden mit leckerem Essen und gutem Wein verwöhnen, damit sie auftanken und gestärkt wieder an die Arbeit gehen konnten. Wenn es weiter so warm blieb, konnten wir bis tief in die Nacht im Hof sitzen, draußen essen und trinken. Was mich daran erinnerte, dass ich noch zwei Feuerkörbe kaufen wollte. Vielleicht sollte ich Isabelle und Bastian, wenn ich sie von der Schule abholte, gleich mit in die Stadt nehmen. Dann brauchte ich mich auch von den Jungs nicht zu

verabschieden. Bereits gestern hatten sie alle eine Kiste Wein geschenkt bekommen und Peter eine Kiste Whisky. Zum Dank für ihre Arbeit, für die geleistete Gesellschaft, den gemeinsamen Spaß, den Französischunterricht und die vielen Geschichten, die sie uns im Lauf der Zeit erzählt hatten.

Michel hatte seit unserem Abschied eine andere Haltung zu mir eingenommen. Er benahm sich so normal wie möglich und gab sich Mühe, es uns beiden nicht unnötig schwer zu machen. Es war deutlich spürbar, dass er innerlich umgeschaltet hatte.

Ich hörte die Tür. In der Vermutung, dass es Eric war, der Wasser holen wollte, drehte ich mich um.

Es war Michel. Trotz der Hitze trug er eine Jeans und ein T-Shirt. Das T-Shirt klebte ihm an der Brust. Er blieb in der Küche stehen.

»Entschuldige, dass ich hier einfach so reinlaufe, aber ...« Er zögerte, rieb sich mit der Hand über den Oberarm und sah mich unter halb geschlossenen Lidern hervor unsicher an. »Ich brauche Geld.«

Ich runzelte die Stirn. »Geld? Wofür?«

Er trat von einem Fuß auf den anderen. »Eric hat letzte Woche nicht bezahlt. Und ich brauche wirklich Geld für die Miete, sonst fliege ich raus. Der Vermieter kommt heute Abend wieder vorbei, und ich habe keinen müden Cent mehr. Genauso wenig wie Bruno. Und Peter hat auch nichts, ich weiß nicht, wen ich sonst fragen soll.« Hilfloshob er die Arme. »Entschuldige«, sagte er dann nochmals, »ich will dich eigentlich um nichts bitten, aber ... ich weiß nicht, wen ich sonst ...«

Mit verschlossener Miene sah ich ihn an. »Ihr habt kein Geld bekommen?« Ich hatte mit eigenen Augen gesehen, wie Eric, nachdem die Jungs am letzten Montag nach Hause gegangen waren, mehrere Fünfzig- und Hundert-Euro-Scheine auf den Tisch geblättert hatte. Peter hatte hier bei uns in der Diele die Rechnung geschrieben, und zwar gleich für die letzten beiden Wochen zusammen. Ich hatte selbst gesehen, wie er das Geld eingesteckt und die Rechnung abgezeichnet hatte.

Noch immer fixierte ich Michel.

Er zog die Brauen hoch. »Ist öfter vorgekommen«, sagte er, »dass Eric nicht bezahlt hat ... Ist auch nicht der Einzige.« Was er noch sagte, verstand ich nicht mehr.

»Ich habe kein Geld im Haus.« Das war die reine Wahrheit. Fünfzig Euro vielleicht, mehr nicht.

Er kam näher. Sah mir ins Gesicht. »Simone, ich ...«

»Ich ... ich stelle einen Scheck aus, okay? Den kannst du deinem Vermieter zeigen, und dann gehst du heute Abend oder morgen früh mit ihm zur Bank, oder ...«

»Ich gehe heute etwas früher«, sagte er.

Ich trat an den kleinen Schreibtisch in der Diele, machte die Schublade auf, nahm das Scheckheft heraus und griff nach einem Stift.

»Wie viel?«

»Zweihundert. Das ist die Miete für einen Monat.«

Ich stellte den Scheck über einen Betrag von zweihundertzweölf Euro und dreißig Cent aus. Wohnort, Vorname ... ich geriet ins Stocken. »Wie heißt du eigentlich mit Nachnamen?«

»Martin.«

Ich setzte den Namen dazu, riss das Blatt heraus und gab es ihm. Verwundert überflog er die Angaben. »Das ist zu viel.«

»Zweihundert ist so ein runder Betrag, das würde auffallen. Das kann ich Eric nicht erklären. So sieht es nach irgendwelchen Einkäufen aus. Auf dem Kontoauszug sind nur die Nummer des Schecks und der Betrag angegeben, nicht für wen oder was man das Geld ausgegeben hat.«

Dass ich so meisterhaft mit Geld herummanipulieren konnte, hatte ich Peter zu verdanken, wie mir jetzt wieder einfiel. Ein bitterer Gedanke.

»Du bist ein Engel«, sagte Michel und wandte sich zum Gehen.

Ich legte das Scheckheft in die Schublade zurück. Die Sache gefiel mir ganz und gar nicht.

Ich drehte mich zu ihm um. »Michel?«

Er blieb im Türrahmen stehen.

»Eric hat sehr wohl bezahlt. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Er hat das Geld deinem Chef gegeben, schon am Montag. Für die letzten beiden Wochen zusammen.«

Er runzelte die Stirn. »Bist du dir sicher?«

»Ja. Hundertprozentig.«

Michel nickte langsam und murmelte etwas, was ich nicht verstand. Mit einem kurzen *salut* verschwand er nach draußen.

Ich blieb am Schreibtisch stehen. Man konnte Eric ja alles Mögliche vorwerfen, aber nicht, dass er sich nicht an seine Absprachen hielt. Es konnte also nur bedeuten, dass Peter seine Leute nicht bezahlte. Oder zumindest nicht immer. Und die Schuld auf die Kunden abwälzte.

»Simone?«

Ich sah auf. Eric stand im Türrahmen. Wenn er nur ein kleines bisschen früher aufgetaucht wäre, hätte er mitbekommen, wie ich den Scheck für Michel ausstellte.

»Ich wollte sagen, dass ich kurz weg bin, die beiden Skulpturen und die Gartenbank abholen. Michel fährt mit, er muss noch schnell zur Bank, und dann setze ich ihn zu Hause ab. Denkst du an die Zeit?«

Er meinte die Kinder. Es war halb drei.

»In Ordnung«, sagte ich.

Er blieb noch kurz in der Tür stehen. »Komische Vorstellung, was? Dass heute der letzte Arbeitstag war.«

Ich nickte. »Ich glaube, ich muss mich erst wieder daran gewöhnen, wie still es hier ist. Wahrscheinlich werde ich die Jungs richtig vermissen.«

»Wir machen uns ein paar schöne Wochen, Simone. Wir gönnen uns was. Vielleicht können wir ja am Wochenende mit den Kindern nach Arcachon fahren. Es sollen achtundzwanzig Grad werden, prima Strandwetter.«

»Ja, gute Idee«, sagte ich geistesabwesend.

»Okay, dann bis gleich.«

Bastians Zimmer war in kürzester Zeit zum Schlachtfeld mutiert. Alles lag kreuz und quer über den Fußboden verteilt: die Kabel seiner Playstation, diverse Spiele, jede Menge loser CDs, Dutzende aufgeschlagene Comics, Soldatenfiguren und schmutzige Kleidungsstücke. Ich fing damit an, die Bücher nach Farben geordnet in sein Regal zu stellen. Als Nächstes sortierte ich die Spiele und stapelte sie neben dem kleinen Fernseher. Auf den Knien rutschte ich dann vor dem Bett herum, um schmutzige Klamotten darunter hervorzuziehen und in den Plastikwäschekorb zu werfen. Durch das offene Fenster hörte ich draußen einen Wagen, der beim Torbogen anhielt, aber ich achtete nicht darauf. Wahrscheinlich ein Paketbote. Die Jungs waren inzwischen daran gewöhnt, Päckchen für uns anzunehmen.

Hier drinnen war es angenehm kühl. Irgendwo hatte ich gehört, dass die Wände früher so dick gebaut wurden, weil das Haus dadurch optimal isoliert war. Im Sommer blieb die Hitze draußen, und umgekehrt kühlte es im Winter nicht so stark aus.

Mit dem Wäschekorb unter dem Arm wollte ich gerade über den Flur zu Isabelles Zimmer weitergehen, als ich jemanden die Treppe hinaufkommen hörte. Es waren nicht Erics Schritte. Sie hörten sich schwerer an. Gehetzt.

Als ich zur Treppe zurückging, stand ich plötzlich Peter gegenüber, Auge in Auge. Er starrte mich an.

wie von Sinnen. Ich erschrak und wich unwillkürlich zurück, sodass ich wortwörtlich mit dem Rücken zur Wand stand.

»Was suchst du hier?« Ich versuchte, möglichst autoritär zu klingen, zitterte dabei aber heftig.

»Was ich hier suche, verdammt noch mal?« Unbeherrscht riss er mir den Wäschekorb unter dem Arm weg und warf ihn auf den Boden. Die Wäsche purzelte über die Treppe.

Ich geriet in Panik und rannte Richtung Badezimmer. Auf halber Strecke hatte Peter mich eingeholt, packte mich am Oberarm und schleuderte mich gegen die Wand. Es gab einen lauten Knall, vor Schmerz krümmte ich mich zusammen. Er zog mich am Arm wieder hoch.

»Dich suche ich, du Schlampe!«, zischte er. »Du dreckige Schlampe! Alles machst du kaputt, du dumme Schnepfe!«

Er drückte meinen Arm so fest, dass die Haut ganz weiß wurde. Hoffentlich brach er mir nicht noch die Knochen.

»Du wirst mir jetzt mal gut zuhören«, sagte er und brachte sein Gesicht ganz nah an meines. Sein Atem stank nach Whisky. »Ich lasse mich von dir nicht an der Nase herumführen. Da hast du dir den Falschen ausgesucht.«

Er drückte mich an die Wand, ließ meinen Arm los und presste mir die Kehle zu. »Ich brauche die Kohle. Und wenn du Eric nicht schleunigst grünes Licht dafür gibst, dass er sie mir rüberschiebt, mach ich dir das Leben zur Hölle ... ich mach dich kaputt. Und zwar gründlich.«

Sein Griff an meinem Hals war eisern, und seine Stirn war nur Millimeter von meiner entfernt. Verzweifelt schnappte ich nach Luft. Ein Röcheln entfuhr meiner Kehle.

»Das hätte ich schon längst tun sollen.« Mit einem Ruck riss er mir die Bluse auf. Ich hörte den Stoff reißen. »Erzähl das ruhig deinem Macker. Sag ihm ruhig, was ich mit dir gemacht hab, nur zu. Ich mache alles kaputt, hast du verstanden? Dich, Eric, deine ganze Scheißfamilie! Du wirst keine Nacht mehr ruhig schlafen, keine einzige!«

Brutal zog er meinen BH nach oben, sah mich eindringlich an und kniff mir schmerzhaft in die Brust. Ich schloss die Augen, ich wollte ihn nicht mehr sehen, wollte nichts mehr mitbekommen, aber der ranzige Whiskygeruch schlug mir derart ins Gesicht, dass ich würgen musste. Er ließ meinen Hals los. Rasch holte ich tief Luft, aber im nächsten Augenblick hielt er mich an den Haaren fest und stieß mich mit dem Gesicht gegen die Wand. Plötzlich erstarrte ich: Ich hatte das Geräusch eines Reißverschlusses gehört. Ich wollte mich losreißen, aber Peter zog so an meinen Haaren, dass ich kaum noch mit den Füßen auf den Boden kam. Ich hing vor der Wand wie gelähmt.

Peters Gesicht war immer noch ganz nahe an meinem. Mit roher Gewalt zog er mir die Hose herunter.

Tränen traten mir in die Augen. Ich versuchte mir einzureden, dass das alles nicht wahr sein konnte, nur ein böser Traum, nicht die Wirklichkeit. Peter war anscheinend völlig durchgedreht, gestört, ein gefährlicher Irrer.

Warum hörte uns denn niemand von den Jungs draußen?

»Das willst du doch, oder?«, flüsterte er. »Na los, du Schlampe, sag's mir! Das willst du doch, stimmt's?«

Ich probierte den Kopf zu schütteln, Nein zu sagen, aber er drückte mir mit dem Handballen den Kehlkopf ein, und zugleich umklammerte er meinen Kiefer und presste mir die Wangen gegen die Zähne. Ich schmeckte Blut im Mund.

Dann ließ er mich unvermittelt los und stieß mich von sich weg. Ich knallte auf den Boden, zog reflexartig die Knie an und hielt Hände und Arme schützend vor die Brüste.

Peter sah auf mich herab, zog den Reißverschluss seiner Hose zu und grinste. »Ich gebe dir eine Woche. Nächste Woche Freitag kommt dein Macker bei mir vorbei und erzählt mir, dass er doch noch

investieren will. Falls nicht, komme ich wieder. Um das hier zu Ende zu bringen ... Und zwar mit dem größten Vergnügen. Überleg's dir.«

Fast eine Stunde blieb ich unter der Dusche stehen. Schrubbte meinen Körper mit einem Schwamm, wusch mich ein um das andere Mal mit zitternden Händen. Seifte mich ein, nahm meine blauen Flecken in Augenschein, ließ mir Wasser in den Mund laufen, um das Blut herauszuspülen.

Ich musste die Kinder abholen. Es war schon nach vier. Ich konnte nicht ewig unter der Dusche stehen bleiben. Ich musste mich wieder so weit in Form bringen, dass ich mich draußen blicken lassen konnte. Mich abtrocknen, anziehen und dann aus der Tür gehen, als wäre alles in bester Ordnung. Die gerissene Bluse unauffällig entsorgen. Aber ich blieb so lange im Wasserdampf stehen, bis der Boiler leer war und das kalte Wasser mich aus der Duschzelle hinaustrieb. Lautlos weinte ich, weil ich mir sicher war, dass Peter seine Drohung wahr machen würde. Wenn Eric nicht investierte, würde Peter zurückkommen. Er würde weitermachen, wo er aufgehört hatte, und hinterher würde er alles Eric erzählen, ihm doch noch das Foto unter die Nase halten. Er käme dann zwar hinter Gitter, aber meine Familie wäre trotzdem ruiniert. Wenn er wollte, konnte Peter tatsächlich alles kaputt machen. Alles. Andererseits würden wir, wenn Eric ihm das Geld gab, pleitegehen und müssten irgendwo in der Pampa in einem Wohnwagen hausen.

Mir brannten die Augen, aber Tränen waren mir keine mehr geblieben.

»Ich fahre einkaufen«, sagte ich, »und wenn ich zurück bin, koche ich was Leckeres.«

Eric sah mich erstaunt an. »Wollen wir unseren ersten Ferienabend nicht ein bisschen feiern? Wir könnten ja alle zusammen auswärts essen gehen.«

Bastian strahlte. »Au ja, zu McDonald's!«

»Nein, nicht zu McDonald's«, hörte ich Eric antworten, »in ein richtiges Restaurant.«

»Ach nee, das ist langweilig«, maulte Bastian.

Ich räusperte mich. Mein Hals tat immer noch weh. »Ich ... ich möchte heute eigentlich lieber nicht auswärts essen gehen.«

Eric runzelte die Stirn. »Warum denn nicht?«

»Ich glaube, ich werde krank oder so. Ich bin todmüde.«

»Soll ich schnell einkaufen fahren und die Kids mitnehmen? Dann kannst du dich ein bisschen ausruhen.«

»Nein, ich hocke schon den ganzen Tag hier. Ich möchte kurz mal raus ... allein.« Ich brachte es fast nicht fertig, Eric in die Augen zu sehen.

»Was ist denn mit dir?«

»Lass mal«, sagte ich, »das geht schon wieder vorbei ... okay? Ich bin ein bisschen angespannt, glaube ich. Wegen all dieser ... Veränderungen.« Ich biss mir auf die Unterlippe. »Soll ich noch irgendwas Besonderes mitbringen?«

Eric schüttelte den Kopf. »Für mich nicht. Kauf nicht zu viel ein. Vorläufig essen nicht mehr so viele Leute mit.«

»Weiß ich.«

Die Zellentür fällt hinter mir zu. Ich setze mich auf die Pritsche, starre auf das Gekritzel an der Wand und schaue zu dem kleinen Fenster. Kein Sonnenschein. Regentropfen prasseln leise auf das Glas. In einiger Entfernung schreit und flucht jemand.

Was habe ich hier zu suchen?

Ich gehöre hier nicht her. Was mache ich überhaupt in Frankreich? Erics Idee. Zwei Kinder? Erics

Idee. Alle wichtigen Entscheidungen, mein ganzes Leben lang, sind von anderen getroffen worden. Zuletzt von Eric und früher, vor unserer Ehe, von meiner Mutter. Sogar diese Ehe hat letztlich sie für mich ausgesucht. Bevor ich heiratete, war sie es, die für mich die Entscheidungen traf. Selbst als ich Eric heiratete, folgte ich im Wesentlichen genau ihren Anweisungen. Eric war genau der Typ Mann, den sie sich für mich vorstellte, er passte quasi nahtlos in die Schablone, die sie für meine Heiratskandidaten geformt hatte. Was sie anfangs allerdings nicht begriff, weil Eric damals noch am Anfang seiner Karriere stand. Er schaute nach oben, hatte die ersten Sprossen der Leiter schon fest im Griff, aber sie sah es nicht. Sie sah lediglich seinen Ohrring, sein Fahrrad und seine Bafögschulden. Erst ein Jahr vor unserer Heirat klarte die dicke Luft auf. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, dass ihre Zustimmung mir alles bedeutete. Nach unserer Heirat übernahm Eric wie selbstverständlich die Führung. Er überlegte sich Dinge, und ich führte sie aus. Er bog links ab, ich folgte; wenn er anhielt, hielt ich neben ihm an. Wenn er mit voller Kraft voraus wollte, rannte ich hinter ihm her und versuchte Schritt zu halten, wobei ich über meine eigenen Füße stolperte. War es ein Mangel an Charakterstärke? Feigheit? Ich weiß es nicht. Eric dachte für mich, und ich führte aus, was er sich überlegt hatte.

Michel war mein erster Ausreißer. Was ich getan hatte, hatte ich auf die eigene Kappe genommen, im Wissen, dass niemand, aber auch wirklich niemand es gutheißen würde.

Wohin mich das geführt hatte, war jetzt überdeutlich.

Michel öffnete die Tür. Das Staunen stand ihm ins Gesicht geschrieben. Bruno saß auf dem Sofa vor dem Fernseher und setzte ein schuldbewusstes Gesicht auf, wie ein Kind, das man bei etwas Verbotenem erwischt hatte. Und dann war da noch ein Mädchen. Es saß auf Michels Bett, schien etwa achtzehn Jahre alt zu sein und sah fantastisch aus: lange dunkle Haare, eine Taille, auf die man wahrlich eifersüchtig sein konnte, straffe Haut.

»Ist schon in Ordnung«, sagte Michel in beruhigendem Tonfall zu Bruno. »Als Niederländerin ist sie einiges gewöhnt.«

Erst jetzt erfasste ich die Situation. Verlegen rückte Bruno auf dem Sofa zur Seite, fischte mit einem entschuldigenden Grinsen ein flaches weißes Päckchen zwischen Kissen und Rückenlehne heraus und steckte es sich in die Hosentasche.

Ich sah Michel in die Augen. Keine geweiteten Pupillen.

»Was willst du hier?« Er wirkte verärgert und war kurz angebunden. Anscheinend hatte er, was unser Verhältnis zueinander anging, ziemlich drastisch umgeschaltet. Dass ich jetzt hier vor der Tür stand, passte nicht ins Bild. Wir hatten einander Lebewohl gesagt, und jetzt hielt ich mich nicht an die Abmachung.

»Ich muss ... ich will mit dir sprechen.« Ich schaute noch einmal zu Bruno hinüber. »Es ist ... es ist wichtig.«

Auf einen Wink Michels verließ Bruno den Raum. Im Vorbeigehen grinste er mich an und zwinkerte mir zu. Das Mädchen schaute mich unverhohlen feindselig an, bevor es ihm folgte.

Schnell trat ich ein paar Schritte vor, Michel schloss die Tür. Er fixierte mich, unentwegt, mit finsterem Blick. Rieb sich am Arm. »Hat Eric was gemerkt?«

»Nein. Es ist wegen Peter ...«

»Was ist mit Peter?«

Ich kniff die Augen zusammen, kämpfte mit den Tränen.

Michel tat einen Schritt auf mich zu und wollte mich umarmen, aber ich wehrte ihn ab und setzte mich aufs Bett, um alles der Reihe nach zu erzählen.

Wo sollte ich anfangen? Bei dem Foto, das Peter gemacht hatte? Bei seinem Übergriff von heute Nachmittag? Schon in meiner Muttersprache wäre es mir schwergefallen, davon zu erzählen; umso schwerer fiel es mir in Französisch.

»Peter hat mich erpresst.« Die Vokabel hatte ich schon vor Monaten im Wörterbuch nachgeschlagen. Ich sah zu Michel auf. »Weißt du noch, diese Party bei Peter? Wie wir morgens zusammen draußen waren und er uns gesehen hat?«

Er nickte. Sah mir weiter forschend ins Gesicht.

Ich holte tief Luft. »Danach ist Peter zu mir gekommen und wollte Geld. Jede Woche zweihundertfünfzig Euro. Sonst würde er es Eric erzählen.«

Michel reckte das Kinn vor. »Was?«, rief er aus.

»Er ... er hat ein Foto gemacht, mit seinem Handy.« Ich zupfte an der Decke, sah wieder Michel an. »Wenn ich nicht bezahlte, wollte er es Eric zeigen.«

»Hast du ihm das Geld gegeben?«

»Ja. Woche für Woche.«

»Putain, Simone ... Tu déconnes!«

»Nein, kein Witz, ehrlich.« Ich räusperte mich. Meine Kehle fühlte sich immer noch rau an. Meine Wangen waren von innen verletzt und angeschwollen. Von außen sah man nichts. Peter hatte genau gewusst, was er tat. »Später hat er mir das ganze Geld zurückgegeben. Er sagte, es täte ihm leid, und es hätte mit seiner Exfreundin zu tun gehabt, die mir anscheinend ähnlich sieht. Er meinte, er sei eifersüchtig gewesen. Er wäre gern an deiner Stelle gewesen.«

Michel ließ den Blick über meinen Körper wandern, als suchte er nach Spuren. »Hat er dich angefasst?«

Ich vergrub das Gesicht in den Händen.

»Was hat er getan, was?«

Ich schüttelte den Kopf. »Hör mal, Michel, ich ...«

Er nahm mein Gesicht in die Hände, aber ich zog den Kopf zurück. Seine Blicke bohrten sich in mich. »Was hat er getan?«

»Bitte, hör mir doch zu ... Peter hat ein Projekt in der Mache, ein Bauprojekt, und dafür braucht er Geld. Viel Geld. Eric wollte es ihm geben, aber ich habe ihn davon abgehalten. Ich will es nicht, weil ich glaube, dass wir das Geld nie wiedersehen ...«

Ich redete ohne Punkt und Komma, jetzt war ich nicht mehr zu halten. Ich platzte mit der ganzen Geschichte heraus: wie Peter mich schon vor einem Jahr in der Küche angegrapscht hatte, was er alles gesagt hatte, wie viel Angst ich gehabt hatte. Wie einsam ich gewesen war, während Michel im Baskenland gearbeitet hatte, dass ich das Ganze für ein abgekartetes Spiel gehalten hatte, geglaubt hatte, er hätte mich für Geld verführt, dass Peter etwas in der Art angedeutet hatte - seinen Deckhengst, *étalon*, hatte er Michel genannt und mir später erzählt, Michel könne »seinen Schwanz einfach nicht im Zaum halten« und dass ich mich besser von ihm fernhalten solle.

Ich verhaspelte mich so oft wie sonst nie, verwechselte die Verben, brachte »sein« und »haben« durcheinander, Vergangenheits- und Gegenwartsformen, stolperte über Konjugationen und suchte fieberhaft nach einfachen, mühelos zu handhabenden Substantiven. Michel hörte mit ganzer Aufmerksamkeit zu, half mir, wenn ich nach Worten suchte, reagierte mit »*putain*« oder noch drastischeren Kraftausdrücken, wenn er begriffen hatte, was ich meinte, rieb sich die Nase und den Oberarm, tigerte im Raum auf und ab. Ich sagte auch, dass ich Peter im Verdacht hatte, viel Geld zu unterschlagen, weil Eric ihn sehr wohl jede Woche auf Heller und Pfennig bezahlt hatte.

Schließlich beendete ich meinen wirren Monolog damit, dass ich heute Nachmittag Besuch von Peter bekommen hatte, dass er ins obere Stockwerk gekommen war und mich bedroht hatte.

Und fast vergewaltigt.

Michel gab ein Schnauben von sich. Er hielt sich die Hand vor den Mund, strich sich durchs Haar, griff sich in den Nacken, wandte mir den Rücken zu, sah aus dem Fenster, drehte sich wieder zu mir um. Die Sehnen an seinem Hals traten hervor, er ballte die Hände zu Fäusten. Das Funkeln in seinen Augen jagte mir kalte Schauer über den Rücken.

Stumme Wut.

Im nächsten Moment kam Bruno herein. Das Mädchen war nicht mehr bei ihm.

Michel fing an, auf ihn einzureden, in rasendem Tempo und teilweise in Argot, ich bekam nur Bruchstücke mit. Diverse Kraftausdrücke, der Name Peter, das Wort Geld. Bruno machte einen immer aufgebrachteren Eindruck und Michel auch.

Mir wurde mulmig zumute, ich stand auf. »Ich wollte euch nicht in Schwierigkeiten bringen. Aber ich wusste nicht mehr, was ich tun sollte. Mit Eric kann ich darüber nicht reden, und ... ich weiß einfach nicht mehr weiter.«

Bruno hörte anscheinend überhaupt nicht mehr zu, ich war Luft für ihn. Er zitterte, vielleicht infolge

eines Adrenalinstoßes, vielleicht von dem Kokain oder was immer er da genommen hatte. Er stieß nur noch Kraftausdrücke hervor. Plötzlich, ohne jede Vorwarnung, stürzte er zur Tür hinaus und rief, er würde jetzt zu Peter fahren und sich sein Geld holen. Eine Ankündigung, die er mit weiteren Flüchen unterstrich.

»Du bleibst hier«, rief Michel ihm hinterher.

Aber Bruno war schon weg.

Michel setzte ihm nach. Hastig fischte ich meinen Mantel vom Bett und lief ebenfalls in den Flur hinaus. Er hatte Bruno eingeholt, hielt ihn mit wenig Feingefühl fest und redete auf ihn ein. Bruno riss sich los und brüllte uns an, erst mich, dann Michel.

Der fasste ihn am Arm und zerrte ihn zurück ins Zimmer. Von dem Wortwechsel der beiden verstand ich nicht einmal die Hälfte. Sie redeten wild durcheinander, und ich blieb an der Tür stehen, stumm, weil mir nichts einfiel, womit ich Bruno hätte beruhigen können.

Michel war auch nicht gerade die Ruhe selbst.

Wahrscheinlich verschwand ich besser kurz und ließ die beiden in Ruhe. Über den Flur ging ich zur Toilette. Gedämpft drangen ihre Stimmen zu mir, während ich mich im Spiegel ansah und versuchte, mich zu beruhigen.

Ich hatte Angst. Bruno war völlig durch den Wind. Michel hatte seine Gefühle nach außen hin besser unter Kontrolle, aber innerlich kochte auch er. Kein bisschen ruhiger als zuvor trat ich wieder auf den Flur und wäre fast mit Bruno zusammengestoßen. Er würdigte mich keines Blickes, sondern lief mit schnellen Schritten die Treppe hinunter. Zur gleichen Zeit kam Michel aus seinem Zimmer und ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen.

»Ich fahre lieber mit«, sagte er und hielt ebenfalls auf das Treppenhaus zu, »sonst geschieht noch ein Unglück.«

Ich eilte den beiden nach.

»Seid bloß vorsichtig, Peter ist richtig gefährlich!«, rief ich ihnen von der Haustür aus hinterher.

Michel antwortete nicht, schaute aber beim Überqueren der Straße noch mehrmals zu mir zurück. Auf der anderen Straßenseite hatte Bruno bereits den Wagen angelassen und ließ nun ungeduldig den Motor aufheulen. Ich schlang die Arme um den Körper und sah zu, wie die beiden die Rue Charles de Gaulle hinunterfuhren und dann links abbogen, kurz bevor die Ampel auf Rot sprang.

Zehn Minuten später stand ich noch immer wie gelähmt auf dem Bürgersteig und starrte zu der Kreuzung hinüber. Zeit existierte nicht mehr. Es gab keine Welt mehr, keine Wirklichkeit. Ich stand da wie betäubt, außerstande mich zu rühren, als wäre ich plötzlich in eine andere Dimension hineingeraten.

Langsam wurde mir klar, was ich gerade in Gang gesetzt hatte. Hierher zu kommen war ein Fehler gewesen. Was würde nun geschehen?

Was hatte ich getan?

Zitternd ging ich zu meinem Wagen zurück und suchte nach dem Autoschlüssel. Meine Manteltasche fühlte sich ungewöhnlich leicht und leer an. Links wie rechts. Leer. Die Schlüssel steckten in der Innentasche.

Aber mein Portemonnaie war verschwunden.

An dem Sonnenlicht, das durch das kleine Fenster meiner Zelle einfällt, merke ich, dass der Morgen angebrochen ist. Dies ist mein dritter Tag hier. In der letzten Nacht habe ich kein Auge zugetan, nur dagelegen und meinem eigenen Atem gelauscht.

Ich fühle mich immer noch krank und schwach, aber meine grauen Zellen sind wieder in Gang gekommen. Langsam werde ich ruhiger, gelassener.

Peter ist ermordet worden. Er ist tot. Was genau ist geschehen? Wo? Wer? Die Unsicherheit nagt an

mir. Bruno war aufgebracht, aber Michel war ... rasend.

Ich hätte ihm nichts erzählen dürfen. Ich hätte den Mund halten sollen. Oder wenigstens mitfahren, die beiden nicht alleine losziehen lassen. Dann wäre es vielleicht anders gekommen.

Hätte ich irgendetwas tun können, um es zu verhindern?

Ich setze mich auf, lege die Arme um die Knie und konzentriere mich auf das rechteckige Fenster direkt unter der Decke. Zu spüren ist die Sonne hier drinnen nicht, die Wärme dringt nicht durch, aber zu sehen ist sie doch, als länglicher Lichtquader, der einen Teil der Zelle und der Pritsche erhellt.

Das Portemonnaie, mein Portemonnaie: dazu hat der Ermittler gestern eine Frage nach der anderen gestellt. Sie haben immer weitergebohrt, als ob es außerordentlich wichtig wäre. Ein Beweisstück. Ob sie bei Michel eine Durchsuchung gemacht und es gefunden haben? Dann stand er jetzt unter Verdacht. Oder glauben sie, dass ich bei der Tat geholfen habe? Was wissen sie, was haben sie alles gefunden?

Wenn sie Michels Zimmer durchsucht haben, haben sie bestimmt auch Peters Haus auf den Kopf gestellt. Seine Buchhaltung unter die Lupe genommen, seinen Computer, sein Handy ...

Ich fahre mir mit den Fingern durchs Haar. Es ist verfilzt, fühlt sich trocken und spröde an.

Bestimmt haben sie das Foto gefunden. Das Foto von Michel und mir. So sind sie drauf gekommen: mein Portemonnaie bei Michel zu Hause und ein Foto von uns beiden auf Peters Handy.

Aber warum haben sie nichts über Michel gesagt? Kein einziges Wort? Habe ich es mir doch nur eingebildet, dass ich ihn rufen hörte, in meiner ersten Nacht hier: *Dis rien* ... sag nichts? Ich hätte schwören können, dass es seine Stimme war. Aber vielleicht habe ich mich doch getäuscht.

Ich habe Angst.

Mein Leben ist vorbei. Ich habe Beihilfe zu einem Mord geleistet.

Eric wird erfahren, dass ich ein Verhältnis hatte. Wenn er es nicht inzwischen bereits weiß.

Ich stehe allein da. Ganz allein.

Um mich selbst mache ich mir gar nicht so viele Sorgen. Aber um Isabelle und Bastian. Meine Kinder bedeuten mir alles.

Und um Michel. Lieber Gott, bitte lass es Bruno gewesen sein. Nicht Michel.

Die Tür zu meiner Zelle wird geöffnet. Ich blicke auf. Im Türrahmen steht ein Polizist, den ich noch nie zuvor gesehen habe. »*Madame Jansen?*«

Ungelenk erhebe ich mich von der Pritsche. Noch ein Verhör? Will er mir sagen, dass ich einen Anwalt anrufen darf?

»Sie dürfen nach Hause.«

Ungläubig starre ich ihn an.

In der Eingangshalle der Polizeiwache werde ich von Eric erwartet. Er kommt auf mich zugelaufen und erdrückt mich fast mit seiner Umarmung. »Simone, was für ein Elend!« Seiner Stimme ist anzuhören, dass er völlig aufgelöst ist. »Ich versuche schon seit drei Tagen, zu dir durchzudringen, aber sie haben mich nicht gelassen ...«

Er tritt einen Schritt zurück und mustert mich von Kopf bis Fuß. »Wie geht es dir, Schatz? Bist du gut behandelt worden?«

»Ja, nur ... ich hatte solche Angst.«

»Komm, wir gehen von hier weg.«

Er legt den Arm um mich, knufft mich in die Seite, zieht mich an sich und führt mich nach draußen. Der Glanz des Sonnenlichts auf den Sandsteinfassaden ist so hell, dass mir die Augen wehtun.

»Wie geht es den Kindern?«, frage ich.

»Prima. Ich habe ihnen erzählt, du seist in die Niederlande gefahren.« Er sah mir direkt ins Gesicht.

»Ich wollte sie nicht ...«

»Schon gut. Eric ... haben sie ... was haben sie dich alles gefragt?«

»Wer?«

»Die Polizei.«

»Sie sind zweimal da gewesen. So ein Typ, wie hieß er noch mal ... Philippe Guichard. Dunkelhaarig, ein waschechter Franzose.«

»Und was wollte er wissen?«

Eric schüttelt den Kopf, als wollte er das Ganze jetzt am liebsten vergessen. »Alles Mögliche. Was ich über Peter weiß, wie lange er bei uns gearbeitet hat, wie die Bezahlung geregelt war und so weiter.«

Wir sind bei unserem Wagen angekommen. Erics Augen sind glasig, wie mir jetzt auffällt, das Weiße ist blutunterlaufen, seine Haut ist ganz blass. Er hat offenbar kaum geschlafen. Genau wie ich.

»Simone ... es tut mir so leid, was ich da angerichtet habe. Das ganze Getue mit Peter. Wenn ich geahnt hätte, was dabei herauskommt ...«

Ein Blick in seine Augen sagt mir, dass er nichts weiß.

Gar nichts.

Wie ist das möglich? Das Foto, mein Portemonnaie ...

Er hält mir die Autotür auf, ich setze mich auf den Beifahrersitz. Lege mechanisch den Gurt an und lasse den Kopf an die Lehne sinken.

Er steigt neben mir ein. »Das ist alles so unwirklich, Simone.« Ich nicke, obwohl ich nicht weiß, worauf sich diese Wahrnehmung genau bezieht. »Was ist denn passiert, Eric, ich meine ...«

»Das weißt du nicht?«

Ich schüttele den Kopf. »Sie ... sie haben mir nichts erzählt.«

Eric umklammert das Lenkrad und starrt geradeaus ins Leere. »Als Claudia nach Hause gekommen ist, sind plötzlich Bruno und Michel an ihr vorbeigelaufen, in Brunos Auto gesprungen und davongerast. Drinnen hat sie dann Peter gefunden. Mausestot. Sie hat die Polizei gerufen, und die konnte Michel und Bruno noch vor Bordeaux stellen. Sie waren unterwegs nach Spanien, in die Berge. Die arme Frau. So was wünscht man doch seinem ärgsten Feind nicht ... Michel hat ihn kaltblütig erschlagen.« Er hob die Hände, um seine Worte zu unterstreichen. »Richtiggehend erschlagen, Simone.«

Wie gelähmt sitze ich da und konzentriere mich aufs Atmen.

»Außerdem haben sie ein paar Sachen geklaut«, fuhr Eric fort, »und eine ganze Menge kaputt gemacht. Fernseher, DVD-Player, Handy, Computer, Laptop - Claudia meinte, sie hätten mehr oder weniger das ganze Haus kurz und klein geschlagen. Es muss ausgesehen haben wie ein Schlachtfeld. Wenn man so was in der Zeitung liest, denkt man doch immer: Was sind das bloß für Leute? Aber in diesem Fall ... ich weiß, was es für Leute sind, verdammt. Ich kenne sie sogar persönlich, und zwar nicht allzu schlecht. Hab ich mir eingebildet.«

Ich wage Eric nicht anzusehen. Allmählich fügt sich alles ins Bild.

Handy, Computer, Laptop. Sämtliche Speichermedien.

Ich presse die Zähne aufeinander, kann mich dann aber doch nicht zurückhalten. Ich muss es wissen.

»Woher ... woher wissen sie, dass es Michel war?«

»Er hat gestern ein Geständnis abgelegt.«

Ich schließe die Augen. »Warum, Eric?« Meine Stimme klingt sonderbar leise, ängstlich.

»Geld. Kannst du dir vorstellen, dass Peter die Jungs für die Hälfte der Zeit nicht mal bezahlt hat? Die Rechnungen, die er uns ausstellte, tauchen in seiner Buchhaltung überhaupt nicht auf. Die Jungs waren nicht mal versichert, die haben alle schwarz gearbeitet. Peter hatte Schulden bei irgendwelchen kriminellen Typen aus dem Baskenland. Das lief wohl alles schon länger, die hatten ihn sowieso im

Visier. Es ist mir total peinlich, Simone. Hätte ich doch nur auf dich gehört, als du meintest, du hättest kein gutes Gefühl bei ihm. Ich habe mich da viel zu sehr hineingesteigert.«

Er umarmt mich und küsst mich zärtlich auf die Stirn. »Und dann bist du auch noch verhaftet worden deswegen! Hoffentlich können wir da nächstes Jahr schon drüber lachen.« Das Lächeln auf seinem Gesicht hält nicht lange vor. »Claudia hat vorerst nichts mehr zu lachen. Die ist ihren Mann los.« Er legt mir die Hand auf den Oberschenkel. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie froh ich bin, dich wieder bei mir zu haben, mein lieber Schatz. Wenn ich daran denke, dass wir einen Haufen Krimineller im Haus hatten - unglaublich! Peter mit seinen Betrügereien. Das stellt Betty mit ihren Geschichten natürlich in ein ganz anderes Licht. Genau wie Bruno und Michel. Vor allem Michel. Der machte immer einen so netten Eindruck.«

»Was ... was passiert denn jetzt weiter?«

Eric holt den Autoschlüssel hervor und steckt ihn ins Zündschloss. »Mit Michel und Bruno?«

Ich nicke.

»Sie sind hier auf der Wache verhört worden, genau wie du, und heute Morgen hat man sie ins Gefängnis gebracht. Da bleiben sie erst mal, bis zum Prozess. Es sieht nicht gut für sie aus. Verdienterweise.«

»Wann beginnt der Prozess?«

Er runzelt die Stirn, zuckt mit den Schultern und lässt den Wagen an. »Das kann schon ein halbes Jahr oder so dauern«, sagt er, wobei er in den Außenspiegel schaut und sich in den Verkehr einordnet. »Anscheinend wird das eine komplizierte Angelegenheit. Bruno kriegt eine Anzeige wegen Gewalttätigkeit, Misshandlung, böswilliger Zerstörung, Hausfriedensbruch und Diebstahl. Das wird ihn zwei bis drei Jahre kosten. Aber der Dumme ist Michel, weil sie ihm auch noch Totschlag anlasten, zusätzlich zu allem anderen. Dieser Guichard meinte, es kommen wohl fünf bis acht Jahre auf ihn zu.«

Ich sehe Eric nicht an. Seine Worte donnern wie ein Schnellzug durch meinen Kopf. Jedes einzelne trifft mich ins Herz.

Fünf bis acht Jahre ...

Ich schlucke und reibe mir mit den Händen übers Gesicht.

»Vielleicht zählt es als mildernder Umstand, dass sie von Peter so übers Ohr gehauen worden sind«, fährt Eric fort. »Anscheinend hat er sie jahrelang gehalten.«

Der Volvo rast die Straße entlang, wir haben freie Bahn. Ich kann immer noch nicht ganz fassen, dass ich frei bin, völlig frei. Ich kann kommen und gehen, wie es mir beliebt, ich kann nach Hause, wo ich das Licht selbst aus- und anmachen kann, kann fernsehen, kann mit Bleu spazieren gehen.

Ich brauche keine Angst mehr vor Peter zu haben.

»Haben sie deshalb ... ich meine ... woher wussten sie ... wie sind sie dahintergekommen, dass Peter Geld unterschlagen hat?«

»Das weißt du nicht?«

Verwundert schaue ich ihn an. »Nein.«

Eric schaltet in den vierten Gang. Die Landschaft wird hügeliger, die Bebauung spärlicher. »Michel hat mich angerufen, Freitagabend. Ich hab's dir noch erzählt, als du nach Hause kamst, aber du hast dich nicht sonderlich gut gefühlt, da hast du's wohl vergessen. Jedenfalls wollte er wissen, ob ich Peter das Geld gegeben hätte, und das habe ich natürlich bejaht. Darauf meinte er, Peter hätte den Jungs erzählt, wir hätten finanzielle Probleme, und deshalb hätte er nichts gekriegt.«

»Freitagabend?«

»Ja, etwa eine Viertelstunde, bevor du vom Einkaufen zurückgekommen bist. Ich glaube, er war im Auto unterwegs.«

Wir sind fast zu Hause. Ein unglaublich blauer Himmel hebt sich vom Grün der Wälder und Wiesen ab. Beigefarbene Kühe stehen in kleinen Gruppen im Schatten von Bäumen.

»Und was wolltet die eigentlich von dir erfahren?«, fragt Eric plötzlich.

»Es ging um mein Portemonnaie. Ich weiß nicht, warum sie darauf so herumgeritten sind, ich ... ich verstehe es nicht.« Mir stockt der Atem. Mehr kann ich nicht sagen. Ich muss abwarten, was Eric mir erzählt.

»Der Typ, dieser Ermittler«, sagt Eric, »hat sich gut und gern dreißig Mal dafür entschuldigt, dass sie dich verhaftet und so lange festgehalten haben. Sie hatten dein Portemonnaie bei Peters Leiche gefunden, blutverschmiert. Neben der Jacke von Michel.«

Ich schlage die Hände vor den Mund. »Was?«

»Mit Michels Fingerabdrücken«, fährt Eric fort. »Und im Verhör hat dieser Halunke dann gestanden, dass er es dir gestohlen hat, am Nachmittag seines letzten Arbeitstags hier. Unglaublich! Monatelang geht er hier ein und aus, und dann fällt ihm plötzlich so was ein!«

Mir wird flau im Magen. Michel hatte mein Portemonnaie eingesteckt. Bestimmt war es mir aus der Tasche gefallen, als ich bei ihm auf dem Bett saß. Vielleicht hatte er Angst, ich würde es mitzunehmen vergessen und zu Hause in Erklärungsnot geraten ...

Ich schließe die Augen und sehe Bruno in seinem Auto vor mir, kochend vor Wut. Michel, wie er mir einen letzten Blick zuwirft und dann die Straße überquert.

Er hat es eingesteckt und dann nicht mehr daran gedacht.

Ich spüre Messerstiche im Bauch, einen brennenden Schmerz, heftiger als ich je zuvor einen Schmerz verspürt habe.

Michel hat mich freigesprochen. Vollständig.

Er hat alle Schuld auf sich genommen.

Epilog

Eric und die Kinder schwimmen im See. Isabelle hat einen bunten Mickey-Mouse-Schwimmreifen, und Bastian klammert sich an den Rändern einer knallrosa Luftmatratze fest. Sie stoßen verzückte Schreie aus und lachen.

Eric tut so, als wäre er ein Hai. Mit großem Brimborium schwimmt er auf die beiden zu, schneidet furchterregende Grimassen, taucht unter und drückt Bastians Luftmatratze nach oben. Bastian kreischt vor Vergnügen.

»Kommst du auch rein?«, ruft Eric mir zu. »Das Wasser ist wundervoll!«

Ich schüttele den Kopf. »Ich hole noch was zu trinken.«

Ich drehe mich um und gehe den Hang hinauf.

Auf dem höchsten Punkt bleibe ich stehen. Blau, grau und violett erstrecken sich die Hügel vor mir wie die Wellen des Ozeans. Hoch über mir durchschneiden Flugzeuge den wolkenlosen Himmel. Schwalben segeln herab und ziehen wieder hoch, ich höre die Grillen zirpen.

Ich atme tief durch und lege die Arme um meinen Leib.

Es ist Sommer.

Vor einem Jahr haben wir dieses Haus gekauft.

Wir wussten, was wir wollten. Alle Brücken hinter uns abbrechen. In einem anderen Land ein neues Leben beginnen. Das hat uns zusammengeschweißt. Ein Pakt, wie er in Liedern besungen wird.

Aber was besungen, beschrieben oder verfilmt wird, ist immer viel, viel schöner als die Wirklichkeit. Es ist wie die Vergrößerung eines schönen, aber kleinen Ausschnitts. Insgesamt ist die Realität selten so zauberhaft, wie eine solche Geschichte glauben machen möchte. Wir verschließen die Augen vor dem Alltag und machen Fotos von den schönsten Orten, die wir besuchen, und den außergewöhnlichsten Augenblicken, die wir erleben und die so selten sind, dass die Kamera gewiss nicht fehl am Platze scheint. Wir zeigen diese Bilder Freunden und Bekannten, hängen sie an Wände und kleben sie in Alben. So schreiben wir unsere eigene eingefärbte, zensierte Geschichte.

Aber daneben gibt es immer noch eine andere, die schwer greifbar erscheint, im Verborgenen bleibt. Die sich nur emotional erfassen lässt.

Und manchmal ist es eine Geschichte, die niemals erzählt werden kann. So schön, einschneidend, überwältigend und intensiv sie auch gewesen sein mag.

Niemals.

Während ich zu Eric und den Kindern unten am See hinabschaue, wandern meine Hände wie von selbst zu meinem Bauch. Ein leichtes Rumoren, wie von hin- und hergedrückten Luftblasen. Ein Gefühl, das ich schon kenne.

Ich bin nicht mehr allein in diesem Körper.

Me gustan los aviones, me gustas tú

Me gusta viajar, me gustas tú

Me gusta la mañana, me gustas tú

Me gusta el viento, me gustas tú

Me gusta soñar, me gustas tú

Me gusta la mar, me gustas tú

Que voy a hacer, je ne sais pas
Que voy a hacer, je ne sais plus
Que voy a hacer, je suis perdu
Que horas son, mi corazón

Manu Chao, *Me gustas tú*
(Proxima Estacion Esperanza)

Merci

Es gibt ein paar Menschen, die mir während des Schreibens eine große Stütze waren. Vor allem Annelies wurde nicht müde, mir beizustehen und mich zu motivieren. Thierry hat mir nicht nur bei einem kniffligen Plot-Problem zu einer praktischen Lösung verholfen, sondern überhaupt viel Anteil an meiner Arbeit genommen. Dank gebührt auch Peter für seine ermutigenden Worte und die aufbauenden Kommentare. Ebenso Wanda und Renate: Die Zusammenarbeit war unübertrefflich. Vielen Dank auch an N., der mir bis ins Detail erläutern konnte, wie es in einem französischen Gefängnis zugeht. Und allen, die ich jetzt womöglich vergessen habe, obwohl auch sie mitgelesen und mitgefiebert haben.

Last but not least danke ich meinen Eltern, die meine schriftstellerischen Ambitionen immer unterstützt haben, und vor allem B., der mich nach zwanzig Jahren immer noch täglich zu überraschen und zu inspirieren weiß.